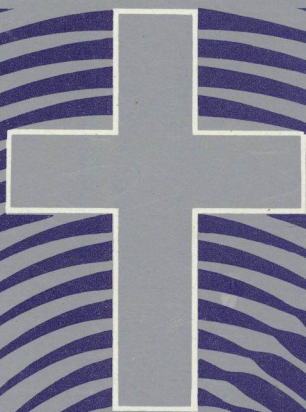


Hermann Hartfeld

Glaube trotz »KGB«



Christsein in der UdSSR heute

Hermann Hartfeld: Glaube trotz KGB

Hermann Hartfeld

**GLAUBE
TROTZ KGB**

Christsein in der UdSSR heute

Stephanus Druck + Verlag GmbH
7772 Uhldingen 1

Faith Despite KGB

German Edition

Copyright 2015 Voice Media

info@VM1.global

Web home: www.VM1.global

All rights reserved. No part of the publication may be reproduced, distributed or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic, or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law. For permission requests, email the publisher, addressed “Attention: Permission Coordinator,” at the address above.

This publication **may not be sold, and is for free distribution** only.

INHALTSVERZEICHNIS

	Vorwort	7
	Ouvertüre	11
1	Wege zum Glauben, Wege im Glauben	17
2	Gott ist immer mit mir	36
3	Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gott- losen	44
4	Genosse, Bürger, Kumpel, Knirps	54
5	Der Gemeindeleiter	72
6	Das KGB spannt Netze	79
7	Zuhören hätte alles geändert	92
8	Die Taufe	108
9	Nikanor	121
10	... hat alles verlassen und ist dir nachgefolgt	131
11	Willkommen in der Kolonie	153
12	Das Gefängnis im Gefängnis	169
13	Arbeit, Freizeit, neue Brüder	185
14	Anfechtungen	202
15	Schweigen und plaudern	216
16	Das KGB beginnt wieder Ernst zu machen	227
17	Pjotr blendet zurück, oder Die Kompromiß- frage	244
18	»Und bist du nicht willig, so brauch' ich Ge- walt«	257
19	Geburtstag	273
20	Späte Einsichten	278
21	Zwei Runden mit dem Sektionschef	289

22	Kinderangst — Angst um Kinder	296
23	Viktor und die Gerechtigkeit	303
24	Zweimal Begegnung	310
25	Fahrt ins Unbekannte	322
26	Andere Lager, andere Sitten	335
27	Das Begräbnis	347
28	Im Schlepptau zur Arbeit	357
29	... wie auch wir unsern Schuldner vergeben haben	364
30	Hoffnung läßt nicht zuschanden werden . . .	376
31	Manche Wege führen weiter	393
32	Gottes Wort in harter Haft	403
	Epilog	409

VORWORT

»Die Wahrheit ist immer auf seiten des Starken«, höhnt ein Beamter des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes KGB in Gegenwart eines Christen.

Daß stark ist, wer sich an die Wahrheit — an Jesus Christus — hält, bezeugen die Gläubigen, von denen in diesem Bericht die Rede ist. Eine Besonderheit des Buches ist, daß es eine Fülle von Information über die Glaubenspraxis verschiedener Bekenntnisse bringt. Was der Autor und seine Glaubensbrüder erlebt haben; wie die Wahl der Christen in der UdSSR zwischen dem ewigen Leben und dem scheinbaren Vorteil des Eigenlebens aussehen kann, ist hier festgehalten.

Hartfeld zeigt das wahrheitsgetreue Bild: Christen, die ganz in der Hingabe leben, werden Wege geführt, auf denen ihr Glaube wächst. Dabei haben sie zu kämpfen; nicht auf der menschlich-politischen Ebene, sondern, wie ein Christ auf diesen Seiten es formuliert, gegen die Geister des Bösen.

»Nur die *ganze* Hingabe (an Jesus Christus) hilft gegen den Feind« — diese Erkenntnis eines russischen Christen gilt genauso für uns im Westen. Sind wir bereit, uns mit der Situation der Geschwister in der UdSSR zu identifizieren? Sind wir bereit, sie nicht zu bemitleiden, sondern mit ihnen zu leiden? Wenn wir sie bemitleiden, zeigen wir die eigene Angst, Angst vor der Zukunft, Angst vielleicht vor einer Besserungsarbeitskolonie . . . Und Angst verhindert es, daß Vorurteile und Klischeevorstellungen abgebaut, dafür neue Informationen aufgenommen werden können. » . . . die ganze Hingabe *hilft* gegen den Feind!« rufen uns

der Autor und seine Brüder zu. Erfahren wir das in unseren eigenen Anfechtungen? Sind wir denn bereit, unsere eigene Lage anzunehmen? Sagen wir denn ja zur Führung hier?

*

Zwei Dinge sollen vorweg noch verdeutlicht werden.

Zum einen kurz die geschichtliche Entwicklung: Anders als im deutschsprachigen Raum hat es in Rußland nie eine evangelische (protestantische) *Landeskirche* gegeben. Die Orthodoxie hatte als Staatskirche, deren Oberhaupt der Zar war, eine sehr starke organisatorische Position — jahrhundertlang unangefochten. Dennoch faßte evangelischer Glaube Fuß:

- Ab Mitte des 19. Jahrhunderts begannen sich im Süden Rußlands, in der Ukraine, evangelische Christen zur *Bibelstunde* zu versammeln; diese »Stundisten« suchten das praktische Glaubensleben gemäß der biblisch-pietistischen Tradition, ohne eine »Gegenkirche« bilden zu wollen (Onischtschenko, Radushnyj).
- Die erste Baptistengemeinde entstand in den 1860er Jahren in Tiflis, bald von zahlreichen weiteren gefolgt (Prochanow).
- Im nachfolgenden Jahrzehnt kam es in Petersburg in adligen Kreisen zu einer Erweckung (Oberst Paschkow, Fürstin Lieven).

Im Gegensatz zu Alexander III. (1881—1894) gewährte Nikolaus II. ab 1905 wieder offiziell Gewissensfreiheit.

Nachdem der Oktoberumsturz 1917 die Trennung von Kirche und Staat brachte, konnten die evangelischen Christen bis etwa 1926 Inlandmission betreiben und trotz — oder wegen — der schweren Zeit des Bürgerkriegs und danach zahlreiche Menschen ansprechen.

Auch Gruppierungen wie die Adventisten und die Pfingstgläubigen fanden Verbreitung, ganz zu schweigen

von der großen Zahl von Sekten, die z. T. mit der biblischen Botschaft wenig oder nichts mehr gemein hatten.

Die grausamen Jahre des militanten Atheismus richteten sich dann gegen jedwede Religion . . . doch 1943 ließ der kommunistische Staat die orthodoxe Kirche wieder zu, 1944 die — vereinigten — evangelischen Christen und Baptisten (daher die Abkürzung EChB) unter einem »Allunionsrat«. Bekanntlich hat sich der Staat seinerseits nicht an die Trennung von Kirche und Staat gehalten. Dies veranlaßte sowohl orthodoxe Gläubige (die »wahre orthodoxe Kirche«) als auch Adventisten und Pfingstgläubige, sich anhand der Bibel zu *reformieren*, 1960/61 ebenfalls zahlreiche Gemeinden des EChB-Allunionsrates — die »Initiativniki«, die ihren Rat der EChB-Kirchen errichtet haben.

Interessanterweise gelten gerade diese Gruppierungen bei den Behörden als unzulässige »Sekten«, denen die Registrierung verweigert wird. (In der sowjetischen Presse werden sie als »spalterische« bzw. »illegale« Gemeinden bezeichnet; im Westen sind sie weithin als »Untergrund-Kirchen« bekannt geworden.) Und es waren vorwiegend Vertreter dieser evangelistisch ausgerichteten Denominationen, die sich u. a. in der Besserungsarbeitskolonie in geistlicher Einheit wiederfanden.

In evangelischer Einheit haben am 20. Juni 1976 erstmals Angehörige sechs verschiedener Kirchen (Adventisten, Christuskirche, Evangeliumschrsten-Baptisten, Pfingstgemeinde, Römisch-katholische Kirche, Russisch-Orthodoxe Kirche) einen 15seitigen *gemeinsamen* Appell an das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR gerichtet. Die 28 Unterzeichner warnen, daß die Verfolgung der Kirche eine Gefährdung des sowjetischen Staates bedeute, und weisen nach, daß die Diskriminierung der Christen nicht eine Abweichung von der Gesetzgebung der UdSSR bedeute, sondern fest darin verankert sei. — Dieses gemein-

same Schreiben aus dem christlichen Widerstand in der Sowjetunion macht jene Wirklichkeit sichtbar, die der Autor bereits zehn Jahre früher in den Kolonien erlebt hatte!

Und der zweite Punkt:

Manche Christen, von denen hier die Rede sein wird – Mitglieder der Zionsgemeinden sowie Reformadventisten – betonen z. B. sehr stark die Heiligung des Sabbats. Mit dieser Frage setzt sich der Autor deutlich auseinander, und wir sehen: die Gesetzlichkeit wird von ihnen nicht als Heilersatz mißverstanden, sondern aus Gehorsam gegenüber dem persönlichen Herrn eingehalten. Diese Gläubigen wissen sich so *geführt*; und darauf kommt es für jeden Menschen an: zu tun, wovon einer – bei täglich neuer Hingabe – »in seinem (am Wort Gottes ausgerichteten) Gewissen überzeugt ist«.

Bern, im Sommer 1976

A.K.D.

Den um Christi Freiheit willen Gefangenen und den treuen Gotteskindern Russlands, die zu Tode gequält wurden.

Die Nieren hatte man ihm kaputtgeschlagen und noch irgend etwas, er spie Blut, ein unwillkürliches Zittern hatte seinen Körper erfaßt, das Gesicht verzog sich je und dann zu einer Grimasse des Schmerzes. Aber er gab keinen Laut von sich.

»Sagen Sie jetzt, wer Sie geprügelt hat, oder wollen Sie weiter schweigen?«

Er sah den Operativen Beamten leidend an und schüttelte den Kopf. Der Operative erhob sich, warf dem Alten einen letzten haßerfüllten Blick zu aus seinen von der jüngsten Saufrunde noch immer getrüben Augen und verließ den Raum abrupt. Da seufzte der Sektionschef des Patienten tief und stapfte dem Vorgesetzten nach. Der Zerschlagene begleitete sie mit den Augen zur Tür und — lächelte. Verständnislos fragte der diensthabende Häftling:*

»Worüber freust du dich, Alter?«

»Sag ihm« — wider verzerrte der Schmerz seine Züge — »daß ich ihn liebhabende . . .«

»Wen?«

Der alte Mann schwieg eine Weile und brachte dann kaum hörbar heraus:

». . . sag ihm, daß auch Jesus ihn bis auf den Tod geliebt hat. Sag meinem . . .« Er spuckte einen Blutklumpen in den Eimer. ». . . meinem lieben Rußland, daß ich es mehr geliebt habe als mein Leben und . . .« Die Stimme versagte ihm, mühsam formten die Lippen noch ein paar Worte: »Jesus hat mehr Liebe für das Land als alle seine besten Söhne.«

Die Lider schlossen sich; der zerschundene Körper lag starr.

* Operativer Beamter (Bevollmächtigter): »ausführender« KGB-Beamter, vom Staatsanwalt oder andern Instanzen zu Verhaftungen usw. bevollmächtigt.

*Da kam ein Häftling in die Krankenbaracke gestürzt:
»Vater! Nicht sterben! Vaaater!«
Sein verzweifelt Schreien ließ den Diensthabenden
ratlos in eine Ecke flüchten. Der Raubmörder fiel am Bett
nieder, legte seinen Kopf auf die Brust des Alten und
schluchzte:
»Nicht sterben! Ich Ekel hab dich umgebracht! Stirb
doch nicht, Vater, vergib!«
Gleichsam widerwillig, sehr langsam gingen die Augen
auf, der Alte hob seine Rechte und legte sie auf den ge-
schorenen Schädel des Häftlings:
»Nicht weinen . . . Ich hab dich lieb . . . und Rußland
auch. Tritt an meine Stelle . . . ich möchte heimgehen . . .«
Die Hand glitt vom Kopf des Burschen, die Lider fielen
zu; das liebevolle Lächeln blieb auf dem Gesicht.
»Vater! Nicht sterben!« weinte der Häftling trostlos;
aber er hörte das Herz nicht mehr schlagen. Da sprang er
auf und lief aus dem Sanitätstrakt geraderwegs auf die
Operative Abteilung. Verwunderte Blicke der Gefangenen
folgten ihm.*

*

*Richter: »Wofür haben Sie Ramin derart zusammenges-
chlagen?«*

*Geständiger: »Er war ein wundervoller Christ. In den
zwanzig Jahren seiner Haft hat Ramin vielen meines-
gleichen die Eltern ersetzt. Er verstand es, uns zu trösten
und uns eine lebendige Hoffnung auf eine bessere Zukunft
mitzuteilen. Ich, ehemaliger Raubmörder, habe ihn sehr
liebegehabt. Aber da erhielt ich einen Brief, und darin
stand, daß mein Mädchen gläubig geworden sei und daß
ihre Eltern ihr verbieten würden, weiter mit mir zu korre-
spondieren. Da war ich schrecklich aufgebracht, als ich das
gelesen hatte, und eben da kam mir Ramin mit seinem
freundlichen Lächeln unter die Augen. Ich weiß nicht, wie
ich ihn niederschlug und ihn mit den Stiefeln traktierte. Es
schien mir in dem Moment, alle Christen seien fertige*

Heuchler und Lügner. Ich weiß nicht, wie man das Opfer von mir befreite, irgendwer brachte Ramin in den Sanitätstrakt. Ich legte mich auf meine Pritsche und zog mir die Decke über'n Kopf.

Dann bestellte der Operative Beamte uns Gefangene zu sich, um herauszufinden, wer Ramin geprügelt hatte, aber keiner wagte mich zu verraten, auch die Denunzianten nicht.

Am Tag darauf steckte mir der Unbewachte Bannikow, der während meiner Untersuchung entlassen worden ist, einen Brief zu, von meinem Mädchen, in dem sie schrieb: »Gena, ich bin Christ geworden und bete, daß auch Du zum Glauben kommst, und nach Deiner Freilassung wollen wir gemeinsam I h m dienen. Ich werde die vollen fünfzehn Jahre auf Dich warten.«

Da hat mich der Schreck gepackt, daß ich den Alten unbegründet zusammengehauen hatte, und da rannte ich sofort zu ihm in die Sanität, aber er starb gleich. Jener erste Brief war eine Fälschung vom Operativen gewesen . . .

»Keine Verleumdungen!« schnitt ihm der Richter das Wort ab.

Man machte einen Schauprozeß daraus, im Hof der Kolonie, an einem Sonntagvormittag. Flüche und Rufe nach Erschießung hagelten auf den Mörder herab. Er wandte sich der Masse der Gefangenen zu — und wir erblickten leidgeprägte, aber versöhnte Züge. Da verstummten die Schreier, und in diese Stille hinein sprach Gena:

»Ja. Ich möchte gar nicht mehr leben. Ich habe das Gewissen unseres Lagers getötet, ich habe das unbefleckte Gewissen Rußlands ausgelöscht . . . Ich habe den Tod verdient. Auch ich möchte heimgehen . . . dahin, wo er ist.«

*

Es tat entsetzlich weh, ein letztes Mal die Lagerzone zu überschauen, ein letztes Mal die strahlende Visage j e n e s

Mörders, der inzwischen Christ geworden war und nun vom Dach einer Wohnbaracke herunter winkte, zu sehen. Mit großer Anstrengung wandte ich mich ab und ging die paar Schritte zum Auto, bei dem mich Freunde erwarteten.

»Freust du dich denn nicht, daß du jetzt frei bist?« fragte meine Schwester ungläubig.

»Was heißt frei?«

Sie verstand mich nicht.

Nicht weinen, ich hab dich lieb . . . und Rußland auch, hörte ich wieder. Und: Ich habe das unbefleckte Gewissen Rußlands ausgelöscht.

»Oleg, bitte«, sagte ich zum Fahrer, »mach erst noch eine Runde um die Zone, ja?«

Wir fuhren ganz langsam. Auf den Wachttürmen in den Ecken standen blutjunge Soldaten, voll überzeugt, daß sie »selbstlos die Heimat vor Volksfeinden schützen«.

Was heißt frei?

Gena, der frühere Mörder, war frei, war absolut frei, und dieser seiner Freiheit konnte kein Gefängnis etwas anhaben, weder ein sowjetisches noch sonst eines. Diese Freiheit dringt überall durch und bringt die Freude der Befreiung jedem, der nicht aus vermeintlichem Eigennutz Kompromisse vorzieht, sondern sich nach der e i g e n t l i c h e n Freiheit sehnt. Welche einzig Jesus Christus vermitteln kann.

*

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Die Freunde liefen ein Stück weit mit, am längsten mein Seelsorger, der Leiter unserer evangelischen Gemeinde. Mutter und Schwester sahen uns nur traurig nach. Eigentlich war Mutter das Abschiednehmen gewohnt; mehrmals hatte ihr Sohn in Haft gemußt. Aber diesmal konnte es ein endgültiger Abschied sein. Man hatte nur meine Frau mit ausreisen lassen; die Verwandten behielt das KGB, der Staatssicherheitsdienst, als Geiseln zurück.

Es war ein langer Kampf gewesen, bis der Entschluß zur Ausreise in den Westen ge'ast war. Ich vergegenwärtigte mir die väterlichen Worte des Gemeindeleiters D.:

»Ich lasse euch in Frieden ziehen und segne euch für die Arbeit im Weinberg des Herrn. Er entführt euch gewissermaßen von hier, denn wenn du bliebest, würde das KGB mit dir Schluß machen.«

Nun stand ich auf der Endbühne des Waggons und sah den Freunden nach, die am Ende des Bahnsteigs stehengeblieben waren.

»Freust du dich denn nicht, daß du in den Westen fährst, in die freie Welt?« hatte einer jener Exponenten des Nationalbewußtseins gefragt, die wohl noch in der Ewigkeit an ihrem Deutschtum festzuhalten hoffen.

»Was meinst du mit ›frei‹? Du bist gläubig und weißt noch nicht, wie Jesus frei macht? Sieh nur zu, daß ihr weder hier noch einmal im Westen eure Freiheit mit Kompromissen erkaufst . . . Und überleg dir mal, weshalb Hunderte von Christen es vorziehen, für die Christusfreiheit in Haft zu sterben. Versuche dahinterzukommen, was eigentliche Freiheit ist!«

*

Als ich bei unserem Zwischenhalt in Moskau das Hotel »Sarja« verließ, um — Wunder der Hauptstadt — Orangen zu kaufen, faßten mich zwei Männer unter und flüsternten mir drohend zu:

»Falls Sie im Westen erzählen, was Ihnen D. anvertraut hat, und falls Sie über uns schreiben und sich zugunsten der hiesigen Gläubigen einsetzen, werden Sie liquidiert!«

Wie ein Spuk verschwanden sie wieder.

Schon seit vierzehn Jahren hat man mir mit Vergeltung gedroht.

*

In Friedrichs christlichem Erholungsheim in Bad Salzflun genöß ich die Fürsorge der freundlichen Hausleute, aber die Sehnsucht nach Rußland wollte nicht abklingen.

Ach Rußland, welche Tyrannei hat dich über Jahrhunderte hin heimgesucht — mehrmals von außen, aber meistens von innen. Ob nicht mein Empfinden tiefer Verwandtschaft mit dir von daher kommt? Deine ursprüngliche Schönheit haben Diktatoren geschändet, deine dir in Liebe ergebenen Söhne haben sie mit Schmutz beworfen, in Gefängnissen sie unschädlich gemacht — tun es noch heute — oder sie hinausgejagt. Das haben wir mit dir durchlitten.

Die paar Diktatoren samt ihren Marionetten in frommen Soutanen haben indes nie dein Herz, dein Gewissen, deine Seele ausgemacht, ungeachtet aller prächtigen Plakate mit Slogans wie »Die KP der Sowjetunion — das Gewissen unserer Heimat«.

In diesem Buch sollen einige von denen vorgestellt werden, die tatsächlich Verantwortung für das Land trugen und tragen. Mag sein, daß manche Leser nicht alles verstehen — jene, die deine Seele und Schönheit und Reinheit nie erkannt haben . . . auch wenn sie ihr Leben lang auf deinem Boden lebten. Du wirst aber zu seiner Zeit von der Tyrannei, vom Bösen befreit werden — und aufatmen.

Schon bald! Das glaube ich felsenfest! Dein Erlöser ist unterwegs zu dir! Er wird die Verliese öffnen und die Gefangenen hinausführen, deine treuen Söhne; er wird alle Tränen abwischen und alle Wunden heilen.

In schweren Stunden bin ich mit dir gewesen, mein Herz ist auch jetzt mit dir, und ich freue mich darauf, gemeinsam mit dir — zwei Geschundene und Verwundete — ganz nah mit dem Erlöser, mit Jesus Christus zusammenzusein und einzig ihm alles zu sagen: wie einsam und trostlos wir ohne ihn gewesen waren!

Und ich möchte gern mit dir eins werden, gemeinsam für jene um Vergebung zu bitten, die dein Herz tyrannisiert haben: für jene Hirten, die mitka!fen, deine aufrichtigen Söhne und Töchter zu verfolgen — deine Kinder, die oft fielen, verzagten, fehlten, aber — mit Schmutz bewor-

fen — dennoch sich wieder erhoben und für die Wahrheit Christi einstanden, nach der du von alters her gedürstet hast.

Ich werde zurückkommen, mein Rußland.

1

Wege zum Glauben, Wege im Glauben

Herbst 1961. Der Sekretär eines KP-Bezirkskomitees einer größeren Stadt in Nordkasachstan saß am Telephon. Er gab dem KGB-Chef der Stadt bekannt, daß auf dem Territorium seines Stadtbezirks eine Gruppe von Leuten ihr Unwesen treibe, die an Gott glaubten und sich »sonderbar« aufführten. Im KGB konnte man ihn beruhigen: eine operative Sektion befasse sich bereits mit ihnen, und die Ergebnisse der Untersuchung würden dem Bezirkskomitee bekanntgegeben.

*

Lena Sil wuchs in einer gläubigen Familie auf; ihre Eltern gehörten einer Pfingstgemeinde an. 1952 wurden die Eltern verhaftet, und so kam Lena mit zwölf Jahren in ein Kinderheim. Sie weinte viel aus Heimweh nach Vater und Mutter, doch mit der Zeit gab sich das.

Irgendwie unbemerkt drang ein sympathischer junger Mann in ihr Leben ein, der sich als guter Bekannter ihres Vaters vorgestellt hatte. Sie freute sich jedesmal über sein Erscheinen. Und seit er sie zum erstenmal aufgesucht hatte, verhielten sich die Erzieherinnen im Heim und die Lehrer in der Schule Lena gegenüber so zuvorkommend! Er eroberte sich das Herz des heranwachsenden Mädchens; mit Igor zusammen war ihr so leicht und gut. Wenn er sich einen, zwei Monate nicht blicken ließ, sehnte sie sich weit mehr nach ihm als nach den Eltern.

Als sie sechzehn wurde, informierte man Lena über den Tod ihrer Eltern. Eine Welle dunkler Erinnerungen überflutete sie, und in ihr Zimmer eingeschlossen, weinte sie untröstlich, das Gesicht ins Kissen vergraben. Leise ging die

Türe auf — es war Igor. Er faßte sie bei den Schultern und zog ihren Kopf an seine Brust. Nichts weiter . . . Wie er die Tür aufgebracht hatte, war gleichgültig. Er war ihr von Gott gesandt worden, und mehr brauchte sie nicht. Lena beruhigte sich.

Von diesem Tag an besuchte Igor sie öfter als bisher. Er brachte ihr (aus der KGB-Bibliothek) spannende Bücher über die verantwortungsvolle Arbeit der wachsamen Tschekisten* mit, die sie verschlang, manchmal ganze Nächte lesend. Sie trat jetzt auch dem Kommunistischen Jugendverband (Komsomol) bei.

Aus einem ungelenken Teenager hatte sich Lena mit achtzehn Jahren in ein sehr anziehendes Mädchen verwandelt. Igor entdeckte das plötzlich; aus seiner Entdeckung wurde ein Heiratsantrag. Lena nahm ihn an, konnte sie sich doch ein Leben ohne Igor nicht mehr vorstellen. Sie heirateten 1959.

Erst nach der Eheschließung erfuhr sie, daß seine erste Frau sich von ihm hatte scheiden lassen. Lena vergab ihm dieses »Geheimnis«. Nach und nach kam sie auch dahinter, daß er nur theoretisch als Mechaniker in einer Fabrik angestellt war, tatsächlich aber eine Arbeit ausführte, von der sie nichts erfahren konnte. Doch was ging sie seine Arbeit an — sie war glücklich mit ihm! An Geld fehlte es nicht. Als ein Kind kam, ging Lena ganz auf in der Sorge um den Sprößling.

Dann wurde Igor in eine andere Stadt versetzt; es hing mit seinem Dienst zusammen. Sie fragte ihn nicht aus. Wenn es so nötig war, hatte sie nichts einzuwenden. Am neuen Ort lebten sie sich gut ein. Sie bewohnten ein gemütliches kleines Haus am Stadtrand. Igor hatte die Gewohnheit, vor dem Schlafengehen ein wenig frische Luft zu schnappen, und nachdem Lena den kleinen Sohn versorgt hatte, gingen sie Hand in Hand spazieren. Er unterhielt sie

* Nach der 1918er Abkürzung »Tscheka« für den Staatssicherheitsdienst nennt man die KGB-Beamten noch heute oft »Tschekisten«.

mit spaßigen Geschichten, über die sie laut lachen konnte. Sie hatte ein anziehendes Lachen, das ihr oft bewundernde Blicke eintrug. Manchmal gab ihr Igor mitten auf der Straße einen Kuß, worauf sie sich dankbar an ihn schmiegte. Oh, sie war glücklich und mit ihrem Los zufrieden!

Einmal, wie sie abends eine Straße entlang schlenderten, hörten sie Gesang. Lena hielt inne und horchte, dann zog sie Igor näher zu dem kleinen Haus, aus dem die Klänge eines christlichen Liedes drangen. Es sang jemand zu Gitarrenbegleitung — eine Melodie, die ihr Herz anrührte. Igor sah sie aufmerksam an und sagte:

»In diesem Haus wohnen Gläubige!«

»Ach ja? Wie wunderbar sie singt . . .« sagte Lena nachdenklich.

»Du kommst doch jeden Tag hier vorbei, wenn du am Hydranten Wasser holst, da kannst du sie doch kennenlernen. Sie geht in die neunte Klasse«, sagte Igor auf dem Heimweg.

»Woher weißt du das alles?« fragte sie, blickte ihm dabei in die Augen.

»Männer sind in bezug auf Frauenzimmer halt wißbegierig«, lachte er.

In dieser Nacht drehte sich Lena von einer Seite auf die andere und konnte einfach nicht einschlafen. In ihrer Seele war die ferne und längst vergessene Kindheit wieder erwacht. Ihre Mutter hatte, wenn sie spätabends auf den Vater warteten, auch so schöne Gemeindelieder gesungen. Mama . . . Den Vater holten sie nachts, am Morgen kamen sie auch um Mama. Lena hatte sich an die Mutter geklammert, laut geschrien, wollte sie nicht loslassen.

»Herr! Ich vertraue meine Tochter deinen gütigen Händen an!«

Das war alles, was die Mutter zum Abschied sagte, indem sie Lena zärtlich küßte. Man stieß die Frau in einen »Schwarzen Raben« und schlug hinter ihr die vergitterte

Türe zu. Mehr wußte Lena nicht von jenem schlimmen Augenblick.

Unmerklich hatte man sie im Heim und in der Schule vom Glauben an Gott weggezogen; sie hatte überhaupt nicht mehr an ihn gedacht . . .

So lag Lena hellwach, bis die ersten Hähne krächten. Dann erst schlief sie, an die Schulter ihres Mannes geschmiegt, ein.

Als sie am folgenden Tag am Hydranten ihre Eimer füllte, bemerkte sie, daß jemand die Gartentür beim Haus öffnete, aus dem am Abend Gesang erklungen war. Ein junges Mädchen mit einem Wassereimer in der Hand trat heraus. Diese muß gestern so schön gesungen haben! Lena lächelte dem Mädchen einladend zu:

»Beim gestrigen Abendspaziergang mit meinem Mann — wir gehen bei jedem Wetter ein wenig hinaus — haben wir aus Ihrem Haus eine Melodie gehört; die hat mich an etwas Vertrautes erinnert. Sie sind wohl gläubig?«

»Ja«, antwortete das Mädchen kurz und sah Lena abwartend an.

»Wie heißen Sie denn?« fragte Lena.

»Ira.«

»Ira, Irina. So ein hübscher Name!« plapperte Lena drauflos. »Ich heiße Lena. Wie gut, daß Sie an Gott glauben.« Und fügte traurig bei: »Meine Eltern waren auch gläubig. Jene Melodie hat mich an meine Mutter erinnert, die auch so schön sang. Meine Eltern gehörten zu einer Pfingstgemeinde. Dann wurden sie verhaftet und starben im Gefängnis.«

Der Eimer floß längst über, Lena ging ganz in ihren Erinnerungen auf. Ira stellte Lenas Eimer zur Seite und rückte ihren leeren heran.

»Ach, entschuldigen Sie!« bat Lena.

»Wir sind auch evangelisch; wir gehören zur Zionsgemeinde«, sagte Ira. »Ich bin jetzt zuhause. Meine Schulkameraden sind zum Ernteeinsatz aufs Land gefahren. Ich

bin krankheitshalber dispensiert worden und werde noch mindestens zwei Wochen daheim sein. Kommen Sie doch mal vorbei!«

Lena dankte für die Einladung und versprach vorbeizuschauen. So schlossen sie Bekanntschaft.

*

»Erfolg gehabt?« fragte Igor, als er abends von der Arbeit kam.

»Oh, weißt du, sie ist so sympathisch!« erzählte Lena und küßte ihn zur Begrüßung. »Sie hat mich eingeladen.«

»Nun, geh nur hin, wenn sie dich einlädt«, befürwortete Igor den Plan. »Die Gläubigen sind gute Menschen. Nur denke nicht an deine Eltern; ich möchte nicht, daß meine Kleine traurig ist.«

»Du bist so lieb. Ich bin ja so glücklich mit dir und unserm Jungen . . .«

*

Ein paar Tage darauf traf Lena ihre neue Bekannte im Laden. Sie fand leicht Zugang zu den Menschen, in ihrer Gegenwart war einem wohl. Die Unmittelbarkeit im Umgang hatte sie offenbar von Igor angenommen; diese Art stand ihr bezaubernd, und wenn sie mit Männern ins Gespräch kam, wurde Lena sie kaum wieder los, falls nicht Igor dazutrat.

Nun gingen die beiden mit ihren Einkäufen heimwärts und plauderten angeregt. Lena fragte Ira über die Schule aus, über ihre Eltern, über die Gläubigen. Von sich erzählte sie spontan, sie selber sei Komsomolzin, allerdings eine gleichgültige. Ob es Gott gebe oder nicht, wisse sie nicht; aber die Melodien der christlichen Lieder seien ihr so lieb.

So kamen sie zum Haus von Iras Eltern; und da sie noch nicht zur Spätschicht gefahren waren, lud das Mädchen Lena ein, sie kennenzulernen. Sie gefielen Lena ausgesprochen. In Iras Zimmer zog ein Wandspruch — »Gott ist Liebe« — die Blicke der Besucherin auf sich. Auf der

Couch sitzend, sang Ira zur Gitarre einen Psalm. Lena ließ sich still auf einen Stuhl nieder und hörte tiefbewegt zu.

✧

»Nun, was gibt's Neues heute? Wie geht's der kleinen Mama? Und der Junge — gesund und munter?« erkundigte sich Igor am Abend.

»Alles ist in Ordnung, Schatz. Die kleine Mama ist gesund und der Junge wächst. Und weißt du, Igor, ich bin bei Ira zu Besuch gewesen. Sie hat so wunderschön gesungen, daß ich sogar weinen mußte«, gestand sie.

»Du sollst mir doch nicht weinen! Erzähl mir lieber, wie deine neuen Bekannten leben«, sagte Igor.

»Es sind interessante Leute. Sie scheinen sehr gut miteinander auszukommen. Das Häuschen ist gemütlich und sauber. Die Eltern waren zuhause, sie sind sehr nett und zuvorkommend. Sie erinnern mich an meine Eltern. Und sie haben mich zu ihrer gottesdienstlichen Versammlung eingeladen. Was rätst du mir, soll ich gehen?«

»Natürlich, geh hin. Nur an deine Eltern sollst du nicht denken; man kann sie doch nicht mehr zurückholen. Ich hab dich gern fröhlich und lebenslustig«, sagte er und strich ihr zärtlich über das wellige, rabenschwarze Haar.

✧

Ein Monat verging. Gelbe Blätter flatterten von den Bäumen. Es schien, daß der goldene Herbst schon seinem Ende nahte, obschon es erst Oktober war. Vor einem großen grauen Gebäude stand eine stattliche Pappel noch im grünen Laub; sie wollte sich nicht ergeben und neckte den Herbst mit ihrer sommerlichen Pracht.

Im Büro des KGB-Chefs der Stadt unterhielten sich zwei Männer, die für die Pappel keinen Blick hatten.

»Ich fürchte, meine Frau ist zu weit gegangen. Sie hat sich bekehrt und genießt das volle Vertrauen der Gläubigen. Natürlich hat sie keinerlei Verdacht in bezug auf mich und erzählt mir alles, aber ihre Anhänglichkeit an die

Religion beunruhigt mich. Sie hat sogar zuhause zu beten angefangen. Am Ende bringt sie noch unserem kleinen Sohn das Beten bei.«

»Keine Angst, Leutnant! Sie haben Ihre Aufgabe ehrenvoll erfüllt, und jetzt wird es Zeit, Sie in den Sünden zu versetzen. Dort ist eine Pfingstgemeinde ganz rührig geworden. Ihre Frau kann uns, ohne es zu wissen, einen unschätzbaren Dienst erweisen. Mit ihrer aufrichtigen Einstellung in Sachen Religion hat sie Vertrauen erworben, und die Gläubigen in *** werden gewiß auch nicht mißtrauisch sein ihr gegenüber. Wenn Ihre Frau dort Mitglied der Pfingstgemeinde geworden ist, dann versuchen Sie nach einiger Zeit, den Gemeindeleiter zu diskreditieren.«

»Auf welche Weise?« fragte Igor.

»Sehr vorsichtig deuten Sie ihrer Frau an, Sie möchten selber gern gläubig werden, nähmen aber Anstoß daran, daß der Gemeindeleiter, wie Sie gesehen hätten, mit KGB-Beamten zusammenkomme. Also Ihnen sei völlig klar, daß dieser Leiter Verbindungen zum KGB habe, will sagen, für die Organe* arbeite und seine Glaubensbrüder verrate. Verräter dulden die Gläubigen nicht unter sich, die stoßen sie unverzüglich aus. So werden wir Sie mit der Zeit zu Gott ›bekehren‹ können und aus Ihnen eine prächtige Stütze des Gottesdienstes machen. Was meinen Sie, Leutnant, wird aus Ihnen ein Gemeindeleiter?« spöttelte der Chef. Igor saß mit gesenktem Kopf da.

»Kopf hoch, Igor! Sie verstehen zu arbeiten. Und jetzt bereiten Sie sich auf den Umzug vor. In einer Woche müssen Sie und Ihre Familie am Ort sein. Alles Gute!«

Der Vorgesetzte drückte dem Leutnant die Hand und entließ ihn.

*

Ira begleitete Lena und das Kind zum Bahnhof. Als sie sich wieder ihrem Haus näherte, sah sie mehrere Polizisten

* Hier nicht nur das KGB, sondern auch Partei- und Regierungsinstanzen, die aktiv den Kampf gegen die Kirche führen.

und Leute in Zivil davor stehen. Ihre Eltern waren an der Arbeit. Ira biß sich auf die Lippen, daß es wehtat.

»Wir wollten zu Ihnen«, sagte ein Polizeioffizier höflich.

»Sehr angenehm«, kam es trocken von Ira, als sie die Tür aufschloß und die Männer eintreten ließ. Sie ging gleich in ihr Zimmer und setzte sich auf die Couch; automatisch griff sie nach der Gitarre und schlug ein paar Saiten an.

»Bürgerin«, wandten sich die Besucher an sie. »Nehmen Sie die Order des Staatsanwalts auf Haussuchung zur Kenntnis.«

»Entschuldigen Sie, ich bin nicht Herr des Hauses. Meine Eltern arbeiten, und ich kann nicht in ihrer Abwesenheit eine Haussuchung zulassen«, sagte Ira, immer noch mit der Gitarre in Händen.

Die Männer in Zivil besprachen sich mit dem Polizeioffizier. Dann gingen alle in den Hof hinaus, nur ein Polizist blieb in der Küche sitzen.

Ira kam es plötzlich in den Sinn, daß sie die Nachbarin warnen mußte, die den Tischdienst in der Gemeinde versah und jetzt für alle Gläubigen das Essen vorbereitete. Vorsichtig, damit der Polizist in der Küche nichts merkte, zog sie ihre Zimmertür zu und öffnete das Fenster, das auf den Garten hinter dem Haus hinausging; die Polizisten standen im Hof auf der andern Seite. Sie sprang hinaus, zog die Flügel zu und schlich, sich umblickend, zum Nachbarhaus. Hier hatte die Polizei Gott sei Dank noch nicht vorgesprochen; die Nachbarn hatten, als sie die Besucher vor Iras Elternhaus sahen, alles wegzuschaffen begonnen, was die Organe bei einer Haussuchung beschlagnahmen konnten. Auf die ganze Gemeinde gab es eine einzige Bibel, und die gelang es zu verstecken. Über die Gärten lief Ira zu den übrigen Gläubigen und warnte alle vor der Razzia. Geschafft! Ganz erschöpft warf sich Ira in Stoljarows Haus in einen Sessel. Nun konnte sie in Ruhe nochmals

überlegen, was zu tun gewesen war. Sie hatte, schien es, nichts vergessen.

»Dank sei dir, Herr!« flüsterten ihre Lippen.

Nachdem sie sich mit geschlossenen Augen eine Weile ausgeruht hatte und sich von Tima Stoljarow, einem Sechstkläßler, verabschieden wollte, kam dessen Vater herein, gefolgt von Polizisten. Und solange die Haussuchung dauerte, wurde Ira nicht fortgelassen.

✱

Stoljarow wurde verhaftet. Im KGB verhörte man ihn.

»Stoljarow, es ist uns bekannt, daß ihr Gläubigen im Gemeinschaftssystem lebt. Stimmt's?«

»Ja«, kam die kommentarlose Bestätigung.

»Sie essen alle an einem Tisch? Ich meine, es gibt bei euch Gemeindeglieder, denen die Sorge für das Essen obliegt, ja? Diese kaufen für alle Gläubigen ein, bereiten das Essen zu und so weiter? Und ihr eßt alle in *einem* Haus, an einem langen ausziehbaren Tisch, richtig?«

»Ja«, sagte Stoljarow ruhig.

»Nennen Sie die Namen der Leute, die diese Arbeit getan haben.«

»Das kann ich nicht.«

»Wie? Was soll das heißen?!«

»Weil ich der Gemeindeleiter bin«, erklärte Stoljarow.
»Ich allein trage die Verantwortung für die Mitglieder.«

»Sie predigen aber, daß jedes Mitglied der Kirche für ihr Schicksal verantwortlich sei. Wie läßt sich das eine mit dem andern vereinen?« hakte der Untersuchungsrichter ein.

»Richtig, aber der Christ trägt diese Verantwortung vor Gott. Ihr hingegen seid immerhin keine Götter. Jeder Mensch wird vor Gott Rechenschaft darüber ablegen, was er auf Erden Gutes oder Böses getan hat; und ich sowohl für mich als auch für die mir von Gott anvertraute Gemeinde.«

»Das heißt, Sie wollen nicht damit herausrücken, wer bei euch den Tischdienst tut?« vergewisserte sich der Untersuchungsrichter.

»Nein. Die Namen meiner Freunde, die auf dem Arbeitsfeld Gottes tätig sind, werde ich nicht nennen. Nichtstuer gibt es übrigens in unserer Gemeinde keine. Alle Mitglieder wirken für Gott Tag und Nacht«, bezeugte Stoljarow liebevoll.

»Gut. Sagen Sie: eure Kinder erzieht ihr Gläubigen religiös?« fragte der Beamte weiter.

»Wir lehren sie an Gott glauben.«

»Ihr Gläubigen habt alle in einer Brigade gearbeitet auf dem Bau. Samstags und sonntags habt ihr, wie wir festgestellt haben, nie gearbeitet. Warum?«

»Das würde gegen unser Gewissen verstoßen. Der Sonntag ist für jedermann arbeitsfrei. Und der Samstag ist bei uns der Reichgottesarbeit vorbehalten.«

»Übrigens — es gibt bei euch Frauen, die sich um die Kleider aller Gläubigen kümmern?« Stoljarow bejahte. »Ihre Namen?« forderte der Untersuchungsrichter.

»O nein. Sie haben keine guten Absichten mit diesen Seelen. Auf solche Fragen antworte ich nicht«, sagte Stoljarow entschieden.

»Nun sagen Sie mal, Stoljarow, Sie haben doch eine gewisse Verantwortung gegenüber der Obrigkeit?«

»Gewiß.«

»Welche denn?«

»Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist. Wir arbeiten ehrlich am sozialistischen Aufbau mit. Wir verletzen die öffentliche Ordnung nicht. Und wir trinken nicht.«

Der Untersuchungsrichter grinste:

»Das fehlte ja gerade noch, daß ihr Gläubigen zu saufen und zu rauchen und den Weibern nachzurrennen beginnt. Da hätten wir ja nichts mehr zu tun. Aber jetzt zurück zu den Kindern. Weshalb sind sie nicht im Pionierverband?«

»Sie wollen ihm nicht beitreten. Es ist ja eine freiwillige Sache, man kann sie nicht zwingen«, antwortete Stoljarow.

»Gerissen ist der alte Gauner!« Ein zweiter Tschekist in der dunklen Ecke — Stoljarow hatte ihn gar nicht sehen können — schaltete sich plötzlich ein. »Und warum geht ihr nicht zu den Wahlen?«

»Weil Chruschtschow die Absicht angekündigt hat, mit den Gläubigen aufzuräumen. Wie käme ich dazu, meine eigenen Verfolger auch noch selbst zu wählen?!«

»Nun denn, schön. Für heute reicht's«, sagte der Untersuchungsrichter müde. »Nur eines ist unverständlich: Sie haben doch zur Zeit des Personenkultes eine Frist abgessen und rein nichts daraus gelernt. Es kann doch immerhin sein, daß Sie jetzt nicht mehr lebend hinauskommen.«

»Gelernt? Ich habe schon etwas gelernt: Indem Sie die Gläubigen unterdrücken, begehen Sie langsam Selbstmord. Das ist klar. Wir aber — haben wir denn so, wie wir leben, wie Sie es ausgeschnüffelt haben, gegen die kommunistische Moral verstoßen? Sie schreiten schon jahrzehntelang über Leichen auf Ihr Ziel zu, während wir dieses Zusammenleben in der Liebe Christi — ohne das kleinste böse Wort gegen Sie — erreicht haben, und da sind Sie noch unzufrieden. Es ist wohl aus purem Neid, daß Sie uns verfolgen? So kehren Sie doch um und schließen Sie sich uns an — wir hätten nichts dagegen.« Stoljarow schaute dem Untersuchungsrichter mit einem freundlichen Lächeln in die Augen. Dieser hielt den Blick nicht aus und wandte sich ab.

»Der unverschämte Kerl!« platzte dem Tschekisten in der dunklen Ecke der Kragen. »Das fehlte gerade noch, Stoljarow, daß ein Staat im Staat entstünde! Ihr wollt nicht solidarisch unsere sowjetische Gesellschaft aufbauen helfen, und damit unterstützt ihr die Imperialisten und Militaristen!«

»Der offizielle Haß gegen alle möglichen Sündenböcke baut nicht auf, er zerstört. Da können wir nicht mitmachen. Wir bauen deshalb das gerechte Reich Gottes auch nicht mit Maschinenpistolen auf, sondern mit der Bibel in der Hand, obschon die Atheisten meine Familie seit 1947 methodisch zu vernichten suchen«, antwortete Stoljarow.

»Hm... Wollen Sie im Ernst unsere friedliebende Politik der Wachsamkeit sabotieren zugunsten des Imperialismus?«

»Nein; die liegen letztlich auf gleicher Ebene. Ihr wollt den Kommunismus ohne Gott aufbauen, und das kapitalistische Ausland baut sein System ebenfalls auf Sand, gerade da, wo sie's religiös verbrämen. *Euch* kann es leicht so gehen wie Saulus auf dem Weg nach Damaskus, daß der auferstandene Herr euch begegnet: *Es ist schwer für dich, Gottloser, gegen den Stachel auszuschlagen!* Ihr könnt noch erleben, was es heißt, mit Gottes Gnade *sein* bleibendes Reich aufbauen zu helfen! Ich sehe eine gute Zukunft in Christus für euch voraus!« Stoljarow war richtig in Fahrt.

»Für euch Christen sieht die Zukunft aber nicht gut aus«, kam es vom Tschekisten in seiner Ecke. »Wir haben gehört, daß eure Gemeinde regelmäßig gemeinsam Abendbrot ißt und dann, am selben Tisch, ihre religiösen Versammlungen abhält...«

»Sie *hören* recht gut«, sagte Stoljarow.

»Wer hält die Gottesdienste? Wie man hört, leitet jedesmal wieder ein anderer die Versammlung?«

»Das haben Sie *gehört*. In der Bibel steht, man solle nicht jedem Gerücht Glauben schenken...«

»Eben, das wollen wir jetzt abklären«, unterbrach der Untersuchungsrichter.

»Sie können einfach einen Schafpelz überziehen, unseren Gottesdienst besuchen und feststellen, was Ihnen noch nicht klar ist. Oder ist vielleicht schon so ein ›Schaf‹ bei

unseren Versammlungen zugegen gewesen, daß Sie so gut auf dem laufenden sind?»

Der Untersuchungsrichter warf Stoljarow einen unguuten Blick zu.

Sie haben uns also tatsächlich jemanden untergescho-ben . . . Lena kann es nicht gewesen sein, aber ihrem Mann gegenüber ist immer eine gewisse Reserviertheit dage-wesen. Er ist ja auch nie zum Gottesdienst erschienen . . . Im übrigen wird Gott das in Zukunft selber offenbaren, beruhigte sich Stoljarow. Der Untersuchungsrichter unter-brach seine Gedanken:

»Wissen Sie, Stoljarow, wir können Sie jetzt laufen las-sen und Ihnen das Gerücht vorausschicken, daß Sie mit dem KGB kollaborieren, und dann werden alle Gläubigen Sie verachten . . . Wir können in der Presse schreiben, daß Sie mit Ihren Gemeindegliedern Unzucht getrieben ha-ben . . . eure jungen Mädchen vergewaltigt . . . Wir können Sie für Notzucht hinter Schloß und Riegel setzen . . . Wir können Sie der antisowjetischen Propaganda beschuldigen . . . Wir können Ihnen Diebstahl oder Unterschlagung von sozialistischem Eigentum zur Last legen . . . Kurz, wir werden Sie vor aller Welt kompromittieren, vor der so-wjetischen wie vor der westlichen Gesellschaft . . . Die Wahrheit ist, wie Sie wissen, immer auf seiten der Starken. Darum — arbeiten Sie zum Wohle Ihrer Glaubensbrüder und um Ihres persönlichen Wohlergehens willen doch Hand in Hand mit uns. Dann lassen wir Sie in Ruhe. Es gibt in unserem Land, ich möchte sagen, vernünftige Chri-sten, die gut organisiert sind und deren Allunionsrat sich an die Vorschriften hält; sie kommen frei zum Gottes-dienst zusammen, und wir verfolgen sie nicht. Gehen Sie auf unser Angebot ein — und Sie sind ein freier Mann!«

»Kompromisse mit der Gottlosigkeit kann ich nie und nimmer eingehen. Lieber den Tod; lieber Verleumdungen und vorübergehende irdische Leiden. Hand in Hand ar-beiten kann ich nur mit meinem Herrn, mit Jesus Christus.

Was Ihre Provokationen anbelangt, Ihre Anschuldigungen, so hat sich die sowjetische Gesellschaft längst daran gewöhnt und beginnt denn doch Ihre Arbeitsmethoden langsam zu durchschauen. Man wird bald genug herausfinden, daß Sie lügen — nicht das erste Jahr. Das erinnert mich daran, wie Paulus sich gegen die Ankläger verteidigte: da schrien diese empört durcheinander, zerrissen ihre Kleider und warfen Staub in die Luft. Der Mensch ist im Zorn immer blind. So war es auch damals: der Staub fiel auf die Köpfe der Ankläger zurück, nicht auf den Apostel Paulus, da er ja auf einer Treppe über ihnen stand. Sie verhalten sich kein bißchen gescheiter als die Menschen damals.« Stoljarow sprach leise und eindringlich.

»Schon gut, Stoljarow, gehen Sie in die Zelle, wir überlegen uns noch, was wir mit Ihnen machen sollen.«

»Welche Schulen haben Sie denn besucht?« wunderte sich der Tschekist.

»Vier Klassen Elementarschule«, antwortete Stoljarow.

»Unsinn! Das glaube einer!« rief der Tschekist ärgerlich aus. Doch da kam ein Aufseher und führte Stoljarow ins innere KGB-Gefängnis ab.

*

Stoljarow überschritt die Schwelle, und sogleich schlug die schwere, mit Stahlblech beschlagene Zellentür hinter ihm zu. Als erstes kniete er nieder und dankte Gott für den Beistand im Verhör; aber auch seiner Familie und Freunde gedachte er im Gebet. Dann erhob er sich und inspizierte die Zelle: eine Holzpritsche für eine Person, darauf eine Kapokmatratze und ein Kissen samt Flaneldecke. Im Winkel ein Eimer. Ein Schränkchen stand in der Ecke linkerhand darauf ein Teekessel. Das Fensterchen ganz oben an der Wand, mit den Händen nicht zu erreichen.

»Gar nicht übel, die Wohnung«, lachte Stoljarow.

Er ging in Gedanken nochmals alles durch, was die Beamten im Verhör von ihm hatten wissen wollen.

»Herr, du hast gesagt, wir brauchen uns keine Sorgen zu machen darüber, was wir sagen sollen, wenn man uns den Machthabern vorführt. Falls ich zuviel gesagt habe, vergib doch und erbarme dich meiner . . . Bitte, Herr, verherrliche du dich allein durch diese Haft. Nicht mir oder der Gemeinde soll daraus Ehre erwachsen; dir, nur dir gebührt Ehre und Anbetung. Mir aber gib Kraft, Jesus Christus, dir bis in den Tod treu zu bleiben.«

Stoljarow betete auf der Pritsche sitzend, den Kopf auf die Knie gesenkt. Plötzlich hörte er ein Kind weinen. Er sah auf, blickte zum Fenster.

Wie kommen da Kinder herein? fragte er sich und stand auf, trat unters Fenster. Das Weinen drang, schien es, aus der Mauer oder von hinter der Mauer. Unmöglich — eine meterdicke Betonwand. Er ging zum Heizkörper und klopfte. Kein Ton zur Antwort. Es kann doch nicht sein, daß in den Nachbarzellen niemand sitzt. Er klopfte nochmals. Kein Ton. Er blickte zum Fensterchen hinauf: es dunkelte. Ein winzig kleines Stückchen Himmel konnte er sehen; ein Stern funkelte in der Ferne. Stoljarow seufzte.

Da setzte das Weinen neu ein, lauter. So hatte gewöhnlich sein Tima geweint. Erneut schlug er an den Heizkörper, dann an die Röhre. Kein Laut.

Aha! durchfuhr ihn der Gedanke, sie sind offenbar alle beim Austreten. Es dürfte gerade die Zeit sein.

Stoljarow setzte sich auf die Pritsche, und da fing es wieder an:

»Aaaa . . . uaaa . . .«

Tja, hier irgendwo weint ein kleines Kind so untröstlich. Aber wie kommt es nur hier herein? Oder bilde ich mir etwas ein? Halluzinationen? Er fuhr sich über die Stirn. Nein, er war völlig gesund.

»Aaaa! Uaaaa! Aaaaa!« dröhnte es noch lauter durch die Zelle. Stoljarow sprang auf und lief hin und her. Es brennt sowieso Tag und Nacht eine elektrische Birne in der Zelle.

»Aaaa . . . aaaaa . . . Uaaa . . .«

Da ließ er sich auf die Knie nieder; lange verharnte Stoljarow im Gebet.

»Aaa, uaaa . . . aaa . . .« klang es durch die abendliche Stille. Und plötzlich:

»Fürchte dich nicht, mein Sohn! Sei ruhig! Gleich wird dir alles klar werden.«

Stoljarow fuhr zusammen. Woher diese deutliche Stimme? Vielleicht habe ich doch Halluzinationen? Er erhob sich. Nein, noch immer:

»Aaaa . . . uaaaa!«

Er ging nochmals zum Heizkörper und klopfte. Sogleich kam das Antwortzeichen. Da begann er zu klopfen:

»Hier Stoljarow. Als Gläubiger verhaftet. Wer bist du?«

»Genannt ›Fähnrich‹; man revidiert unsern Fall – Unruhen 1959 in Temir-Tau. Was ist los?«

»Hörst du Kind weinen?«

»Höre nichts. Mach dir nichts draus! Trick, um dich verrückt zu machen, dich als schizophren in Anstalt zu bringen. Gib nicht auf, dein Gott hilft dir . . .«

Das Klopfen brach ab. Stoljarow meldete sich nochmals, doch es erfolgte keine Antwort mehr. Nur das unsichtbare Kleinkind hörte er weinen, und dann:

»Was machst du dort bei der Heizung?!«

Stoljarow drehte sich um. Böse starrte ein Aufseher durch die Futterklappe in der Tür. Das Weinen hatte aufgehört, als er die Klappe aufmachte.

»Du willst wohl in den Karzer?«

Fast wäre es Stoljarow herausgerutscht, man solle doch die Gebrüll-Konserve abstellen; aber sein Nachbar hatte ihn ja gewarnt: Sie wollten nichts anderes als eine Reaktion auf dieses Weinen, um ihn für schizophren erklären zu können. Er trat näher zur Tür und sagte zum Aufseher:

»Teilen Sie bitte dem Untersuchungsrichter mit, daß ich zwanzig Tage lang fasten und nichts zu mir nehmen werde außer ein Glas heißes Wasser jeden dritten Tag.«

»Was hast du dir ausgedacht, alter Trottel? Hungerstreik, soso?« fragte der Aufseher gehässig.

»Ich habe nichts von Hungerstreik gesagt, sondern *fasten* werde ich. Zwanzig Tage.«

Der Aufseher schlug die Klappe zu und entfernte sich.

Stoljarow kniete zur Fürbitte nieder; seine Familie, die Gemeinde, die Verfolger brachte er vor den Herrn. Erst um Mitternacht legte er sich schlafen. Er hatte eine ruhige, friedliche Nacht — kein Alptraum, nichts weckte ihn bis sechs Uhr früh.

Sogleich kleidete er sich an und vertiefte sich ins Gebet. Um sieben Uhr war er an der Reihe mit Austreten. Derselbe Aufseher öffnete und ließ Stoljarow in den Korridor.

»Rechts und dann geradeaus!« kommandierte er flüsternd. Im Korridor gibt der Aufseher alle Kommandos leise, damit man in den Zellen nicht hören kann, ob jemand zum Spazieren, zum Austreten oder zum Verhör geführt wird. Die Korridore sind zudem mit dicken Teppichen ausgelegt. Stoljarow dachte, als er darüber schritt: Bei mir zuhause hat es nie einen solchen Luxus gegeben wie diese Läufer . . .

In der Toilette wusch er sich sorgfältig mit kaltem Wasser, und wie er sein Hemd wieder zuknöpfte, bemerkte er zufällig leichte Kratzer an der Wand, kaum sichtbar. Er ging näher heran und konnte kleine Buchstaben ausmachen: »Bin . . . ndere Ze . le umget . . lt«, darunter » . äh . rich«. Er buchstabierte zusammen: Den »Fährnich« hatte man wegen der Klopff-Unterhaltung in eine andere Zelle umgeteilt. Gut, daß er nicht in den Karzer gekommen ist, dachte Stoljarow.

»Na, wird's bald?« mahnte der Aufseher draußen.

Stoljarow kam heraus und kehrte in seine Zelle zurück.

Er war erneut in Gebet versunken, als der Chef des Untersuchungsisolators seinen Rundgang machte. Der Offizier wartete an der Tür. Stoljarow hatte sein Eintreten nicht bemerkt und sah ihn erst, als er sich von den Knien erhob.

»Wie ist der Name?« fragte der Offizier.

Stoljarow antwortete.

»Du betest schon arg lange, Stoljarow. Schon eine halbe Stunde stehe ich da und warte, daß du endlich aufhörst, dich mit deinem Gott zu unterhalten. Stimmt es, daß du einen zwanzigtägigen Hungerstreik erklärt hast?«

»Nein, Bürger Natschalnik.* Ich erkläre keinen Hungerstreik, ich faste.«

»Mir hat man gesagt, Sie treten in Hungerstreik. Was haben Sie für Beschwerden an die Administration?« Der Offizier wechselte — wie die meisten seiner Kollegen — in seiner Anrede zwischen Du und Sie, ohne es zu merken.

»Keine, Bürger Natschalnik«, sagte Stoljarow einfach. »Ich danke Ihnen für die Sorge um mich, für das Dach über dem Kopf . . .«

Der Offizier starrte ihn verwundert an:

»Du bist hier zufrieden?«

»O ja! Solche Läufer wie bei Ihnen in den Korridoren haben wir zuhause nie gehabt. Sie empfangen die Verhafteten großartig.«

Ist dieser Sonderling tatsächlich so naiv, daß er nichts merkt? Die Teppiche sind doch bloß zur Schallisolation da. Und seine Zelle — feucht, grau in grau, Beton, nasse Wände . . . Den Offizier fröstelte, und er ging hinaus, zog wortlos die Tür hinter sich zu.

Allein geblieben, trat Stoljarow wieder zum Heizkörper und klopfte.

»Hier Stoljarow. An Gott gläubig, dafür inhaftiert. Und du?«

* Russisch für »Vorgesetzter«, »Chef«. Häftlinge müssen alle Dienstpersonen mit »Bürger Natschalnik« anreden.

Zur Antwort klopfte man:

»Bekow, Journalist . . . Im Iran über Gold gestolpert . . . Untersuchung läuft. Wegen Gott gibt's keine Verurteilung! Sag, sitzt du wegen Politik?«

»Nein, wegen Gott. Wir waren bei den Behörden nicht registriert . . . Man schlägt mir Kollaboration mit den Organen vor, gegen Freilassung . . .«

»Sag dich los, sonst verschimmelst du hier!«

»Nein. Ich liebe Gott . . .«

»Bete für mich . . .« machte Stoljarow aus und bemerkte dann, daß der Aufseher ihm durchs Guckloch mit der Faust drohte.

So legte er sich auf die Pritsche und schloß die Augen. Lena kam ihm in den Sinn. Sie war ihm wie eine leibliche Tochter ans Herz gewachsen — und nun der plötzliche Aufbruch. Wo mochte sie sein? Würde sie wenigstens bald ihrer Freundin Ira schreiben? Nun, der Herr wußte alles; und er selber konnte jedenfalls weiter für Lena und ihre Familie Fürbitte tun.

✽

Stoljarow wurde nicht mehr zum Verhör geladen. Wiederholt bekam er in seinen drei Monaten Einzelhaft das Weinen des Kleinkindes zu hören, dazwischen das Miauen von Katzen, Hofhundgebell, Mädchenkreischen mit unflätigen Ausdrücken. Es konnte ihn nichts mehr beeinflussen. Nach seinem Fasten fühlte er sich geistig gestärkt und frisch. Man konnte nicht sagen, daß Stoljarow in dieser Zeit viel Gewicht verloren hätte. Die Aufseher zeigten eindeutig größeren Respekt.

Der Prozeß gegen Stoljarow fand im städtischen Volksgericht hinter verschlossenen Türen statt. Die Behörden wünschten nicht, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf diese Gemeinde von Gläubigen zu lenken. Man verurteilte ihren Leiter zu fünf Jahren Freiheitsentzug in einer Besserungsarbeitskolonie mit strengem Regime. Die Berufungsinstanz reduzierte das Urteil des Stadtgerichts auf

drei Jahre Freiheitsentzug in einer ebensolchen Kolonie, denn die Organe verstanden sehr wohl, daß auch drei Jahre genühten, um die Glaubensfestigkeit dieses Mannes zu testen.

Nach der Urteilsverkündung brachte man Stoljarow ins Stadtgefängnis, wo er auf den Transport in die Kolonie wartete.

2

Gott ist immer mit mir

In der Besserungsarbeitskolonie eingetroffen, teilte Stoljarow der Verwaltung unverzüglich mit, daß er aufgrund seiner Glaubensüberzeugung am Sabbat und am Sonntag keine Produktionsarbeit leisten könne. Das weckte lebhaftes Interesse beim »Politvize«, dem stellvertretenden Koloniefür für politisch-erzieherische Arbeit. Er ließ Stoljarow auf sein Büro kommen und fragte ihn des langen und breiten aus über seine Motive für die Arbeitsverweigerung an diesen Tagen. Gemäß Besserungsarbeits-Gesetz ist ein Häftling verpflichtet, wochentags zu arbeiten, und für die Sonntage erfindet die Kolonieverwaltung alle möglichen »Woskressniki«, also Sonntags-Ehrensichten, einmal zu Ehren von Lenins Geburtstag, ein andermal, damit der Lagerbezirk aufgeräumt wird; dann wieder fehlt gegen Monatsende noch viel zur Produktionsplanerfüllung, also hat man den Befehl des Koloniefürs zu gewärtigen, auch am freien Tag zur Arbeit anzutreten; oder aber es wird eine Inventur auf den Sonntag angesetzt. Die Verwaltung versteht es im übrigen, den Häftlingen die Ruhezeit zu stehlen, damit sie sich nur ja immer daran erinnern, daß sie nicht vollwertige Menschen sind, sondern Verbrecher, denen man die elementarsten Menschenrechte entziehen muß . . .

Es war daher durchaus verständliche Beunruhigung, die den Politvize die Ohren spitzen ließ bei Stoljarows Erklä-

rung, bei dieser Herausforderung zum Kampf. Denn so ein schlechtes Beispiel war nicht zu dulden.

»Wir sollten mit dem Fanatismus eines Dunkelmannes nicht fertig werden?! Wäre ja gelacht!« erklärte er dem Leiter der Kolonie vor seinem Gespräch mit dem Gläubigen.

»Soso!« brummte der Politvize und trommelte mit den Fingern auf dem Schreibtisch. »Erzähle mal, wie du dazu kommst, dir alle diese Ruhetage zu erlauben!«

»Bürger Natschalnik«, begann Stoljarow. »Wenn ich — leider, für Sie — am Samstag, am Sabbat, nicht arbeite, so ist das deswegen, weil ich in meinem Gewissen überzeugt bin, daß ich an diesem Tag mit doppeltem Einsatz für Gott arbeiten muß, der seinen Sohn Jesus Christus nicht verschont hat, um uns aus dem Abgrund des Verderbens herauszuziehen. Darum habe ich zum Zeichen der Dankbarkeit Gott gegenüber mein ganzes Leben dem Dienst für ihn geweiht, und den Sabbat nehme ich extra für das Evangelisieren. Am Sonntag arbeite ich natürlich auch nicht; stellen Sie sich vor, was für ein Wunder an diesem Wochentag geschah: Christus auferstand aus dem Grab!* Das geht doch nicht. Diesen Tag widme ich also der frohen Botschaft von der Auferstehung unseres und Ihres Herrn, Jesus Christus. Das ist ein nie dagewesener Fall in der Geschichte der Menschheit, und ich verstehe nicht, wie es Sie da noch erstaunt, daß ich mich an diesen Tagen nicht der Produktion widmen kann . . .«

Der Politvize saß einen Moment wortlos da. Solche Überzeugtheit hatte er von diesem Neuen nicht erwartet. Er vermochte sie nur mit einem Wutausbruch zu parieren:

»Ich werde dir schon Beine machen! Du wirst mir nicht nur jeden Tag der Woche arbeiten, sondern nach der Arbeit noch in allen Büros den Boden fegen!«

»Bitte, gern, Bürger Natschalnik. Ich bin bereit, nach der Arbeit noch etwas zu übernehmen, aber am Samstag

* »Auferstehung« (russ. *woskressenie*) ist zugleich die Bezeichnung für »Sonntag«.

und am Sonntag arbeite ich nur für den Herrn«, sagte Stoljarow unschuldig und demütig.

»Das werden wir sehen! Hau ab in die Baracke. Wir haben uns nicht zum letztenmal unterhalten«, schloß der Politvize die erste Gefechtsrunde.

*

»Weshalb sind Sie nicht zur Arbeit gegangen, Stoljarow?« fragte ihn am Samstagmorgen der Politvize bei der Kontrolle. Die Kranken sowie die Diensthabenden im Wirtschafts- und Sanitätstrakt sind von der Produktion dispensiert.

»Ich habe Ihnen ja den Grund dargelegt.«

»Dafür wird dir auf einen Monat der Besuch des Ladens entzogen, Stoljarow«, verfügte der Leiter der Kolonie, der diesmal bei der Unterhaltung zugegen war.

»Danke, Bürger Natschalnik. Nahrung beschwert mich sowieso. Soll mein Fleisch ein bißchen was ertragen.«

Der Leiter und der Politvize wechselten Blicke.

Beim nächsten Mal strich man Stoljarow den allgemeinen Besuch; den ersten persönlichen Besuch verlor er wegen »religiöser Propaganda«. Wieder für seine Weigerung, am Samstag zur Arbeit anzutreten, wurde er danach auf beschränkte Verpflegung gesetzt; Stoljarow sollte nun eine Woche lang nur noch täglich 400 Gramm Brot erhalten, ohne Zucker, ohne Hering.

»Wird schon recht sein«, sagte Stoljarow. »Gott schickte einen Raben, um Elia zu ernähren, und wird gewiß auch mich durchbringen.«

Am Sonntagvormittag holte ihn ein Unbewachter in deren Baracke und überreichte ihm fünf Kilo Zucker und zwei Brote.

»Ihre Frau ist hier gewesen, Stoljarow. Sie hat uns Unbewachten Eßwaren und Geld gegeben und uns gebeten, Ihnen das zu bringen. Heute wurde nicht gründlich gefilzt, und so können wir's Ihnen aushändigen.«

Stoljarow überließ die Hälfte des Zuckers dem Unbewachten, das übrige trug er in seinen Winkel. Besonders lange kniete er diesen Abend in Dank und Fürbitte.

Als nächstes entzog man ihm für sein Streiken das Recht auf Briefwechsel. Auch das konnte Stoljarow nicht umwerfen:

»Gott sei Lob und Dank! Während meiner ersten, fünfjährigen Frist hat meine Frau nicht die kleinste Nachricht von mir erhalten können, sie ist das gewohnt. Und die Tschekisten haben so eine Sorge weniger, unsere Briefe geben ihnen jedesmal viel zu tun. Mal gefällt es ihnen nicht, daß *Gott* im Brief erwähnt wird, mal beanstanden sie sonst was. Nun kann mir das Schreiben nicht zum Fallstrick werden, und sie bekommen keine Nahrung zu nörkeln. Was immer Gott tut, muß zum Besten dienen.«

»Für religiöse Propaganda und seine Weigerung, zur Arbeit zu erscheinen, erhält Stoljarow fünfzehn Tage Karzer mit Antreten zur Arbeit!« gab der Lagerrundfunk am folgenden Samstag den Befehl des Kolonieleiters bekannt.

Stoljarow machte sich sogleich für den Karzer bereit — er kleidete sich warm an, denn es war immerhin Januar und nachts mehr als 35 Grad unter Null. Beim Strafisolator erwartete ihn schon der Aufseher, der ihn filzte und ihm außer einer Baumwolljacke und der Hose alles ausziehen befahl.

»Den Sträflingen werden nur nachts wattierte Jacken ausgegeben. Heute und morgen müssen Sie tagsüber ohne auskommen, aber am Montag gehen Sie arbeiten, da können Sie dann die Jacke anbehalten«, erklärte der Aufseher tröstend.

»Danke. Es wird schon recht sein. Ich bin so auch viel freier.«

Grinsend öffnete der Aufseher die Tür zum Karzer und ließ Stoljarow hinein.

✱

Bereits zum fünften Mal bekam Stoljarow fünfzehn Tage Karzer aufgebrummt. Diesmal steckte man ihn in eine Einzelzelle. Die Strafisolatoren in den Besserungsarbeitskolonien sind als Keller — zur Hälfte in der Erde — gebaut, und zwar aus mit Salz vermischem Beton; deshalb tropft es ständig von Wänden und Decke. In den Zellen keine Pritschen, auf denen man sitzen und liegen könnte. »Einzelhaft ist Einzelhaft«, sagen die Häftlinge, »das kennt man.« Damit meinen sie, daß ein Gefangener nach fünfzehn Tagen Karzer-Einzelhaft mit Tuberkulose herauskommt. Es gibt in der Zelle eine Erhöhung, eine Art »Hocker«, auf dem sich der Sträfling »ausruhen« kann, wenn er vom Hin- und Hergehen müde ist. Doch auf diesem nassen Betonklotz bleibt keiner lange sitzen . . . Am Abend bringt der Aufseher zwei Zweimeter-Bretter und eine wattierte Jacke — als Pritsche und Bettzeug. O Jacke! Wie oft gedenkt der Häftling deiner mit einem guten Wort! Mehr als einen hast du vor dem unvermeidlichen Tod, vor dem strengen sibirischen Frost gerettet.

Diesmal warteten unvorhergesehene Prüfungen auf Stoljarow. Ein ausgesprochen bösertiger Aufseher hatte Dienst. Es war zwar schon März, aber in Nordkasachstan erreicht in dieser Jahreszeit der Nachtfrost noch 30 Grad. Von außen schlug der Aufseher die Scheibe von Stoljarows Zellenfensterchen ein; Glassplitter und fürchterliche Kälte regneten auf ihn herab. Ein paar Minuten später öffnete der Aufseher schweigend die Karzertür und reichte Stoljarow die zwei Bretter und die Jacke. Dieser schlüpfte schnell hinein, doch er war schon bis auf die Knochen durchfrozen, die Zähne klapperten ihm. Er fing an zu beten. Da riß der Aufseher die Futterklappe auf und schrie:

»Schlafen, du Schwein! Kapiert?!«

Schlafen, wie denn . . . Nur nicht erfrieren! dachte Stoljarow bedrückt und ging im Kreis herum, versuchte, warm zu werden, doch fror er immer mehr. Nach einer

Stunde ging die Klappe wieder auf, und der Aufseher höhnte:

»Was rennst herum, du Luder? Na, tanze, Bigotter, vielleicht vergeht dir so die Lust an deinem Gott, und du magst in Zukunft an Samstagen arbeiten — falls du nicht verreckst bis zum Morgen!«

»Aufseher! Nehmen Sie meine Jacke und stopfen Sie sie ins Loch!« bat Stoljarow.

»Oho, du...«, fluchte der Aufseher und schlug die Klappe zu.

Und nun, Herr? Ich reiche nicht bis zum Fensterchen, und wenn du mich nicht rettest, bin ich verloren . . .

Der Zellenboden hatte sich mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. An den Wänden hing Reif. Stoljarow wußte nicht, wie er auf die Bretter fiel und erschöpft einschlief.

Klopfen weckte ihn. Er öffnete die Augen und hörte:

»Lebst du?«

»Es scheint«, murmelte Stoljarow, selber erstaunt, und stand auf. Wie lange er gelegen hatte, wußte er nicht. Zum Wecken kam ein anderer Aufseher; er fragte:

»Wer hat diese Scheibe zerschlagen?«

»Der Diensthabende vor Ihnen.«

»Schweinerei . . . Geh, Stoljarow, nimm im Korridor einen alten Lappen und verstopfe das Loch von außen. Dann geh und heize in allen Zellen die Öfen. Der Häftling vom Stubendienst ist krank, kannst für ihn einspringen. Wärme dich nur ordentlich. Kannst eine Doppelportion Kohlen in deinen Ofen tun.«

Der Aufseher ließ Stoljarows Karzerzelle offen und entfernte sich. Stoljarow machte sich an die Arbeit — verammelte die Fensteröffnung, begann mit dem Anfeuern. Er konnte kaum glauben, daß er nicht erfroren war. Wie auf Flügeln eilte er von einer Zelle zur andern und dachte derweil daran, wie wunderbar Gott für ihn sorgte: Der gestrige Aufseher hatte seinen Tod gewollt, der heutige ret-

tete ihm das Leben . . . Lob und Preis dir, himmlischer Vater!

»Stoljarow!« rief ihn der Aufseher. Stoljarow meldete sich. »Sieh zu, daß du bis neun Uhr mit der Arbeit fertig bist, denn der Boß macht dann Kontrolle. Ich schließe dich dann in deiner Zelle ein, und wenn der Rundgang vorüber ist, laß ich dich wieder heraus. Jetzt hole ich in der Schreinerei ein Stück Glas, und wir flicken dein Fensterchen.«

»Danke, Natschalnik!« Stoljarow war voll dankbarer Freude.

»In Ordnung. Die meisten Leute sind richtig verwildert und reagieren dann ihre Grausamkeit ab — wie der gestrige Diensthabende. Ein schöner Drogensüchtiger. Menschliches hat er wenig an sich. Nun also, geh dahinter, Papscha.«

Der Aufseher ging, und Stoljarow machte mit den ihm übertragenen Aufgaben weiter.

∴

Nach seinen fünfzehn Tagen Karzer-Einzelhaft schritt Stoljarow frisch durch die Zone, lächelte allen Bekannten zu, grüßte freundlich.

»Na, Oller, hast wieder zwei Wochen lang Hungerstreik gemacht?« fragte ihn einer.

»Nein, stimmt nicht, ich habe gefastet!« berichtigte Stoljarow.

»Fünfzehn Tage fasten!« wunderte sich der Gefangene und ging kopfschüttelnd seines Weges.

Stoljarow holte beim Kulturorganisator der Brigade seine 700 Gramm Brot, 15 Gramm Zucker und einen Heringschwanz ab. Danach nahm er seinen Henkelbecher aus dem Schränkchen und ging Heißwasser holen. Auf der Pritsche sitzend, rührte er dann sorgsam den Zucker um in seinem Halblitermaß und trank kleine Schlücklein. Fürs erste aß er nur etwa zwanzig Gramm Brot und versorgte

den Rest. Sein Pritschennachbar folgte Stoljarows Bewegungen finster.

»Was läßt du den Kopf hängen, Wanja?« fragte Stoljarow.

»Man hat mir geschrieben, daß meine Frau nicht warten mochte, bis ich freikomme. Sie hat wieder geheiratet.«

»Wird nicht sein! Vielleicht schrieben sie es nur so . . .«

»Als ob man damit spaßte! Und meine Frau hat es selber schon angetönt gehabt. Es tut mir um die Kinder leid, ich hab Heimweh nach ihnen . . .«

»Ja, die Kinder . . .« sagte Stoljarow nachdenklich. Er dachte an seinen älteren Sohn, der in die Armee einberufen worden war. Da er sich geweigert hatte, den Eid zu leisten, würde er vor Gericht kommen.

Der Nachbar drehte sich auf der Pritsche um und verbarg das Gesicht im Kissen, als Stoljarow zum Sektionschef geholt wurde.

»Na, Stoljarow, läßt du dich nächstens wieder in den Karzer stecken, oder gibst du deine Propaganda auf und arbeitest am Samstag?«

»Wie käme ich dazu, Bürger Natschalnik! Man hat mich gelehrt, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Von Jesus werde ich weiterhin allen erzählen, und am Samstag arbeite ich nicht.«

»Bist verrückt geworden? Du hast schon 52 Eintragungen für Verletzung des Kolonieregimes. Willst du lebendig zur Familie oder nicht?«

»Ich werde lebend zurückkehren, Bürger Natschalnik!« antwortete Stoljarow.

»Verrecken wirst du!«

»Nein, das werde ich nicht. Gott wird mich weiterhin beschützen.«

»Gott! Gott! Wo ist dein Gott, wenn man dich für deinen Glauben unmenschlich behandelt? Wo ist er dann, sag?«

Der Vorgesetzte war sehr erregt, und Stoljarow antwortete einfach:

»Gott ist immer mit mir, darum bin ich überhaupt am Leben . . .«

»Ach, hör mir auf! Geh!« winkte der Chef ab.

Stoljarow ging Wanja, seinen Pritschennachbarn, trösten.

3

Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen

Der Anfang der sechziger Jahre war zugleich der Anfang einer neuen Welle von Verfolgungen und Repressionen gegen die Gläubigen. Die paar Jahre waren vorbei, da man posthum Tausende von treuen Gotteskindern rehabilitiert hatte. Die Sowjetregierung unter Nikita Chruschtschow hatte das Ziel verkündet, der Religion den vernichtenden Schlag zu versetzen.

Zu diesem »Endkampf« wurde eine ganze Armee atheistischer Funktionäre aufgeboten. Gewerkschaften, Komsomol und Partei wappneten sich propagandistisch gegen die Christen. Und bald genug schalteten sich auch die Organe der Staatsanwaltschaft und des KGB in diesen Kampf ein . . . Die Kampagne gegen die Gläubigen erreichte ein nie dagewesenes Ausmaß. Zu der Zeit, da der *staatliche* Rat für Angelegenheiten der Religionen sich besonders mit den Baptisten zu befassen begann, schmachteten schon Tausende von Nachfolgern der Wahren Orthodoxen Kirche, von Katholiken, Pfingstgläubigen, Reformadventisten, Sabbatisten, Zeugen Jehovas sowie andere Konfessionsangehörige in den Gefängnissen und Lagern der Sowjetunion.

*

Chruschtschow telephonierte wieder einmal seinem Jugendfreund, von dem er sich von Zeit zu Zeit berichten ließ, was man im Volk so über den Partei- und Regierungs-

chef dachte. Dieser alte Freund war Grubenarbeiter, und zwar Spitzenklasse, doch konnte man ihn nicht auszeichnen, weil er einer religiösen Glaubensgemeinschaft (der Pfingstgemeinde) angehörte. Er hatte keine Angst, Chruschtschow die Wahrheit zu sagen.

»Was haltet ihr Gläubigen von mir?«

»Daß es schlecht enden wird mit dir, Nikita Sergejewitsch!«

»Was meinst du, werde ich Wort halten und in Bälde einmal den letzten Gläubigen am Fernsehen vorstellen?«

»Du wirst dir an den Gläubigen die Finger verbrennen, und vielleicht nicht nur die Finger!« gab ihm der Grubenarbeiter zu bedenken . . .

Nach einer Auslandsreise erkundigte sich Chruschtschow am Telephon:

»Wie beurteilt man mich jetzt bei euch?«

»Man sagt, du habest eine geschliffene Zunge . . .«

»Hm, und was noch?«

»Prahlt übermäßig . . . Trinkst, prassest . . . Dein eigenes Volk läßt du hungern, während du alle möglichen ›Brüder‹ und ›Freunde‹ im Ausland fütterst, die dir nachher den Rücken kehren.«

Der alte Bergmann war wohl sein einziger *Freund* . . .

»Was meinst du, werde ich Erfolg haben, wenn ich eure Kirchen und Gemeinschaften von innen zersetze?« fragte Chruschtschow den aufrechten Jugendfreund einst.

Der gläubige Bergmann schwieg lange und sagte dann:

»Wenn du das tust, wird Gott dich nicht verschonen . . .«

Ob der Partei- und Regierungschef an diese Worte dachte, als in den Gemeinden der Evangeliumschrsten-Baptisten die offiziellen Dokumente »Neue Verordnung« und »Instruktionsbrief« verbreitet wurden, nachdem sie der Allunionsrat der EChB 1960 angenommen hatte . . . ?

Diese Papiere wirkten erschütternd auf viele Gläubige Rußlands. Erstmals in der Geschichte des russischen Baptismus ein Kompromiß mit den Organen der Staatsmacht! Er schockierte viele, die immerhin schon manche Art von Verrat zu sehen bekommen hatten.

Am schwersten traf man mit den zwei Dokumenten die christliche Jugend. Wer zum Glauben kam, wurde nun vor der Wassertaufe verpflichtet, dem Leiter der Gemeinde ein schriftliches Taufgesuch zu unterbreiten. Dieser überbrachte persönlich die Gesuche zur Genehmigung dem lokalen Bevollmächtigten in Sachen religiöse Kulte. Wenn jener dann herausfand, daß jemand unter achtzehn Jahren sich bekehrt hatte und die Taufe beantragte, konnte er den Gemeindeleiter schwer tadeln oder ihn gar seines Amtes entheben. Auf jeden Fall wurde dem Taufkandidaten zunächst eine Probezeit gesetzt; sie konnte so lange dauern, wie es dem Kultusbeamten gerade in den Sinn kam: ein Jahr, zwei Jahre, manchmal auch drei.

Zudem wurden nun in den Betrieben und Institutionen, wo Gläubige arbeiteten, die Gewerkschafts-, Komsomol- und Parteiorganisationen aktiv. Um jeden Preis umerziehen, nicht zulassen, daß ein junger Christ Mitglied einer Gemeinde wurde! Diese moralische Bearbeitung der Bekennenden ließ nicht nach: Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr; und wenn die gesellschaftlichen Organisationen eines Betriebs mit der Umerziehung eines störrischen Gläubigen nicht zurande kamen, schalteten sich Bezirks- und Stadtkomitees der Partei ein, schließlich auch die KGB-Organen . . . Diese plauderten nett mit den jungen Gläubigen, sondierten den Grad ihrer Überzeugung, spürten schwache Stellen auf — und stellten ihnen dann rundherum Fallen. Aber meistens hat die christliche Jugend den Intrigen der Atheisten eine gründliche Abfuhr erteilt und ist furchtlos für Christi Wahrheit eingestanden.

Wenn aber ein Christ offen gegen die unbiblischen Dokumente des Allunionsrates der EChB auftrat, wurde

er auf der Stelle mit dem Segen von oben, vom Kultusbeamten, aus seiner Gemeinde ausgeschlossen. An der Mitgliederversammlung, durch allgemeine Stimmabgabe? Das wäre der Ehre zuviel für die Gemeinden, solch wichtige Fragen selber zu entscheiden . . . Die Gemeindeleiter erstellten Listen derer, die mit der »Neuen Verordnung« nicht zufrieden waren, und trugen diese Verzeichnisse auf die Kultusbehörde.

»Verstehen Sie, Genosse Karabajew, diese Leute da treten gegen die Aktion zur Einhaltung der Gesetzgebung über die religiösen Kulte auf. Von diesen Aufrührern gilt es, sich zu befreien«, resümiert ein Gemeindeleiter.

»Hm, richtig, Jossif Dmitriewitsch, das ist wahr. Nur — vom KGB sind uns Signale zugegangen, daß Maximow und Leonow ebenfalls in jene Richtung neigen; aber sie fehlen auf deiner Liste. Sooo. Ergänzen wir?«

»Man kann schon ergänzen, obwohl . . . Ich selber habe von ihnen keinen offenen Protest gehört, indessen . . .« murmelt der Seelenhirte.

Doch der Bevollmächtigte schreibt schon die zusätzlichen Namen für den Ausschluß dazu und begleitet den Gemeindeleiter, nachdem er ihm genug Ermahnungen erteilt hat, gnädig zur Türe, klopft ihm dabei gütig auf die Schulter . . .

Die Ausschluß-Listen wurden danach in der Gemeindeversammlung verlesen. Erledigt.

Auch die Wahl des Kirchenrates einer Gemeinde wird als ungültig erachtet, wenn die Genehmigung der Kultusbehörde fehlt. Der lokale Bevollmächtigte muß die Listen der Kandidaten in den Kirchenrat als erster persönlich durchsehen. Dann besorgt er sich beim KGB die nötigen Auskünfte; dort wird über jeden Gläubigen eine Kartothekakte geführt, mit all seinen positiven und negativen Zügen. Es ist für das KGB von Vorteil, wenn ein Kandidat sich in der Vergangenheit in irgendeiner Hinsicht kompromittiert hat: wenn bei ihm die intime Seite

nicht ganz sauber ist oder wenn er in der Produktion etwas auf dem Kerbholz hat, dann werden die Organe immer darauf zurückgreifen. Dann ist der Spatz in ihrer Hand und wird so zwitschern, wie ihn die eiserne Faust der Organe zusammendrücken wird. Welch beängstigendes Netz für einen, der sich unvermittelt darin gefangen sieht! Einen solchen Kandidaten wird der Bevollmächtigte unbedingt für den Kirchenrat bestätigen und später gern zum Diakon, zum Gemeindeleiter aufsteigen lassen. Wenn dann ein solches Opfer sich gelegentlich zu wehren anfängt, erinnert man es in aller Form an seine frühere Verfehlung, und:

»Wir veröffentlichen in der Zeitung, wer du bist, und tragen zur Verdeutlichung stärkere Farben auf . . . Das wirkt, da kannst du Gift drauf nehmen! Das Volk ist scharf auf Sensationen, und die westliche Presse wartet jederzeit auf solche Geschichten . . . Dann verachten dich alle, dann mag deine Frau nicht mehr mit so einem Typ zusammenleben, und deine Kinder laufen vor dir davon . . . Wir können von der Veröffentlichung absehen, wenn . . .«

Und mit hängendem Kopf wird der arme Kerl brav ausführen, was man ihm befiehlt.

Christliche Jugend — um dich kämpft die ganze teuflische Armada! Sie sind furchtbar, diese Kräfte, und oft genug bekommst du sie zu spüren. Oft fehlt es an Brüdern, die helfen könnten; bisweilen wirst du von allen Seiten gehetzt und gequält und verachtet, sogar von denen, die berufen wären, dir beizustehen, deine Wunden zu verbinden, Pfeile des Bösen aus deinem Körper zu ziehen. Du hast oft gestöhnt vor Schmerz in der Einsamkeit, hast bei kirchlichen Amtsträgern Unterstützung gesucht, aber nur zu bald dich überzeugt, daß viele die Fähigkeit zu heilen eingebüßt haben und naserümpfend einen Bogen um dich machen. Massive Kräfte der Hölle wurden dir entgegengeschleudert — und du hast widerstanden? Du hast wider-

standen gegen das Gericht der Schriftgelehrten und Leviten, gegen das Gericht dieser Welt und des KGB? Ja, oft bist du gefallen, aber du hast dich auch wieder erhoben. Du bist gestolpert, doch deine Hand streckte sich aus — nach oben, und andere Kräfte eilten dir zu Hilfe, so daß du dich nicht erbittert hast. Und unverhofft wurde ein Lied geboren . . . In den Jahren grauenhafter Prüfungen kam dir Gott mit einem Lied zu Hilfe! Es entstand im kleinen Häuschen des Evangelisten Chrapow; in wenigen Minuten war es niedergeschrieben. Muß man denn lange warten, wenn Gott als Helfer eingreift?! Einen Menschen, den er 26 Jahre lang durch Gefängnisse und Lager hatte gehen lassen, diesen wählte Gott dafür aus, um dir wunderbaren Trost zu geben: *das Lieblingslied der christlichen Jugend!*

Ich grüße dich, wachsende Schar junger Christen!
In Sturm rief ein hohes Los euch in die Welt;
Die Endzeit bereitet die düstren Kulissen
Zum letzten Entscheidungskampf, dem ihr euch stellt.

Als stählerne Wand stehn die Truppen des Feindes;
Der Unglaube zwingt euch zum harten Turnier.
Schließt fester zusammen euch, junge Gemeinden,
Zum Kampf der Entscheidung wird jeder zitiert.

Stoßt in die Posaunen des Sieges! Es weiche,
Verschwinde das Böse, erfaßt und gerafft
Von heiliger Flamme! Tragt vorwärts das Zeichen
Der selbstlosen Liebe, des Guten, der Kraft!

Die Herzen der Jungen, o möchten sie schlagen
Im Gleichtakt zumal mit dem Herzen des Herrn!
Schon morgen vielleicht wird man einen festnageln
Am Kreuz — die entfesselte Menge sah's gern.

Voran ohne Zagen, zur Ablösung tüchtig
Den Kämpfern, die müd. Keine Angst vor dem Kreuz!
Komm: wachse und blühe und bring deine Früchte,
Zu erben als ein Überwinder im Heut'.

Christen in aller Welt, gedenkt im Gebet der treuen Diener Gottes, die unter Einsatz ihres Lebens sich auf die Seite der christlichen Jugend gestellt haben und im Namen der Reinheit des Evangeliums alles zu opfern wagten! Mancher mag ihre Entscheidung skeptisch beurteilen, mag Fehler aufzuzählen beginnen, mag aus vermeintlicher Höhe fromm auf sie herabschauen . . .

In den Jahren, da die russischen Gläubigen durch ernste Prüfungen gingen, hat Gott einige von ihm selbst erprobte Knechte dazu berufen, mit lauter Stimme ihren Protest gegen den Kompromiß mit den Mächtigen dieser Welt zu äußern. Vielleicht ist einer gerade heute todmüde von der Auseinandersetzung mit leidensscheuen Brüdern? Vom Kampf mit der Macht der Hölle?! Vielleicht benötigt Chrapow deine Gebete, um auch weiterhin mutig die Kunde von Christus in jener Welt ohne Gott verbreiten zu können? Die Namen der führenden Männer vom Rat der EChB-Kirchen — Krjutschkow, Vins, Baturin — kennt man wohl, indes . . . wieviele Unbekannte arbeiten ergeben im Weinberg, an der vordersten Front; Unbekannte, deren Namen im Buch des Lebens aufgezeichnet sind?! Wenn nun die Christen in aller Welt die Hände dieser Reichgottesarbeiter nicht unterstützen, werden sie dann treu ausharren können? Vielleicht ist einer abgefallen, einer umgefallen, einer zu Tode erschöpft — und du bist mit schuld, weil du nicht für diese Seelen gebetet hast?

Leise fängt es an, das Erkalten des lebendigen Glaubens zur toten Religion — vielleicht mit Gebetsmüdigkeit. Unter Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert fand sich das Christentum zur Staatsreligion erhoben — und in eine gefährliche Waffe in Händen des heidnischen Kaisers verwandelt. Hatte Pusin, der damalige Vorsitzende des Rates für Religionsangelegenheiten beim UdSSR-Ministerrat, etwa dies im Sinn, als er in einem Referat sagte, ein einziger Vertreter des Allunionsrates der EChB ersetze im Ausland tausend sowjetische Diplomaten? — Es hat allerdings

für einen Christen ernste Folgen, wenn er sich einer weltlichen Macht als Instrument für die Erreichung ihrer Ziele hingibt. Allein, nicht nur für ihn selber: Die Ermordung Nikolaj Chmaras (1964) im Gefängnis von Barnaul, der Zeugentod von Iwan Moissejew (1972) und vieler anderer, deren Namen wir nicht kennen — sie sind auch Früchte der Kompromißbereitschaft halbherziger Christen gegenüber dem Staat. Seit jeher wußten die Herrscher sich die tote Religion zunutze zu machen. Die atheistische Macht hat die Lektion der Geschichte gut gelernt.

*

Einst legten die Häftlinge — es war in meiner Gefängniszeit — dem Politvize folgende Frage vor:

»Sagen Sie, was wollen Chrapow und seine Gesinnungsfreunde eigentlich erreichen?«

Unser Politvize überlegte und sagte dann:

»Sie kämpfen für die Reinheit der evangelisch-baptistischen Lehre, die den offiziell anerkannten und registrierten Baptisten abhanden gekommen ist, weil sie sich unserem System anpassen. Da die registrierten Gläubigen unsere Anweisungen befolgen, helfen wir ihnen umgekehrt in der Auseinandersetzung mit denen vom Rat der Kirchen.«

Kalt und bange wurde mir da . . .

»Wissen das die durchschnittlichen Gemeindeglieder?« war die erste Frage, die mir die Kriminellen nachher stellten. Was konnte ich antworten? Ich sollte ihnen doch von der siegreichen Wahrheit Christi erzählen . . .

*

Als in Rußland diese Bewegung für die Reinheit der biblischen Lehre und für kompromißlosen Gottesdienst entstand, haben sich manche Leute dem Rat der EChB-Kirchen angeschlossen, nur weil sie dem Allunionsrat irgend etwas nachtrugen. Sie wurden in der Verfolgungszeit zum Teil ausgesiebt, doch gab es auch »Baptisten« darunter, die schon für die Organe arbeiteten, als sie noch

einer registrierten Gemeinde zugehörten. Nun führten sie in den Gemeinden des Rates der EChB-Kirchen ihre innere Zersetzungsarbeit fort: hausierten mit Verleumdungen, flochten kunstvolle Netze gegen eifrige Reichgottesarbeiter und konnten sie bisweilen kampfunfähig machen. Manche schafften es, in die Leitung aufzusteigen — bis Gott sie vor den Gläubigen entlarvte.

Dennoch — das Reich Gottes wurde und wird aufgebaut, trotzdem seine Arbeiter auch einmal fallen mögen, trotz aller Hindernisse und Mängel. Gerade die Demütigen sind fleißig. Der Apostel Paulus schrieb an die Gemeinde in Korinth, wo manche ihn kritisierten: »Deswegen ist mir auch, damit ich mich nicht überhebe, ein Dorn ins Fleisch gegeben worden . . .« Und gegen Ende seines Lebens hat er einige aufgezählt, die ihn allein gelassen hatten. Allein gelassen waren die Christen in Rußland lange; die übrige Welt wußte nichts von ihnen — oder wollte sie nichts wissen? Viele Jahre standen sie ohne Gebetsunterstützung im Glaubenskampf, bis Informationen über die Bedrängnis der Gemeinde Jesu im Ostblock da und dort im Westen angeboten wurden und man allmählich aufhorchte; zur Hilfeleistung aufgerüttelt wurden breitere Kreise der westlichen Christenheit insbesondere durch die Stimme eines Mannes *von drüben* — durch Richard Wurmbrands* Buch »Gefoltert für Christus«. Das war aber erst Ende der sechziger Jahre; zuvor waren die Brüder im Osten fast allein. Haben sie nicht auch deshalb oft Zuflucht zu menschlichen Mitteln genommen und sind damit gestrauchelt? Wie leicht klagt der Kritiker die »Spalter« an, aber beten tut er nicht . . . Ist überhaupt bekannt, daß viele aufrichtige Christen, bevor sie gegen die Kompromisse der Kirche mit

* Rev. M. Bourdeaux hat einmal gesagt: »Mein Institut, das Zentrum für das Studium der Religion und des Kommunismus (in England), wäre immer im Schatten geblieben, hätte es Wurmbrand nicht gegeben. Ich habe schon vorher gearbeitet, aber niemand hat auf mich gehört, bevor Wurmbrand in den Westen kam« (VART LAND, Norwegen, 28. Oktober 1975). Anm. des Verlags

der Welt auftraten, zwei Jahre in Fasten und Gebet um eine Erweckung der russischen Christenheit verharret hatten? Ist bekannt, daß die Reichgottesarbeiter ihre Brüder, welche von der Reinheit der evangelischen Grundsätze abgerückt waren, anflehten, sich Gottes würdig zu verhalten? Und erst nachdem jede Hoffnung auf eine baldige Verbesserung der Sache Gottes in Rußland enttäuscht war, kam 1961 das erste Schreiben der Initiativgruppe zur Verbreitung und rief zur klaren Stellungnahme auf.

Was nehmen die Gläubigen Rußlands auf sich, die »Ge-fallen haben am Gesetz des Herrn«? Die zahlreichen Geldbußen gehen über ihre Kräfte, sind insgesamt schon auf über eine Million Rubel angestiegen. Eltern, die bis zu elf Kinder zu versorgen haben, müssen vom 110-Rubel-Lohn des Vaters, der allein arbeiten geht, noch eine Buße zahlen, weil sie eines Sonntags ihr Heim für die Gottesdienst-Versammlung zur Verfügung stellten — eine Buße von 50 Rubeln! Kinder werden gläubigen Eltern weggenommen, um staatlich, atheistisch erzogen zu werden. Die Kette der Verhaftungen reißt nicht ab. »Der Kampf gegen die Christenheit in der UdSSR nimmt immer wüstere Formen an«, schrieb eine russische EChB-Gemeinde in einem früheren Beschwerdebrief an Kossygin und U Thant.

*

Chruschtschow war schon einige Zeit pensioniert, als er sich wieder einmal an seinen alten Freund erinnerte und ihn anrief.

»Hör, was sagt man im Volk jetzt über mich?«

»Daß du bekommen hast, was du verdient hast... Manche sagen, daß man die Pleite habe kommen sehen... Man sagt übrigens alles mögliche.«

»Undankbar...« brummte Chruschtschow in den Hörer.

»Was wahr ist, das ist wahr — man ist undankbar. Dir gegenüber wie gegenüber Christus; nur denk jetzt nicht,

ich vergleiche dich mit ihm. Er wurde mit Rufen ›Hosianna dem Sohne Davids!‹ empfangen, und nach einer Woche tönte es: ›Kreuzige ihn!‹ Die Menschen ändern sich nicht, Nikita Sergejewitsch. Dir war die Machtfülle zu Kopf gestiegen, und das Ergebnis ist danach . . . Ich hatte dir eh und je gesagt, Gott werde mit dir keine Ausnahme machen, werde dich nicht verschonen . . . ›Wohl *dem*, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen‹ . . .«

›Hör, besuche mich doch, wir können beim Angeln darüber reden!‹

Ob das für den Freund nicht unliebsame Folgen haben würde, konnte Chruschtschow nicht sagen. Er hatte nichts mehr zu sagen. Er war erledigt.

Wer kommt als nächster an die Reihe?

Wo sind sie denn alle geblieben, die sich durch die Jahrtausende gegen den lebendigen Gott und seine Kinder erhoben, die Wahl *gegen* Jesus Christus trafen? »Darum werden die Gottlosen nicht im Gericht bestehn« — das ist die Alternative zum Weg des Glaubens. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit! Der Krieg gegen Gott ist unsinnig; weder der Atheismus noch die tote Religion kann Gott etwas anhaben. Er ist noch immer derselbe. »Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen . . .«

4

Genosse, Bürger, Kumpel, Knirps

Wenn du zwanzig Jahre alt bist und schon genug bekommen hast von der Eitelkeit und Widersprüchlichkeit des Lebens, so kannst du dich wohl in Pjotrs Lage versetzen und dir vorstellen, daß es ihm nicht eben leicht fiel, um 9 Uhr früh bei der Staatsanwaltschaft in seiner Heimatstadt in Kasachstan vorzusprechen — mit der Gewißheit, daß er nicht so schnell zu den Seinen zurückkehren würde.

An diesem Novembermorgen 1962 hatte Pjotr gar keine Lust aufzustehen, aber als die Zimmerwirtin ihm meldete, seine Freundin sei gekommen, ihn abzuholen, sprang er auf und kleidete sich an. Zum Frühstück blieb keine Zeit mehr, es war schon Viertel nach acht, und sie mußten sich beeilen. Nicht zu einer Jugendveranstaltung — in die Staatsanwaltschaft . . . Sie sprachen unterwegs kaum. Wozu? Auch ohne Worte ist alles klar . . .

Sie betraten das Gebäude und stellten fest, daß noch niemand da war. Plötzlich durchfuhr ihn der Gedanke: Da hast du dieses Gebäude betreten, weißt genau, daß du mindestens fünf Jahre kriegst, und hast am Morgen nicht einmal mit den Hausleuten gebetet.

Ihm wurde unsäglich trüb zumute; umständlich putzte er sich die Nase und riß sich wegen Marina wieder zusammen.

Nun erschien der Staatsanwalt, grüßte sehr höflich, gefolgt von seiner Sekretärin, die zum Gruß hämisch feixte.

Schließlich war auch der Untersuchungsrichter da, allerdings nicht jener, der die Untersuchung bei den Gläubigen geführt hatte. Nach einer Weile wurde Pjotr in sein Büro gerufen. Er drückte Marina die Hand und ging, in Gedanken betend.

»Ihr Untersuchungsrichter ist heute nicht da, und ich bin beauftragt, Sie mit dem Haftbefehl des Staatsanwaltes der Stadt bekannt zu machen.«

Der Justizbeamte begann die Anweisung vorzulesen. Pjotr hörte nicht zu. Er hatte das erwartet, und dennoch war er nicht vorbereitet. Ob er den Freunden durch Marina zum Abschied etwas übermitteln konnte?

Dann fiel ihm ein: Und Mama? Seine Mutter wußte überhaupt nicht, daß man ihn verhaften würde . . .

»Bürger«, hörte Pjotr, »unterschreiben Sie, daß Sie von der Sanktion des Staatsanwaltes informiert worden sind!«

Er erwachte aus seinen Gedanken:

»Verzeihen Sie bitte, aber es hat ja überhaupt keinen Sinn, dieses Dokument zu unterzeichnen. Die Tatsache bleibt Tatsache — ich bin verhaftet.« Und dann: »Das ändert doch nichts mehr.«

Nach dieser Feststellung wurde ihm ganz leicht ums Herz. Er war nun hellwach und fragte:

»Erlauben Sie mir, das Mädchen zu sehen, das im Korridor auf mich wartet?«

»Hinausgehen können Sie nicht mehr, aber wir lassen sie kommen«, antwortete der Untersuchungsrichter.

So fängt es an, prägte sich Pjotr ein. Ich bin ja ein Häftling . . . Marina kam herein. Er erhob sich und sagte, indem er sie fest anschaute:

»Weißt du, ich bin tatsächlich verhaftet.«

Sie senkte die Augen, aber er lächelte und fuhr fort:

»Sag meinen Hausleuten und allen Freunden einen herzlichen Gruß. Und schreib meiner Mutter, daß man mich verhaftet hat.«

Punkt. Was konnte er noch sagen, wenn ein Untersuchungsbeamter dabei stand und nur darauf wartete, daß sie etwas austauschten, was der Ermittlungsbehörde noch nicht bekannt war? Marina, fassungslos, ging.

Ein Polizeileutnant erschien.

»Wen soll ich abführen?« fragte er den Untersuchungsrichter.

»Hier, den da«, zeigte er auf Pjotr.

»Ach, *das* soll jener baptistische Funktionär sein, von dem in der Zeitung stand?« wunderte sich der Leutnant. »Da habt ihr in der Staatsanwaltschaft mal wieder etwas durcheinandergebracht.«

»Na, du . . .«, sagte der Untersuchungsrichter wütend. »Nimm ihn und verschwinde auf deinen Posten!«

Kopfschüttelnd schritt der Leutnant auf die Tür zu, nachdem er Pjotr ein knappes »Gehen wir!« zugeworfen hatte.

»Hände auf den Rücken!« kommandierte er weiter, ohne sich umzusehen.

Mit »Genosse« ist es jetzt aus, dachte Pjotr. *Ich, Bürger der Sowjetunion!* Das hatte der revolutionäre Dichter Majakowskij gesagt. Und 1930 beging er Selbstmord . . . Ich, Bürger der Sowjetunion! *Wir sind Bürger des Himmels!* fiel ihm plötzlich ein. *Deshalb haßt uns die Erde . . .* Das war aus einer Predigt. . . deshalb haßt uns die Erde — das paßt ja gut, dachte er belustigt.

»Was lächelst du?« fragte der Leutnant, der sich in der Tür nach Pjotr umgedreht hatte.

»Es ist mir der Ausdruck eines Christen eingefallen: daß die Kinder der Erde die Bürger des Himmels hassen. Interessante Sache, nicht wahr?«

Marina stand vor dem Gebäude der Staatsanwaltschaft. Pjotr winkte ihr zu und sprang in den »Raben«. Er fuhr sofort los. Der neue Häftling fror entsetzlich, es schüttelte ihn — war es nun vor Kälte, war es ein nervöses Zittern oder kam es von den Löchern in der Straße, in die der Chauffeur anscheinend absichtlich fuhr . . .

Auf dem Polizeiposten bugsierte man Pjotr in eine leere Zelle. Das Fensterglas war kaputt, und es war so kalt, daß ihm die Hände steif wurden. In Kasachstan wird es Ende November schon sehr kühl. Trotz der »Lüftung« stand die Zelle voll Zigarettenrauch. Kurz zuvor mußten noch Leute hier drin gewesen sein. Würde er allein bleiben? Pjotr kniete nieder und besprach seine Lage mit Gott. Um des Namens Jesu willen gehe ich gern diesen Weg, den du zuläßt, aber ich kann es nicht. Doch du weißt es, und du bist bei mir . . .

Als er sich vom Danken und Anbeten erhob, war ihm richtig froh zumute.

✱

In den städtischen Untersuchungsisolator führte man Pjotr gegen Abend. Es saßen drei junge Männer in der Zelle, und als der Neue eintrat, standen sie auf und stellten

sich vor; dann luden sie ihn ein, sich auf das hintere Metallbett zu setzen.

Der Leser mag schon eine Vorstellung davon haben, was eine Zelle für Untersuchungshäftlinge in der UdSSR ist. Der Isolator, in den Pjotr kam, stammte noch aus zaristischer Zeit; Revolutionäre waren damals hier eingesperrt worden.

Haben die Atheisten aus der eigenen Haft Erfahrung gelernt, *ihre* Häftlinge sorgfältiger zu isolieren, als dies Väterchen Zar, leider mit der Bibel in der Hand, getan hatte? überlegte Pjotr. Nikolaus II. soll sich mehr um »Himmlisches« gesorgt und darob die Bedürfnisse seines Volkes vergessen haben, wodurch er zur Revolution und zum Untergang seines Hauses beitrug . . . Nieder mit dem Kapital! Daß das Kapital Anlaß zu Sünde sein kann, ist allbekannt. Manche Gläubige singen auch:

Von der Erde reiß mich los,

Mache meinen Glauben groß . . .

. . . und hängen doch selber ganz schön am Kapital, bitten Gott um mehr und noch mehr. Wird denn nicht Gott dadurch gelästert, daß man ihm fromme Lieder singt und dabei mit beiden Händen die Welt festhält, sich an irdischen Schätzen festbeißt . . . statt das höchste Gebot zu befolgen: »Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit deinem *ganzen* Herzen, mit deiner *ganzen* Seele und mit deinem *ganzen* Denken, und deinen Nächsten wie dich selbst!« Jener reiche Jüngling vermochte die Anweisung Jesu nicht zu befolgen: »Geh hin, verkaufe deinen Besitz und folge mir nach.« Traurig hatte der Herr damals gesagt: »Schwer ist es für einen Reichen, ins Reich der Himmel zu gelangen.« Hat dich Gott nicht deshalb zu guter Letzt durch die Revolution von den Schätzen der Welt »befreit«? Dank sei dir, Vater, für deine Wege, für die Züchtigung.

Die Jungs in seiner Zelle erwiesen sich als ungemein freundlich. Sie holten ihn aus seinen Gedanken, boten ihm zu essen an. Da erst wurde er sich bewußt, daß er den

ganzen Tag noch nichts bekommen hatte. Er war zu sehr mit anderem beschäftigt gewesen, als daß er auf die Forderungen seines Körpers hätte achten können. So griff er nun dankend zu: ein Stück Wurst mit Brot und Heißwasser in einer Aluminiumtasse. Pjotr stand auf und betete still. Hinter seinem Rücken wurde geflüstert. Er ließ es sich schmecken.

»Na, Kumpel, bist du etwa gläubig?«

»Ja, ich bin gläubig«, bestätigte er und aß weiter.

»Wofür bist du denn angeklagt?«

»Für religiöse Propaganda. Evangelisieren ist in unsrer Sowjetunion verboten«, erklärte Pjotr.

»Merkwürdig, meine Eltern sind auch gläubig, aber sie sind nie vor Gericht gekommen«, sagte Nikita, einer der drei Zellengenossen.

»Nun, natürlich machen sie nicht allen den Prozeß. Glauben kann in unserem Land jeder, was er will. Aber niemand hat das Recht, seinen Glauben zu äußern, zu verkünden. Dein Namensvetter, Nikita Chruschtschow, hat gesagt, daß in der Sowjetunion nur *eine* Freiheit besteht: den Kommunismus zu verkünden! Den Kommunismus im Lichte des zeitgenössischen Marxismus-Leninismus zu propagieren. Der Atheismus versucht das aufzubauen, was das Christentum schon seit Jahrhunderten verkündet und wovon die Propheten vor Jahrtausenden schon sprachen: es geht um das tausendjährige Reich Christi. Wenn wir einmal richtig Zeit vor uns haben, kann ich euch davon einiges erzählen«, sagte Pjotr und schob sich den letzten Bissen Brot in den Mund.

»Warum nicht, ist ja spannend! Aber hast du schon auf der Ziehharmonika gespielt?« fragte Wolodja.

»Leider nicht; ich liebe Musik zwar sehr, aber ich spiele überhaupt kein Instrument.«

Lautes Lachen. Pjotr guckte verwundert auf. Sein Staunen machte die andern nur noch mehr lachen. Schließlich erklärte Wolodja:

»›Ziehharmonika spielen‹ heißt in dieser Umgebung die Abnahme von Fingerabdrücken. Hat man dir schon die Fingerabdrücke genommen?«

»Nein, noch nicht. Mein Lexikon wird von Stunde zu Stunde umfangreicher. Aus ›Genosse‹ wurde zuerst ›Bürger‹, dann ›Kumpel‹, und zu alledem noch als Sauce ›Ziehharmonika spielen‹.«

Nikita beschäftigte aber etwas anderes.

»Da glaubst du nun also an Gott — aber hast du Gott je gesehen?« fragte er.

Pjotr dachte nach. Hatte er Gott gesehen? Nein. Aber er hätte nie ein blind Glaubender sein mögen. Er streckte sich danach aus, die Nähe Gottes immer mehr zu erfahren.

»Gesehen habe ich ihn nicht, aber laßt mich erzählen, wie ich Gott gefunden habe, das heißt, wie ich zum Glauben an Gott kam, ja?«

»Na, los, schieß los«, sagten die Kumpels und richteten sich auf der Pritsche bequemer ein.

Das Gespräch dauerte bis spätabends.

✱

Sie schliefen zu zweit auf den schmalen Ein-Mann-Pritschen. Der Äußere mußte, um nicht hinunterzufallen, den anderen fest umarmen. Pjotr kam an die Wand zu liegen. Er fand keinen Schlaf, dachte an seine Freunde, an Mutter und Schwester. Gern wäre er zum Beten aufgestanden, doch mochte er seinen Schlafgenossen nicht stören. Erst gegen Morgen nickte er ein.

»Tagwache!« tönte es durch die Zellen. »Bereitmachen zum Austreten!«

Alles wurde lebendig. Anders als am Vortag sprang Pjotr von der *Pritsche* und kniete sogleich zum Gebet nieder. Die Zellengenossen hielten sich derweil still.

Nach dem Frühstück schob man einen fünften Häftling in die Zelle, der sich prahlerisch als Dieb vorstellte:

»Ich hab eine Harmonika aus dem Klub »entführt!«

Wolodja beobachtete ihn aufmerksam und spitzte die Ohren. Der Neue reichte allen die Hand. Dann wandte er sich an Pjotr:

»Und du, Knirps, wofür bist du hier?«

Belustigt über diesen neuesten Titel sagte Pjotr:

»Ich glaube an Gott . . .«

»Ja, er ist ein Baptist«, bestätigten die andern.

»In-ter-es-sant«, näselte der Neue. »So zeig mal, wie ihr Gott an-be-tet.«

»Laß ihn in Ruhe, sonst kriegst du eine Tracht«, schaltete sich Nikita ein.

»Hm ja, gewiß, bitte, ich meine ja nur«, murmelte der Neue. »Ich wollte ja nur Interesse zeigen.«

»So zeigt man nicht Interesse, so spöttelt man«, korrigierte Wolodja.

Da ging die Futterklappe auf, Pjotr wurde gerufen. Ein Paket für ihn! Es lag ein Zettel darin mit einer einzigen Frage: »Wie geht's gesundheitlich?« Pjotr drückte das Papier an sein Herz. Es ist eine solche Freude zu erleben, daß man an dich denkt! Dann packte er alles auf das einzige Nachttischchen aus — es war schon sehr eng in der Zelle, vier Meter lang und einen Meter breit war sie, und fünf Mann hoch saßen sie darin. Der Neue brach sich sogleich ohne Fragen ein Stück Brot ab, nahm ein Stück Wurst und fing zu essen an. Dann erkundigte er sich unvermittelt:

»Hast du zu einer nichtregistrierten Baptistengemeinde gehört?«

Pjotr nickte. Er war weit weg in Gedanken.

»Habt ihr euch in Privathäusern versammelt?«

Pjotr nickte wieder, während Wolodja mit Nikita und Ljonja tuschelte.

»Und wer war denn bei euch Gemeindeleiter?«

Vorerst schwieg Pjotr. Es war zwar kein Geheimnis, aber wozu brauchte dieser Bursche es zu wissen?

Bauz! Und nochmals bauz! Und nochmals!

»Nicht doch, Freunde!« schrie der Neue mit blutender Nase.

Bauz! Und noch! Bauz! bearbeiteten ihn Wolodja, Nikita und Ljonja.

»Spitzel! Parasit! Schwein! Kriecher!« So tönte es durch die Zelle zur Begleitung der Schläge. Blutverschmiert stürzte der Neue zur Tür, hämmerte mit Fäusten und Schuhen dagegen und schrie:

»Mord! Sie bringen mich um!«

Die Zellentür ging auf, der Neue flog unter den Schlägen aus der Zelle und schlug mit dem Kopf gegen die Korridorwand. Sogleich knallte die Tür wieder zu. Schwer atmend setzten sich die Drei auf eine Pritsche; Nikita fluchte empört. Pjotr stand die ganze Zeit am Fenster und beobachtete erschrocken die Szene.

»Na, Kumpel! Bist verdattert?« fragte Wolodja schnaufend, mit einem Lächeln. »Das war doch eine ›Glucke‹. Weißt du noch nicht, daß eine Glucke dasselbe wie ein Spitzel ist?«

Pjotr schüttelte den Kopf.

»Deine Leute haben dich schlecht auf das Gefängnis vorbereitet! Also, hör zu. Der Untersuchungsrichter setzt, wenn er nicht alle Angaben für eine Anklage zusammenkriegt, seinem Untersuchungshäftling einen Informanten in die Zelle. Häufig wirbt sich ein Untersuchungsrichter einen unter den Kriminellen an, indem er ihm verspricht, seinen Fall ad acta zu legen oder seinen StGB-Paragraphen auf einen leichteren umzufrisieren. Während die Untersuchung läuft, ist der Untersuchungsrichter dein Zar und Gott. Er kann alles. Er kann einen beliebigen Unschuldigen eines beliebigen Verbrechens anklagen, das Gericht glaubt's ihm. Dazu werden die sowjetischen Juristen auch ausgebildet: anzuklagen und die nötigen falschen Zeugen zu beschaffen. Wie anders soll man denn den Sozialismus aufbauen? Jene märchenhaften Zeiten sind

vorbei, da die Komsomolzen auf den Ruf der Partei hin ins Pfefferland fuhren. Sie sind überhaupt nie gefahren. Zuerst baut der Häftling alles auf seinen eigenen Knochen auf, und dann erst kommen die Komsomolzen daher, und der ›Komsomol-Bau‹ macht übers ganze Land Schlagzeilen. Weißt du, Kumpel, die brauchen ganz einfach billige Arbeitskräfte. Wer aber ist billiger als du und ich? Wir sind bereit, für einen Schlag Wassersuppe Tag und Nacht zu schufteln, um nicht vor Hunger ganz zu krepieren. Wenn wir für den Staat nicht vorteilhaft wären, gäbe es nicht soviel ›kriminelle Kreise‹, die der Staat selber organisiert: Massenhaft liest man Saufbrüder auf und spannt sie für zwei, drei Jährchen als Kulis ein — und wer hat das Wodkamonopol?

Also solche untergeschobene Typen, die der Untersuchungsrichter dir oder sonst wem beschert, die heißen ›Glucken‹ oder Spitzel. Sie ›brüten‹, oder besser gesagt, angeln alles aus dir heraus, solange sie mit dir in der Zelle sind, und berichten dann dem Untersuchungsrichter haarklein, und dieser bastelt dir darauf eine ausgewachsene Frist zusammen. Er kriegt dann Prämien und Ehrenurkunden für gute Arbeit, während du auf Gefangenentransport versauerst.«

Während er sich alle diese Enthüllungen anhörte, ekelte es Pjotr geradezu vor dieser »Wissenschaft«, die dem wahren Leben so fern war, und er sehnte sich mächtig nach Gott und nach seinen Freunden. Herr, dachte er, bringe uns Christen doch zur Vernunft, daß wir *dein* Reich suchen und uns nicht dieser Welt anpassen . . .

Als die Zellentür aufging, stockte ihm das Herz; er dachte, nun würden seine Kameraden wegen der Schlägerei in den Karzer gesteckt. Aber man ließ nur ihn holen für Fingerabdrücke.

*

Illustration

In der kasachischen Besserungsarbeitskolonie 57 arbeiteten die Häftlinge beim Bau von Wärmekraftwerken, Maschinenreparaturbetrieben usw. Die Konzentration von Häftlingen im Gebiet Zelinograd ist beträchtlich; Bauarbeiten werden im wesentlichen von ihnen ausgeführt.

Dort arbeitete Wolodins Brigade 1964 an der Montage der ersten Wärmekraftwerk-Stufe. Eines Tages steckte man die Häftlinge in fabrikneue Arbeitsanzüge, und ein Korrespondent von der Lokalzeitung photographierte sie. Wie groß war unsere Verwunderung, als wir in der Gebietszeitung lasen, »die Komsomoljugend-Brigade unter Wolodin« habe »sich beim Bau der ersten Wärmekraftwerk-Stufe ausgezeichnet«! Die empörten Häftlinge wandten sich mit einem Protest an den Politvize, worauf dieser, keineswegs verlegen, erklärte:

»Ihr seid alle noch jung, nicht wahr? Also. Folglich seid ihr die Jugend. Sowjetjugend! Manche von euch gehörten vor der Verhaftung dem Komsomol an? Nun also. So hat der Korrespondent durchaus korrekt geschrieben, daß es sich um eine Komsomoljugend-Brigade handelte, statt verallgemeinernd — Häftlingsbrigade.«

»So, Bürger Natschalnik? Einen Komsomolzen kriegte man nicht mit zehn Pferden hierher zur Arbeit!« empörte sich Olejnik.

»Waas meinst du? Verschwinde, oder . . . Wenn mir nochmals solche Andeutungen zu Ohren kommen sollten, stecke ich euch in den Karzer!«

Nach Abschluß der Bauarbeiten am »Komsomol«-Kraftwerk entließ man einen Teil der Häftlinge — jene, die mehr als die halbe Frist abgebüßt, das Lagerregime nicht verletzt und sich aktiv am gemeinschaftlichen Leben in der Kolonie beteiligt hatten. Die übrigen kamen in ein anderes Lager . . .

Wer weiß, daß die Sowjetpresse solche »Reportagen« bringt, wird sich auch nicht allzusehr über den Artikel wundern, den ein Lokalblättchen im Kusbass — im Kusnezsk-Kohlenbecken — einem orthodoxen Priester widmete. Man las ihn mir 1974 am Arbeitsplatz vor. Der Korrespondent der Zeitung berichtete, der Priester einer kleinen überalterten Gemeinde sei mit der Kirchenkasse durchgebrannt und habe über eine halbe Million verjubelt, wofür er seine ihm zustehenden fünf Jahre Freiheitsentzug bekommen habe. Ich erzählte es einem Glaubensbruder in unserer Gemeinde, der seinerzeit auch im Lager gewesen war; er hatte Verwandte in jener Ortschaft und fragte nach. Wir erhielten einen Brief von einem Verwandten unseres Bruders:

»Ich bin bei jenem Prozeß dabeigewesen. Das war eine Komödie, nicht ein gerichtlicher Prozeß! Eine Farce! Nach dem Prozeß ging ich der Sache nach und befragte Amtsträger jener Kirche über den verurteilten Priester. Es erwies sich, daß diese überalterte, ganz kleine Kirchgemeinde über Jahrzehnte hin niemals soviel Geld hätte zusammenbringen können. Die Organe hatten sich mit dem Priester abgesprochen, ein solches Schauspiel zu inszenieren, hatten Fälschungen über den Diebstahl des Priesters erstellt, sie photographiert und in die Zeitung getan. Nach dem raschen Prozeß reiste der Priester in ein finanziell ergiebigeres Kirchspiel. Besucht ihn doch in *** in Sibirien und überzeugt euch, was er für schöne Gottesdienste hält ...«

So grob und mitunter unverschämt »arbeiten« die Atheisten im großen und ganzen.

✱

Der Polizeikorporal, ein greiser Kasache, ließ die Verhafteten in einer Reihe im Korridor des Untersuchungsisolators antreten und gab in seinem gebrochenen Russisch bekannt:

»Ihr kommt mit mir, auf Transport in Gefängnis. Ihr versteht, daß wir dienstliche Pflicht tun. Wenn ich einen von euch gekränkt habe, verzeiht!«

Pjotr rührten die Worte des alten Mannes. Der Kasache wandte sich noch besonders an ihn:

»Du, Sohn, nehme noch kleines Paket und dann fahren . . .«

Jemand hatte es geschafft, Proviant für ein Mittagessen zum Isolator zu bringen. Pjotr wußte, daß er hier noch ein Paket empfangen durfte, dann war Schluß.

Das städtische Gefängnis. Es war das erste Mal, daß Pjotr eines von innen sah. Ihn interessierte alles: die gewölbte Decke im Korridor, das stetige »tropf, tropf« von dieser Decke, die verbissenen Gesichter der Aufseher. Er wäre gern zu ihnen hingegangen — wie früher zu seinem Onkel, wenn dieser sich ärgerte —, um zu sagen:

»Komm doch, lächle!«

Quarantänezelle Nr. 50. Keine Pritschen; die Neuhäftlinge hocken oder liegen am Boden. Pjotr blieb bei der Tür stehen, die man hinter ihm sogleich zuschloß, und suchte mit den Augen einen Platz zum Sitzen. Halbdunkel, Schmutz. In der Ecke links von der Tür saß ein Kasache und erzählte hingebungsvoll . . . bis er Pjotr erblickte.

»Hallo, Sohn!« rief er ihn wie einen alten Bekannten an. »Komm heriber, komm heriber!«

Pjotr ging zu dem angebotenen Platz und hockte sich hin.

»Wofir bist hineingekommen?« fragte der alte Kasache.

»Ich glaube an Gott«, sagte Pjotr kurz.

»Aha«, sagte der Kasache gedehnt, verständnisvoll. »Ich friher auch mit Glaube-an-Gott gesessen habe. Gute Menschen, sehr gut. Stalin hat viele, viele Glaube-an-Gott tot gemacht. Ich bin Sajranow.«

Pjotr nannte seinen Vornamen. Sajranow schien zufrieden und trompetete unvermittelt:

»Mir gefällt Gefängnis! Ich Schaf gestohlen habe?
Jawohl! Und mir gefällt Gefängnis!«

Die eintönigen grauen Tage in der Zelle ziehen sich endlos hin. Manchmal hat man die Empfindung, die Zeit stehe still. In der Regel ersinnen die Häftlinge allerhand Schabernack, um sich die Stunden zu verkürzen, oder spielen Karten; die Kartenspieler verfertigen aus Zeitungen sehr geschickt Spielkarten. Weil die Spieleinsätze oft unbeteiligte Häftlinge sind, die erstochen werden, wenn einer sie verspielt hat, ist dieser Zeitvertreib im Gefängnis strengstens verboten. Wer beim Kartenspiel erwischt wird, kriegt mindestens fünfzehn Tage Karzer.

Pjotr wurde aufmerksam, daß in der gegenüberliegenden Ecke ein paar Häftlinge die Köpfe zusammensteckten. Er vergrub seinen Kopf in den Armen und betete. Plötzlich rief man ihn an. Er sah auf.

»Kumpel, gehst auf den Markt?«

»Was, auf den Markt?!«

»Einfach auf den Markt. Wir sammeln jetzt Klamotten, tun sie in einen Sack, und du gehst damit auf den Markt. Die Aufseher lassen jeden Tag jemanden auf ihr Risiko hinaus. Auf dem Markt verkaufst du das Zeug, kaufst Brot und Butter ein und kommst zurück. Bloß leg uns nicht herein, denn wenn du fliehst, haften wir . . .«

Pjotr hörte erstaunt zu. Würde man ihn tatsächlich auf den Markt lassen? O Herr! da gehe ich doch nicht auf den Markt! Da laufe ich gleich zu meinen Wirtsleuten oder zu Marina! Hole dort Lebensmittel, und die Sachen bringe ich alle wieder zurück . . .

Sein Herz schlug heftig. Er war in Gedanken schon unterwegs. Er sah sich ein Taxi anheuern und durch die Stadt fahren. Er sah, wie er mit den Freunden betet, wie er wieder Abschied nimmt und mit den Eßwaren zurückkommt. Leicht und froh wurde ihm zumute, und glücklich sah er zu, wie die Häftlinge grinsend Kleider in einen Sack stopften.

»Kontrolle! Antreten!« ertönte ein Kommando. Fünf Aufseher kamen herein und begannen, die Häftlinge nachzuzählen.

»Und das, was ist das für ein Sack?« fragte der Feldwebel.

»Für den Markt, Bürger Natschalnik, der Junge soll auf Tour gehen«, feixte der Rädelsführer.

Die Aufseher gingen hinaus, und der Feldwebel näherte sich ebenfalls der Tür. Kopfschüttelnd. Ohne ein Wort. Sie trauen mir nicht! fuhr es Pjotr durch den Kopf. Und hastig rief er dem Feldwebel nach:

»Ich türme nicht, Bürger Natschalnik! Ich komme zurück!«

Schallendes Lachen erfüllte die Zelle. Das war der Witz des Tages! Ehe er die Tür zuschloß, erklärte der Feldwebel:

»Sie nehmen dich hoch, Junge. Auf den Markt lassen wir niemanden aus dem Gefängnis. Weiter hinaus als bis zum Abort lassen wir keinen.«

Die Tür fiel ins Schloß. Entmutigt stand Pjotr noch immer mitten in der Zelle und wußte nicht, wohin er sich verkriechen sollte vor Scham.

»Schwein!« brüllte jemand: Sajranow sagte damit dem Rädelsführer seine Meinung.

Pjotr setzte sich wieder in seinen Winkel und versuchte zu beten. Ach, diese Enttäuschung! Niemand konnte sehen, daß er heulte. Nach einer Weile kehrte der Frieden in sein Herz zurück, und getröstet sah Pjotr auf. Sajranow erzählte ihm, daß alle Neuen so zum Narren gehalten würden: Sie füllen einen Sack mit Klamotten und schicken den Neuling auf den Markt. Gemäß vorheriger Absprache lassen die Aufseher den Neuling in den Korridor hinaus und sperren ihn auf ein, zwei Stunden in die Toilette, wo es meistens sehr kalt ist. Dann bringt man den Neuling in die Zelle zurück — das Gespött der Eingeweihten.

Später kam der Rädelsführer zu Pjotr herüber und sagte verlegen:

»'tschuldige, Oller! Wir wollten dich nicht kränken . . .«

»Schon gut. Ich mußte auch diese Häftlingslektion lernen. Mach dir nichts draus, ist in Ordnung.« Und dann fügte er bei: »Ich hatte euch aufs Wort geglaubt und war schon unterwegs zu einem Besuch bei den Meinen . . .«

✱

Der Prozeß dauerte drei Tage. Nach Pjotr waren inzwischen aus seiner EChB-Gemeinde auch noch Trofim und Kostja verhaftet worden. Nun machte man den Prozeß in einem Aufwasch. Die drei erhielten je fünf Jahre Freiheitsentzug, zu verbüßen in einer Besserungsarbeitskolonie mit strengem Regime. Trofim und Kostja unter der Anklage, daß in ihren privaten Häusern gottesdienstliche Versammlungen stattgefunden hatten. Dem jungen Pjotr schrieb das Gericht die »geistliche Führungsrolle« zu. Die Brüder und er selber mußten über diese Anklage lachen.

»Was kann man da machen«, sagte Pjotr verlegen, »wenn die Behörden eine so hohe Meinung von einem haben . . .«

Sie kamen nun zusammen in Pjotrs Zelle 50. Plätze fielen ihnen nicht eben gute zu: beim Wasserfaß. Alle übrigen waren belegt. Sie erhielten noch Abendbrot. Pjotr konnte nichts essen; es gab kalte Gemüsesuppe aus sauren grünen Tomaten. Nach ein paar Löffeln schob er die Schüssel weg. Nachts hatte er starke Bauchschmerzen.

Die Brüder waren vom ermüdenden Prozeß völlig erschöpft, und nur langsam ließ die Spannung dieser Tage nach. Das Stadtkomitee der KP hatte seinen Beitrag für den Prozeß erstklassig vorbereitet; der »gesellschaftliche Ankläger« war aus seiner ideologischen Abteilung. Die vorderen Reihen im Saal waren mit Komsomolzen und Hilfspolizisten vollgestopft, die lärmten und fluchten und die Brüder bei ihren Aussagen unterbrachen. Und als der

Richter das Urteil verlesen hatte, schrien die Komso-
molzen:

»Zu wenig!«

Wie im Amphitheater zu Neros Zeiten, dachte Kostja.

Solche Prozesse, und noch schlimmere, liefen in Rußland
in den sechziger Jahren zu Hunderten über die Bühne. Der
Atheismus war in der Tat *militant!*

Nun legten die Brüder ihre Mäntel auf den Boden und
schickten sich an zu schlafen. Aber einige Häftlinge
hockten sich zu ihnen, und es hagelte Fragen, daß sie kaum
mit Antworten nachkamen.

»Wenn ihr euch von Gott losgesagt hättet, hätten sie
euch dann rausgelassen?«

»Natürlich«, antwortete Kostja. »Man hat uns direkt
vor Gericht diesen Vorschlag gemacht. Sie versprachen uns
die Freilassung, aber wir erkaufen uns um einen solchen
Preis nicht die Freiheit. Schändliche Freiheit brauchen wir
nicht.«

»Dummköpfe! Wenn man mir die Freilassung anböte,
falls ich meine Mutter verfluchte — ich täte es«, sagte
einer der Häftlinge.

»Wieviele Kinder habt ihr?«

»Ich habe acht, Kostja sieben, und Pjotr ist ledig«,
informierte Trofim.

»Ihr seid grausam zu euren Kindern. Um ihretwillen
hättet ihr euch von Gott lossagen müssen.«

Trofim runzelte die Stirn und erklärte:

»Schaut, ihr könnt halt noch nicht verstehen, daß das
Interesse des Reiches Gottes für uns höher ist als das
Leben, wichtiger als alles!«

»Fanatiker!«

»Das stimmt nicht«, sagte Kostja ruhig. »Fanatiker sind
jene, die uns umbringen, früher auf Scheiterhaufen, jetzt in
Sibirien, in Gefängnissen und Lagern. Mein Vater, der Pre-
diger war, kam unter Stalin im Gefängnis um. Rehabili-
tiert wurde er natürlich erst lange nach dem Tod. Jetzt er-

leben meine Kinder unter Chruschtschow, was auch ich seinerzeit als Kind erlebt hatte. Der Teufel hat sich noch nicht bekehrt und wird es auch nicht tun. Leider sehen viele von euch nicht, in welch schreckliche Netze ihr eingefangen seid, und darum wollt ihr die Freiheit Christi gar nicht. Im Vergleich zur Freiheit in Christus ist alles übrige einfach nichts wert.«

Trofim fügte bei:

»Was tatsächlich schlimm ist: Der Mensch hört nicht auf die Stimme Gottes und kommt nicht zu ihm. Dieses Gefängnis hier wurde noch von Katharina II. gebaut — es ist auch eine Frucht der menschlichen Verdorbenheit. Wenn die ganze Welt, die ganze Menschheit unter der Führung der göttlichen Vorsehung stünde, dann würde man überhaupt keine Gefängnisse brauchen. Letztlich verurteilt jeweils der größere Verbrecher einen kleineren — bloß weil man den halt erwischt hat . . .«

Sajranow knüpfte an:

»Ah, richtig! Ich auch so verstehe es. Ich nicht glaube an Allah — Schaf gestohlen. Warum gestohlen? Ich essen will, Kind auch essen will! Wenn arbeitete — nur Kopeklein bekommen: was dafür kaufen können? Ich glaube an Allah, ich nicht Essen habe: *mein* Schaf gestohlen. Von wem gestohlen? Ich *nicht* gestohlen, ich genommen bei sich — und dafür mich in Gefängnis getan. Warum in Gefängnis getan? Friher man mir sagte: Kolchos ist meine-deine Landwirtschaft. Ich in Kolchos Schafe weide? Viel weide! Mein Sohn Kinder hat? Sieben Stick Kinder hat! Sie essen wollen? Essen nicht haben, Geld nicht haben. Ich Schafe weide, ich nehme mein-dein Schaf und dem Sohn gegeben. Mir Brigadier sagte: »Wir dich in Gefängnis tun!« Und warum? Darum weil ich mein-dein Schaf genommen und meinem Sohn gegeben? Brigadier nicht glaubt an Allah. Katharina II. glaubte an Gott und Gefängnisse baute. Chruschtschow nicht glaubt an Gott und zweihundert Millionen unter Stacheldraht getan. Sozialismus

hat kaputtgemacht Gefängnisse? Neeein — Gefängnis gebaut und gebaut! Ich, du essen wollen? Und nehmen wo? Chruschtschow wenn glaubt an Gott, mir-dir essen geben — er genug eßt, ich genug esse und mein-dein Schaf nicht stehle. Ich prima lebe, du prima lebst. Allah lieben, Menschen lieben, Paradies gut ist! Aber ich fir Sohn Schaf gestohlen habe und mir Gefängnis gefällt!«

Der Aufseher klappte das Futterloch in der Tür auf und schrie:

»Fertig mit Propaganda, Baptistenpack! In den Karzer tu ich euch! Ruhe! Alles schlafen!«

Sie nahmen ihre Schlafplätze auf dem Boden ein. Trofim und Kostja hatten sich noch nicht an die elektrische Birne gewöhnt und drehten sich lange auf dem Boden hin und her, ehe sie Schlaf fanden. Pjotr schlief sofort ein.

5

Der Gemeindeleiter

Im Süden Kasachstans wurde es Frühling. Die kleine Provinzstadt hob sich durch nichts von den großen Dörfern ab; man lebte sehr ruhig dort. Am Stadtrand stand ein altes, aber guterhaltenes Häuschen inmitten von blühenden Bäumen. Im Hof gackerten Hühner herum, der Hund streckte das Vorderteil aus der Hundehütte, schnarchte träge, begutachtete aber sofort wachen Auges jeden Passanten.

In einem der winzigen Zimmerchen dieses Hauses saß ein breitschultriger Alter am Tisch vor dem Fenster und schrieb. Die Hausfrau trat in den Korridor, stellte ihren Bastkorb ab und ging in die Kammer ihres Mannes.

»Aber Wanja, das taugt doch nicht! Dauernd sitzt du da drinnen, weder tags noch nachts gönnst du dir Ruhe! Geh doch wenigstens einmal in den Garten oder in den Hof Luft schnappen!«

»Keine Zeit, Mutter. Morgen haben wir doch Lehrversammlung in der Gemeinde, das braucht wieder Vorbereitung.«

»Alles hat seine Zeit, Wanja! Geh du hinaus und sieh, wie der Kirschbaum blüht!«

Wanja Lapin ist bald achtundsechzig, doch die Gemeindeglieder scheinen nicht zu bemerken, daß ihr Leiter schon so alt ist. Bisher hat er die Geschäfte der Reformadventisten noch immer zu erledigen vermocht; kerngesund war er doch!

Brummelnd zog ihn Njura in den Hof:

»Ach, diese Männer! Rein wie Körbe ohne Boden und Deckel! Hockt in der muffigen Kammer und macht nicht einmal das Fenster auf!«

Folgsam setzte er sich im Hof auf eine Bank.

»Sieh mal! Diese Pracht!« flüsterte er überrascht. »Tatsächlich, ich bemerke aber auch nichts.«

Er atmete tief. Der Kirschbaum prangte vor ihm im weißen Blütenschmuck. Er riß ein Zweiglein ab und schaute sich die Blüten an. Fünf taube entdeckte er darunter. Das machte ihn nachdenklich. Genau so ist der Mensch. Gott sorgt sich um ihn Tag und Nacht, und er bringt so wenig Frucht. Die Welt liegt im argen, aber es sind so wenige da, die sie heilen helfen. Er dachte an die Gemeinde: wie wenige arbeiten wirklich mit! Die Sorgen dieser Welt übermannen uns, seufzte er. Gestern war eine Schwester zu ihm gekommen und hatte geklagt. Man zwingt das Töchterchen, dem Pionierverband beizutreten, obschon das Kind nicht wolle. Die Lehrerin hatte die ganze Klasse gegen die Kleine aufgehetzt: »Sie betet zu dem Gott und frißt sowjetisch Brot!« Weinend war sie aus der Schule gelaufen, die übrigen Kinder hinterher und hatten ihr ein Stück Dachziegel an den Kopf geworfen; sie hatte stark geblutet.

»Was sollen wir tun, Bruder?« hatte ihn die Frau gefragt.

»Beten werden wir, Schwester. Gott ist mächtig, die dämonischen Kräfte zu bändigen. Nur in Gethsemane ist der Sieg, Schwester! Man kommt nur via Gethsemane nach Golgatha. In Gethsemane, im Gebetskampf gegen die Mächte der Finsternis, ist der Sieg errungen worden! Und der Herr wird uns zu Hilfe eilen, wenn wir im Gebet wachen.«

Die Nacht hindurch hatte er im Gebet gekniet, und mit der Zeit war das Herz ruhiger geworden. Doch am Morgen hämmerte ihre Frage erneut in seinem Kopf; eine Lösung des Konfliktes fand sich nicht.

Ein Problem zu allen anderen ungelösten Problemen hinzu. Die Jugend, die Jugend! Zehntkläßlerinnen er-suchen um die Taufe. Sie betteln darum — aber kann er sie ihnen gewähren?! In der Schule erfährt man das im Nu, und dann fängt sogleich die Verfolgung an. Werden sie stark genug sein?

Und noch eine Not: Dem KGB und dem Bezirkskomitee der Partei ist laut dem Diakon alles Wissenswerte über die Mitgliederversammlungen bekannt.

»O Herr, hilf uns doch!« flüsterten die Lippen des Gemeindeleiters.

Die Kirche ist vom Staat getrennt, aber der Staat möchte sich einfach nicht von der Kirche trennen. Andauernd steckt er seine Nase in innerkirchliche Angelegenheiten, gibt sogar seine Anweisungen: Jugendversammlungen — nicht zulässig; Auslegung des Wortes Gottes — auf keinen Fall; Lehrversammlungen — unstatthaft. Und weitere Einschränkungen dazu. Man verlangt die Registrierung, aber wie können wir uns darauf einlassen? Dann bin ja nicht mehr ich der eigentliche Leiter, sondern der staatliche Bevollmächtigte für religiöse Kulte — ein Gottloser. Das KP-Bezirkskomitee droht schon, mich ins Gefängnis zu bringen . . .

Düstere Gedanken bemächtigten sich des Gemeindeleiters. Bisweilen fühlte er sich so einsam, trotzdem er Frau

und Söhne und Töchter hatte. Aber wem hätte er sich mitteilen können?! Trage es, Wanja, wenn Gott es so gewollt hat. Es ist aber schwer, Herr! Wem, außer dir, kann ich sagen, *wie* schwer?

Mit Lukasch ist auch irgend etwas los, er ist wohl krank, aber er geht nicht aus sich heraus, sagt nicht, was er hat. Hilf uns, Herr, hilf!

Ja, der Rat der Kirchen der EChB hat sich von der Knute der Registrierung befreit und erklärt: Wir lassen uns wieder registrieren, wenn garantiert wird, daß uns die Atheisten nicht ihren gottlosen Willen aufzwingen. Wie konnte nur Alexander Karew als Generalsekretär des Allunionsrates der EChB auf solche Kompromisse eingehen? Ich erinnere mich doch gut an ihn. Im Lager war er ein vorbildlicher Bruder — und nun verständigt er sich mit den Behörden der atheistischen Macht, zum Schaden des Volkes Gottes? Wie weh es tut, so etwas von einem Menschen hören zu müssen, den man von Herzen lieb hat! Ich hätte eher auf meinen Dienst verzichtet, als auf so etwas einzugehen . . .

Die Sonne verschwand hinter den Hügeln. Es dunkelte. Lapin stand auf und ging mit kleinen Schritten zum Haus. Von der Scheune aus sah die Hausfrau, wie mühsam er die kurze Strecke schlurfte, und merkte zum ersten Mal:

»Er wird alt, mein Wanja, er altert.«

Sie seufzte tief und ging hinter ihm ins Haus.

*

Illustration

Offener Brief von Adam Jossifowitsch Dubizkij, Vater von neun Kindern, ehemals Bestarbeiter der Produktion, zum dritten Mal abgeurteilt für das christliche Bekenntnis, zur Strafverbüßung im Norden — Archangelsk, (Institution) UG-42/1-1.

Auch Dubizkij hätte ein Mitglied von Wanja Lapins Gemeinde sein können . . . Sein Brief ist im Bulletin

Nr. 14/1974 des Rates der Verwandten der Gefangenen abgedruckt.

Zunächst beschreibt Dubizkij, wie ihn als jungen Mann Fragen bedrängten und wie er zum Glauben kam, während er in der Sowjetarmee diente.

»Da schalteten sich alle Kräfte der Armee-Einheit in den Kampf gegen mich ein — das Kommando, die Politische Abteilung und die Sanität, die mich vorübergehend in einer psychiatrischen Anstalt versorgte. (. . .)

Nachdem all diese Prüfungen durchgestanden waren, wurde ich demobilisiert, trat eine Stelle an, heiratete im selben Jahr. Aber auch nach der Demobilisierung hatte ich kein ruhiges Leben, ich verlor den Arbeitsplatz, nur weil ich gläubig bin. Es begannen die Vorladungen von der Staatssicherheit, die Angebote zur Kollaboration, wofür man mir Ruhe und einen Posten in der Gemeinde versprach, aber da ich nicht darauf einging, wurde ich von der Arbeit entlassen; danach fabrizierte man eine Anklage gegen mich und verurteilte mich für angebliche Unterschlagungen (. . .) zu eineinhalb Jahren Freiheitsentzug.

Nach dem Prozeß kam ich in ein Lager; auch dort besuchten mich Mitarbeiter der Staatssicherheit, mit den gleichen Angeboten, wobei man mir jetzt allerdings die Streichung aus dem Strafregister sowie eine Arbeitsstelle verspricht. Darauf bin ich ebenfalls nicht eingegangen. (. . .)

1969 wurde ich erneut verhaftet und fast zehn Monate lang in einer Zelle im Untergeschoß des Gefängnisses festgehalten. Während dieser Zeit suchte man falsche Zeugen und Punkte für eine Anklage gegen mich. (. . .)

Während meiner Haft fanden sich falsche Zeugen und ein angeblich Geschädigter, und so lautete die Anklage: »Verprügelte in *** einen Polizisten« — in einem Dorf, das ich in meinem Leben nie gesehen habe (. . .).« Diese Anklage wurde dann allerdings fallengelassen, dafür eine neue vorgebracht:

»Auf die Anklage ›Verletzung der Gesetzgebung über die religiösen Kulte gab man mir drei Jahre. Im Lager erduldeten ich ebenfalls verschiedene Prüfungen, bis zu Handgreiflichkeiten von seiten der Aufseher, als sie mich einst beim Beten überraschten.

1972 wurde ich nach Abbüßung der Strafe entlassen. Man stellte mich im früheren Betrieb wieder ein, aber noch ehe ein Jahr um war (. . .), wurde ich 1973 erneut verhaftet, diesmal mit einer politischen Beschuldigung wegen der Briefe, die ich aus der Haft an meine Familie geschrieben hatte. Sie handelten einzig von geistlichen Dingen. Darum wagte man nicht, sie vor Gericht vorzulesen; mein diesbezüglicher Antrag wurde abgelehnt.

Der Prozeß verlief in Anwesenheit von KGB-Hauptmann Owertschenko, mit dem sich Richter Pawlin dauernd beriet. Nachher kam Owertschenko mehrmals zu mir ins Gefängnis, lud mich zur Kollaboration ein und offerierte als Entgelt, mich ins Lager bei unserer Stadt einzuweisen, ja — in einer humanitären Anwendung — sogar meine vorfristige Befreiung anzuordnen. Als ich mich weigerte, drohte er: ›Dann fährst du halt in den Norden, dort gehst du kaputt.«

Dieses Versprechen wurde erfüllt: man hat mich ins Gebiet Archangelsk geschickt, in die Sumpf-Wald-Zone. Obwohl ich schon fünfzig Jahre alt bin, teilte man mich in eine Brigade ein, die Bohlenwege durch den Sumpf und durch Gehölz bauen mußte. Auf offenen Lkw wurden wir (. . .) 30 und mehr Kilometer zum Arbeitsabschnitt gefahren. Ich arbeitete im Sumpfwasser ohne entsprechendes Schubwerk und war deshalb stets durchnäßt; durchnäßt setzte ich mich abends auf den Lkw und fuhr in die Wohnzone zurück.

In unserem Abschnitt kam es vor, daß der Lkw mit den Häftlingen umkippte und bis zu achtzehn Häftlinge im Sumpfwasser ertranken. Ich mußte helfen, die Leichen zu bergen, und fragte mich dabei: ›Wann komme ich dran?«

Wiederholt wandte ich mich mit Eingaben an die Lageradministration und bat darum, meinem Alter und meinen Kräften entsprechend arbeiten zu können, was mit folgender Begründung abgelehnt wurde: ›Wir haben Sie gemäß Vorschrift auf Ihrer KGB-Akte eingeteilt und sind nicht berechtigt, Sie umzuteilen.‹

Bei dieser über die Kräfte gehenden Arbeit im harten Klima des Nordens war ich bald völlig erschöpft. (...) Am 11. Dezember 1973 brachte man mich nach Archangelsk in die Zone UG-42/1-1 bei strengem Regime. Hier sind die Bedingungen erträglich, und ich erhielt eine Arbeit, die meinen Kräften entspricht. Am 11. Januar 1974 besuchte mich erneut ein KGB-Beamter, ein Major aus der Abteilung in Archangelsk, und regte wieder meine Kollaboration an, die durch humane Behandlung honoriert würde. Als ich ablehnte und ihn bat, mir nie mehr mit solchen Vorschlägen zu kommen, versprach er mir, ich würde ins alte Lager gesteckt und dürfte keine Briefe mehr erhalten und abschicken. Das geschah aber nicht sogleich. (...)

Am 5. März vollzog die Lagerwache eine Durchsuchung in unserer Sektion, und am 6. März — nur bei mir. (...) Dabei konfiszierte man alle meine Aufzeichnungen, die das Wort ›Gott‹ enthielten, Abschriften aus der Heiligen Schrift wie Auszüge aus atheistischer Literatur, einen Teil der Briefe von zuhause, zwei Notizbücher, in denen die Geburtsdaten der Kinder sowie Bibelworte standen, welche die Kinder für mich ausgesucht hatten, die Buchführung über abgesandte und erhaltene Familienbriefe (...). Und um die These zu bekräftigen, ich sei ein amerikanischer Spion, nahmen sie bei der Razzia auch noch zwei Bibliotheksbücher mit. Den Häftlingen, die das alles mitansahen, aber den Inhalt der beschlagnahmten Literatur nicht kannten, erklärte man, ich sei ein amerikanischer Spion, der in Antisowjetismus mache. (...)

Ich bitte die lieben Brüder vom Rat der Kirchen der EChB sowie die Schwestern vom Rat der Verwandten der Gefangenen, in Ausführung ihres opfervollen Dienstes (...) durch ihr Bulletin meiner Stimme Gehör zu verschaffen, der Stimme seines Gefangenen, damit jene, die Mitleid empfinden, in der Fürbitte vor Gott für mich und meine Geschwister in Unfreiheit eintreten und er, Christus, durch die Leiden unseres Lebens geehrt werde.«

Kein leichter Weg, nicht wahr? Und nicht leicht für den Gemeindeführer, dazu zu raten.

Dabei hätte Dubizkij frei sein und ein geordnetes Leben führen können, wenn er zur Arbeit für das KGB bereit gewesen wäre.

Wie würdest du an seiner Stelle handeln?

6

Das KGB spannt Netze

Lukasch fühlte sich im Kolchosbüro sehr sicher. Er verstand seine Sache ausgezeichnet: zwanzig Jahre arbeitete er schon als Buchhalter, und es war bei ihm stets alles »à jour«, wie er zu sagen liebte. Der Kolchospräsident hatte große Achtung vor ihm; er, mit ganzen vier Klassen Grundschule, versteckte sich hinter Lukasch und sonnte sich in der Überzeugung, daß es in seiner Kolchose mit den Finanzen klappte wie sonst nirgends. Der Präsident war aber ein guter Landwirt, und seine Kolchose hatte im Bezirk einen guten Ruf. Er wußte, daß sein Chefbuchhalter und andere Kolchosarbeiter gläubig waren, doch beschäftigte er sich nicht mit dieser Sache. Er glaubt an Gott? Na und? Jeder glaubt an irgend etwas, soll mein Chefbuchhalter an seinen Gott glauben — so beschied er jeden, der meckern kam. Besonders gern stichelte der Sekretär des KP-Bezirkskomitees:

»Na, wie geht's deinem Sektierer?* Hat er dich noch nicht in seine Sekte gelockt?«

* Die übliche abschätzig Bezeichnung für alle Christen.

»Mein Sektierer ist ein hervorragender Buchhalter, und das ist mir Grund genug, ihn zu schätzen. Falls er anfangen sollte, mich für seine Sekte anzuwerben, melde ich dir's auf der Stelle«, antwortete der Kolchospräsident.

Der Parteisekretär runzelte die Stirn, sagte aber nichts mehr. Hie und da tadelte er den Kolchospräsidenten im Bezirksbüro dafür, daß er sich nicht um die ideelle Erziehung der Kolchosmitglieder kümmere. Dieser wand sich heraus:

»Meine Sache ist die Wirtschaft. Da ist ja der KP-Sekretär der Lokalorganisation, soll der die Kolchosleute erziehen, wie er mag.«

»Nicht wie er mag!« unterbrach ihn der Parteisekretär, »sondern im kommunistischen Geist!«

»Meinetwegen auch im kommunistischen Geist, ist mir egal. Ich bin Analphabet.«

Im Büro kicherte man. Schon lange hätte der Präsident seinen Posten verloren, wenn seine Kolchose nicht so hervorragende Resultate erbracht hätte. Nun duldete man ihn vorläufig noch. Das wußte der Präsident genau; aber er machte sich keine Sorgen. Die Kolchose hatte an letzter Stelle im Bezirk gelegen, als man ihn, einen Traktorführer, zum Präsidenten gewählt hatte. Und jetzt — in der ganzen Republik macht er Schlagzeilen.

»Wenn sie mich absetzen, hab ich's ja bequemer!«

Die Philosophie des Präsidenten gefiel den Parteifunktionären ganz und gar nicht, darum setzten sie Osman Dshurà, den lokalen Parteisekretär, unter Druck. Und jener? Er stammte aus einer vordem muselmanischen Familie und hatte noch einen Funken Gottesfurcht in sich; deshalb hegte er eine Schwäche für Lukasch und ließ ihn in Ruhe. So saß dieser »fest im Sattel«, wie er von seinem Arbeitsplatz sagte.

Das Unglück brach Schlag auf Schlag herein. Dshurà verschwand irgendwohin und wurde durch einen Neuen

ersetzt. Der neue Lokalsekretär hatte mit dem Präsidenten der Kolchose ein langes Gespräch unter vier Augen. Darauf wich der Kolchospräsident, wenn er Lukasch begegnete, dessen Blicken aus . . .

Bald danach stand eine Revisionskommission vor der Kolchose. Lukasch wußte, daß seine Bücher in Ordnung waren, hatte daher keinen Anlaß zur Sorge; er ließ die Kommission allein machen und ging nach Hause, nachdem er den Revisoren fröhlich Gottes Hilfe gewünscht hatte. Diese dankten grinsend.

Anderntags wurde Lukasch vor den Kolchosvorstand zitiert. Die Revision war abgeschlossen. Man bat ihn ins Büro des KP-Lokalsekretärs. Zuversichtlich trat er ein — und prallte gleichsam ab an dem eisigen Blick des Mannes, der ihm zum Gruß die Hand reichte. Das Lächeln verschwand von Lukaschs Gesicht. Irgend etwas kam ihm bekannt vor an diesem Mann, doch er entsann sich nicht, wann und wo er ihn schon gesehen hatte.

Der Unbekannte sagte, mit durchdringendem Blick auf den Buchhalter:

»Ich bin von den KGB-Organen.«

Lukasch setzte sich gegenüber dem Unbekannten auf den angewiesenen Platz. Die Hände verrieten seine Erregung, und er versteckte sie sogleich unter dem Tisch. Ein Zittern hatte seinen ganzen Körper erfaßt. Von der früheren Selbstsicherheit war keine Spur mehr vorhanden.

»Bürger Lukasch, es ist bei Ihnen eine Unterschlagung in Höhe von zwanzigtausend Rubeln festgestellt worden!« eröffnete ihm der KGB-Offizier.

Unsinn! Lüge! Provokation! wehrte es sich in Lukasch. Aber — wann und wo bin ich diesem Mann begegnet? Die Anrede klang noch in seinen Ohren: »Bürger Lukasch!« Diese schneidende Stimme! Sie lähmt, nimmt einem jedes Selbstbewußtsein. Er hatte dieses »Bürger Lukasch!« schon einmal gehört . . . Und dieser beutegierige, grausame Blick! Ich kenne dich doch, aber woher? Lukasch hätte fast auf-

geschrien: Ja, er ist es! Der Geheimpolizei-Leutnant von 1937, der in jener arg finsternen Herbstnacht mit Soldaten von der Staatssicherheit in sein Elternhaus eingedrungen war und nur die fünf Schicksalsworte gesprochen hatte:

»Bürger Lukasch, Sie sind verhaftet!«

Die Mutter hatte Vater mit einem liebevollen und traurigen Blick ins Unbekannte begleitet, hatte ihn noch geküßt und gesagt: »Sei stark, mein Lieber!« Der Vater hatte plötzlich mindestens zehn Jahre älter ausgesehen und schuldbewußt auf die Kinder geschaut. Da hatte er, der Älteste, zu heulen angefangen: »Papa! Pa! Geh nicht fort! Pa!« Auf den Boden hatte er sich geworfen und mit beiden Armen die Beine des Vaters umklammert — bis der Leutnant mit einem harten Tritt seiner beschlagenen Stiefel den Jungen weggestoßen hatte. An das weitere erinnerte er sich nicht mehr; als er wieder zu sich kam, lag er im Bett, und die Mutter wischte das Blut ab, das ihm aus dem Mund rann. Der Vater war nicht mehr da. Er kam nie mehr zurück. Man antwortete der Mutter aus der Hauptverwaltung für Lager (GULag) in Moskau, man kenne nur das Datum der Verhaftung von Lukasch, keine weiteren Angaben . . .

Von jener schlimmen Nacht trug Lukasch ein Andenken im Gesicht — eine Narbe von der Oberlippe über die ganze linke Wange. Er hatte seiner Braut nichts davon sagen wollen. Nur als das schlaue Mädchen erklärte, sie heirate ihn nicht, bis er ihr die Geschichte mit der Schramme erzählt habe, hatte er den Schleier gelüftet.

Und nun sitzt die lebendig gewordene Erinnerung ihm gegenüber und durchbohrt ihn mit grauen eisigen Augen.

»Sagen Sie«, wandte sich Lukasch unvermittelt an den Offizier, »wo haben Sie meinen Vater hingetan?«

Der ehemalige Leutnant starrte Lukasch unverwandt an und antwortete nicht.

»Was sind Sie jetzt von Rang?« fragte Lukasch weiter.

Der Offizier hielt Lukasch schweigend seinen Ausweis hin. Vom Photo blickte genau jener Geheimpolizeimann, der in seiner Seele eine unauslöschliche Spur hinterlassen hatte. Lukasch wich innerlich vor diesem unerbittlichen Blick zurück. Er gab den Ausweis zurück. Vor ihm saß bereits ein Oberstleutnant des KGB . . .

»Nach Ihrer Arbeit in der Vergangenheit zu urteilen, hätten Sie sich eigentlich schon zum General empordienen sollen«, spöttelte Lukasch. »Und wenn man bei mir eine Unterschlagung ›festgestellt‹ hat, was schlicht gelogen ist oder eine Fälschung, weshalb befaßt sich dann nicht die Polizei oder die Abteilung für Wirtschaftsverbrechen mit meinem Fall?«

»Ruhe, Bürger Lukasch!« schnappte der Oberstleutnant.

»Was wollen Sie von mir?« erschrak dieser.

»Ich will eines: daß Sie nicht ins Gefängnis müssen«, antwortete der Oberstleutnant.

»Es gibt keine Unterschlagung in den Büchern, ich bin völlig sicher«, verteidigte sich Lukasch.

»Na, Lukasch, hören Sie der Logik zuliebe auf, an Ihre Unfehlbarkeit zu glauben. Ein Pferd geht auf vier Beinen und stolpert dennoch.«

Der Oberstleutnant reichte dem Buchhalter die Revisionsakte. Dieser versuchte sie zu studieren. Daß es sich um eine Provokation handelte, war ihm klar, aber auch nachdem er eine halbe Stunde in die mehrere Seiten umfassende Akte gestarrt hatte, konnte er nicht den Finger auf den Betrug legen. Der Oberstleutnant beobachtete ihn mit Argusaugen.

Schließlich legte Lukasch die Akte entmutigt beiseite und fragte:

»Und wo also ist mein Vater umgekommen?«

»Er wurde sieben Tage nach der Verhaftung erschossen«, war die Antwort.

»Wofür denn?« fragte Lukasch.

Der Oberstleutnant zuckte wortlos die Schultern.

»Ich weiß, daß mein Vater niemandem etwas zuleide getan hatte. Als Prediger der Reformadventisten konnte er doch kein Verbrechen begehen . . .«

»Hören Sie mal, Bürger Lukasch«, unterbrach ihn der Oberstleutnant, »Sie haben jetzt sieben Kinder. Ich möchte nicht, daß sich wegen dieser Unterschlagung die Geschichte Ihres Vaters wiederholt. Es erwarten Sie mindestens zehn Jahre Freiheitsentzug, wenn nicht fünfzehn. Aber es steht in unserer Macht, Ihre Verhaftung abzuwenden. Mir ist klar, daß Ihr Vater unschuldig umgekommen ist. Erlauben Sie doch uns von den Organen, unsere Schuld an Ihnen wiedergutzumachen — an seinem Sohn und seinen Enkeln. Wir sähen nur gern von Ihnen, daß Sie in Zukunft vernünftig wären. Verstehen Sie, wir haben einen Fehler gemacht bei den Baptisten, als wir ihnen übereilig jene Dokumente aufzwingen, die fast eine Massen-Protestbewegung unter den Gläubigen hervorgerufen hätten und immerhin zur Gründung des Rates der Kirchen der EChB geführt haben . . . Wir hatten die Gläubigen ungenügend auf jene Dokumente vorbereitet. Ohne gebührenden Anlauf, wie man sagt, und wir haben denn auch ein Fiasko erlitten. Ich sehe voraus, daß wir noch einen Rückzieher machen müssen, um zu einem wirksameren Angriff gegen die Religion ausholen zu können. Ich habe Sie jetzt deshalb in die Karten sehen lassen, weil ihr Reformadventisten mit den Baptisten nichts gemein habt; und es wäre jedenfalls nicht in Ihrem Interesse, ihnen von unserem Gespräch zu berichten. Das wäre sogar für Ihr Leben nicht ungefährlich. Indessen — wir können Ihre Hilfe brauchen. Es ist uns bekannt, daß die Spalter-Baptisten sich eine Druckpresse einrichten und zudem offenbar aus dem Ausland Bibeln erhalten. Vorläufig durch Touristen, aber in ein paar Jahren dürfte der Tourismus zur Massenbewegung geworden sein . . .

Mit der Religion räumen wir auf. Da ist es nicht in unserem Interesse, daß die Gläubigen unkontrolliert über

Bibeln und weitere religiöse Literatur verfügen. In Ihrer Kolchose und in der Stadt gibt es spalterische Baptisten; ich weiß, daß Ihr Gemeindeleiter ausgezeichnete Beziehungen zu deren Gemeindevorstand pflegt. Wollen Sie uns helfen festzustellen, wie weit seine Verbindungen zu den Baptisten gehen? Es wäre ja nicht in Ihrem Interesse, wenn Ihr Gemeindeleiter plötzlich Baptist würde. Um seinem Verhältnis zu den Baptisten auf die Spur zu kommen, können Sie unter den Baptisten das Gerücht verbreiten, daß deren Vorstand zu Ihrem Leiter Kontakte unterhält und bald zu den Adventisten übertreten wolle. Die Baptisten sind manchmal noch eng sektiererisch erzogen, und Sie können sicher sein, daß da sogleich ein ›Prozeß‹ gegen die Leute vom Kirchengemeinderat angefangen wird, und da werden sie entweder alle Beziehungen zu Ihrem Gemeindeleiter abbrechen oder den Ausschluß aus der Gemeinde in Kauf nehmen müssen. Und andererseits können Sie in Ihrer Gemeinde den Prozeß gegen Ihren Leiter anfangen: er neige in Richtung Spalter-Baptisten. So werden diese Kontakte endgültig gekappt. Das zu erreichen, ist gar nicht schwierig, und es ist ja nicht etwa Sünde, denn nicht wahr, Sie müssen doch für die Reinheit Ihrer Kirche kämpfen! So signieren Sie hier dieses Papier, daß Sie unsere Bitte erfüllen wollen, und dann kommen Sie nie hinter Gitter für Ihre Unterschlagung. Zudem erhalten Sie ein schönes Entgelt . . .«

Der Oberstleutnant unterbreitete Lukasch ein maschinengeschriebenes Blatt. Voller Ekel schob dieser es weg und sagte:

»Ich werde nicht für Sie arbeiten!«

»Nicht arbeiten, wir wollen ja gar nicht, daß Sie für uns arbeiten. Wir wollen einen Dienst um einen Dienst, nicht mehr und nicht weniger. Sie tun, worum wir Sie bitten, und wir vernichten die Revisionsakte über die Unterschlagung.«

»Nein, auf Provokationen gehe ich nicht ein«, antwortete Lukasch.

»Mein lieber Lukasch! Das ist keine Provokation. Das ist die Wahrheit. Ihre Gemeinde und ihrerseits die Baptisten bemühen sich um die Reinheit ihrer Reihen und ihrer Lehre. Sie können ihnen dabei helfen und uns darüber informieren, wie weit das Verhältnis zwischen Ihrem Gemeindeleiter und dem Rat der EChB-Kirchen schon gediehen ist, nichts mehr.«

»Ich kann nicht«, stöhnte Lukasch.

»Wie Sie wollen, wie Sie wollen, aber nachher ist es dann zu spät. Ich nehme Sie jetzt in Untersuchungshaft für die Veruntreuung. Dazu bin ich berechtigt, da nach meinen Folgerungen jene Zwanzigtausend für Kirchenzwecke draufgegangen sind, und zwar für die Presse der Baptisten, was Ihnen mindestens fünfzehn Jahre einbringt. Wir können versuchen, sogar die Erschießung zu erreichen.«

Lukasch startete ihn entgeistert an:

»W-w-welche P-p-presse? W-w-was erf-f-finden Sie?«

Er war fahl geworden, und ein lautloses Schluchzen schüttelte ihn.

»Keine Hysterie, Lukasch!«

Der Oberstleutnant hielt ihm ein Glas Wasser an den Mund. Dem Buchhalter klapperten die Zähne, und er vergoß Wasser auf seinen Anzug, während er ein paar Schlückchen zu nehmen versuchte. Er beruhigte sich ein wenig.

»Stimmt, Lukasch! Ganz richtig, das alles ist nicht gewesen, was ich da wegen des Geldes gesagt habe. Aber ich wiederhole: alles hängt von Ihrer Verständigkeit ab. Wir können alles — beschuldigen und rechtfertigen. Ihre Sache ist es, unter zwei Übeln das kleinere zu wählen. Sie selber haben Ihr Schicksal in der Hand! Entweder — oder. Eine andere Alternative sehe ich heute für Sie nicht. Und

zudem, welche Schande wäre es für Sie als Gläubiger . . . Ihre Kinder würden von allen gemieden, und sie wiederum würden den Vater verachten. Die Schande würde die ganze Gemeinde treffen. Die Presse der ganzen Republik wird schreiben, daß ihr, die Gläubigen, Schwindler und Diebe seid. Seien Sie um die christliche Ehre besorgt! Was werden Ihre Kinder denken, wenn Sie wegen Veruntreuung im Gefängnis sitzen! Überlegen Sie, was die Schulkameraden ihnen alles nachrufen werden! Seien Sie nicht so grausam zu Ihren Kindern und Ihrer lieben Frau! Ist die Familie nicht ein bescheidenes Opfer wert? Nun?«

Der Oberstleutnant schob das Blatt wieder zu Lukasch hinüber.

Halt, Lukasch! Das ist dein Tod!

Doch nein . . . In völlig unzurechnungsfähigem Zustand setzte der Buchhalter seine Unterschrift unter das ungelesene Papier — und fiel in Ohnmacht.

Unverzüglich verschwand das Dokument in der Innentasche des Offiziers-Jacketts. Dann nahm der KGB-Beamte seelenruhig die Revisionsakte, sah auf Lukasch, der bewußtlos in seinem Sessel hing, zog ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete das Papier an. Als die Flamme seine Finger fast erreicht hatte, warf er den Rest in den Aschenbecher. Jetzt konnte er sich daran machen, Lukasch wieder zu sich zu bringen; er nahm Wasserkrug und Glas. Seinen Auftrag hatte er gewissenhaft ausgeführt; er konnte mit dem Gesprächsergebnis zufrieden sein. Endlich rührte sich der Buchhalter wieder. Aha, alles in Ordnung. Der Oberstleutnant gab dem völlig verwirrten Lukasch noch einen Blick und verschwand dann so unvermittelt, daß dieser glaubte, es sei ein Traum gewesen.

Ja gewiß, dachte er benommen, natürlich, ich habe geträumt! Aber wie komme ich in dieses Büro? Aha, die Revision . . . und ich bin hier beim Warten eingeschlafen.

Der Sekretär der Parteiorganisation kam herein.

»Dshurà!« wandte sich Lukasch an ihn. »Wie bin ich in

dein Büro gekommen? Mir hat irgendwas Schreckliches geträumt. Ist die Revision schon zu Ende?»

Der Sekretär bemerkte, daß Lukasch ergraut war.

»Ich bin doch nicht Dshurà. Du bist offenbar übermüdet und gehst besser nach Hause, ruhst dich aus. Wir werden dafür sorgen, daß du in ein Ferien-Sanatorium kommst. Die Revision ist abgeschlossen, bei dir ist alles »à jour«. Jetzt aber heim, geh dich erholen.«

Der Parteisekretär reichte Lukasch die echte Revisionsakte, und ungläubig starrte dieser sie an. Die Kommission hatte seine Arbeit sehr vorteilhaft beurteilt. Plötzlich brach er in Lachen aus:

»Ich hab ja gesagt, daß es ein Traum war!« Und dann, nicht mehr lachend: »Ein schrecklicher Traum.«

Schweigend half der Sekretär ihm aufstehen und sich in Ordnung bringen; dann führte er ihn nach Hause. Frau Lukasch erschrak zutiefst, als sie ihren Mann erblickte. Ohne ein Wort zu fragen, brachte sie ihn zu Bett. Der Parteisekretär war sogleich verschwunden.

Am folgenden Tag brachte man Lukasch mit dem Erste-Hilfe-Auto ins Gebietskrankenhaus. Er lag im Fieberwahn und wiederholte immer wieder:

»Bürger Lukasch, Sie sind verhaftet!«

Frau, Kinder und Glaubensbrüder konnten nicht verstehen, was mit ihm los war. Er selber würde nie in seinem Leben erzählen können, was er erlebt hatte. Eine angebliche Unterschlagung . . . Zwanzigtausend Rubel . . . Reinheit der Lehre . . . Baptistenpresse . . . Sie sind verhaftet!

Die besten Fachärzte der Gebietshauptstadt kämpften um sein Leben; endlich war die Krise überwunden. Lukasch erholte sich anschließend in einem Sanatorium. Aber von da an war er in sich gekehrt und still. Den fröhlichen Lukasch von früher gab es nicht mehr. Wenn er lächelte, hätte seine Frau schreien mögen vor Schmerz und vor Sehnsucht nach *ihrem* Kolja. Auch sie war traurig geworden. Lukasch zeigte ihr und den Kindern gegenüber

nun eine Art schuldbewußter Zärtlichkeit; er strafte keines mehr. Das war auch kaum nötig, denn die Kinder verhielten sich artig, um ihren kranken Vater nicht zu ärgern.

Am Arbeitsplatz erfüllte er wieder gewissenhaft seine Pflicht. Dshurà war längst auf seinen Posten in der Kolchose zurückgekehrt; das Gastspiel des fremden »Partei-sekretärs« war mit der Revision zu Ende. Auch der Kolchospräsident begegnete dem Buchhalter mit der früheren Achtung und Sympathie. Irgend jemandes Anweisungen sorgten dafür, daß Lukasch aus dem Kolchosfonds Beträge zuflossen. Er verstand gar nicht, weshalb die Leitung der Kolchose ihn plötzlich so großzügig bedachte. Nun konnte er sich sogar ein Motorrad mit Seitenwagen leisten!

Das Ereignis mit dem KGB-Offizier lag schon Monate zurück. Niemand lud Lukasch vor, niemand meldete sich bei ihm. So fing er an zu glauben, es sei tatsächlich alles nur ein Traum gewesen.

Im Spätsommer bewilligte man Lukasch einen ganzen Monat Ferien. Die Familie beriet eines Abends gemeinsam den Plan: Mutter bleibt mit den Kleineren vorerst zuhause, während der Vater mit den zwei Ältesten an den See fährt. Eine Woche verbringen sie dort zusammen, dann geht der Älteste mit seinem Bruder zurück und holt die nächsten beiden für ein paar Tage ab, dann sind die Zwillinge an der Reihe, und zuletzt kommt die Mutter mit dem Kleinsten dran. So hat die ganze Familie ein wenig Ferien mit dem Vater.

Früher hatte man in der Gemeinde gegen solche Faulenzerferien Einwände erhoben, denn man fand, auch der Buchhalter könne in der Freizeit etwas für die Kirche tun. Diesmal riet ihm Prediger Lapin selber zum Ausspannen.

Es war still und ruhig am See. Nur das Tuckern eines Traktors in der Ferne unterbrach bisweilen die Stille, doch das störte Lukasch nicht. Dem Ufer entlang wuchsen Purpurweiden, hie und da auch eine Birke. Scharen von Wildenten kreisten über dem See und ließen sich plötzlich aufs

Wasser fallen. Gänse mit stolz gerecktem Hals äugten nach links und nach rechts . . .

Nicht sattsehen konnte sich Lukasch. Aus jungen Pappeln, Weidenruten und Stroh baute er mit seinen Söhnen eine Laubhütte; im Nu war sie fertig. Dann gingen die Jungen mit ihren Angelschnüren los, und Lukasch legte sich ins Gras.

So begann ein sorgloses, frohes und stilles Leben am Seeufer. Am Morgen erhoben sie sich mit der Sonne und liefen für ein kurzes Bad zum Wasser. Dann zogen sie sich an — es war schon herbstlich kühl in der Frühe —, und der Vater nahm die Bibel und las einen Abschnitt aus Jesaja; er erklärte den Kindern das Gelesene, und sie beteten der Reihe nach. Darauf wurden Konservendosen geöffnet, Tee gekocht, Brot in zünftigen Schnitten abgehauen, und die drei Männer machten sich hinter das Frühstück.

Lukasch war glücklich. Wer hätte dieses Idyll stören mögen: Vater und zwei Jungen! Ein Verbrecher, wer hier dazwischenfahren könnte! Indes — er ist längst am Werk, hat mit Brudermord angefangen . . .

Nach sechs Tagen setzte sich der Älteste aufs Motorrad, um die nächste Ferienschild abzuholen. Er war zwar erst siebzehn, hatte also noch keinen Führerschein, aber auf dem Land fahren sehr viele, und kein Mensch kontrolliert je Ausweise.

Nachdem die Kinder weg waren, fühlte sich Lukasch recht einsam. Er schlenderte durch das Ufergehölz, entfernte sich von der Hütte.

»Hallo!«

Er fuhr zusammen. Ein Jäger mit geschultertem Gewehr näherte sich.

»Was sind Sie denn so erschrocken, Mann? Ich bin mit meinem Sohn hier am See, um einen freien Tag zu verbringen, und da haben wir Ihre Hütte entdeckt. Wir haben uns natürlich gefragt, wer denn auch noch hier ausspanne. Und jetzt stellt sich heraus, daß es unser alter Bekannter ist! Ich

freue mich ja dermaßen, ich kann gar nicht sagen, wie! Das sind schon in der Tat die unerforschlichen Wege der Vor-
sehung . . .«

Lukasch brachte seinen Mund nicht auf vor Staunen. Wer ist dieser Jäger? Was will er von mir? Woher kennt er mich? Etwas Verschwommenes tauchte in seinem Gedächtnis auf, aber das verwirrte Gehirn konnte nicht fassen, wo er diesen Mann schon gesehen hatte.

Der Jäger spaßte, erzählte Anekdoten, während sie zur Hütte zurückgingen, wo der »Sohn« des Jägers bereits ein Feuer entfacht hatte und Tee kochte. Plötzlich dämmerte es Lukasch: Es war also doch kein Traum gewesen! Er bekam sofort starke Kopfschmerzen und ließ sich auf das Strohlager neben der Hütte sinken.

Inzwischen breiteten der Oberstleutnant und sein Assistent ein Papiertischtuch aus, holten Gebäck hervor und reichten Lukasch ein Glas Tee. Der Oberstleutnant schwieg keine Minute, lachte selber über seine Histörchen, während der junge Mann bloß herablassend den Mund verzog. Lukasch beruhigte sich etwas. Es war ihm klar, daß er sich zusammennehmen mußte, wenn er nicht den Verstand verlieren wollte.

Unvermittelt wechselte der Oberstleutnant die Tonart:

»Was haben Sie über die Beziehungen Ihres Gemeindeführers zu den nichtregistrierten Baptisten in Erfahrung gebracht?«

»Nichts, Oberstleutnant. Ich werde nicht für Sie arbeiten und will nichts wissen von solchen Beziehungen . . .«

»Oh doch, Lukasch, Sie werden für uns arbeiten! Sie haben schriftlich Ihr Einverständnis gegeben.«

Er zog ein Blatt Papier aus der Brusttasche und sagte:

»Lesen Sie doch!«, gab es aber nicht aus der Hand und las selber vor:

»Ich, Lukasch, Mitglied der Reformadventistengemeinde in ***, verpflichte mich hiermit, die behördlichen Organe in Kenntnis zu setzen über den Ort der Mitglieder-

versammlungen, über die Handlungen des Gemeindeführers, über Jugendtreffen, über Taufen Jugendlicher usw. sowie über alles weitere, was für die Organe von Interesse ist.«

Darunter stand klar und deutlich die schwungvolle Unterschrift: Lukasch.

Da warf Lukasch sein Glas zu Boden und versuchte, dem Oberstleutnant das Papier zu entreißen. Der war darauf gefaßt. Mit einem sauberen Sambo-Griff wurde Lukasch auf seine Strohliese geworfen. Das ernüchterte ihn, und er sah grimmig dem Blatt nach, das diesmal in der Innentasche der Jägerjoppe versorgt wurde.

Der »Sohn« reichte Lukasch einen Becher mit einer dunklen Flüssigkeit. Dieser trank folgsam und wurde dann ganz gleichgültig und teilnahmslos.

»So, Lukasch. Und jetzt beantworten Sie schnell ein paar Fragen. Wieviel Schüler sind getauft worden? Wer ist für die Jugendgruppe verantwortlich? Schnell, ehe Ihre Söhne zurückkommen! Erzählen Sie!«

Und Lukasch gab willenlos, automatisch Auskunft. Die Flüssigkeit hatte ihn zum widerstandslosen Roboter gemacht, und er konnte sich nachher nicht mehr erinnern, was er den beiden Besuchern gesagt hatte. Sie verschwanden ebenso, wie sie aufgetaucht waren.

Am gleichen Abend kehrte Lukasch mit den Kindern nach Hause zurück.

7

Zuhören hätte alles geändert

»Horch! Angstgeschrei der Hirten und Geheul der Führer der Herden!« Jer. 25, 36

Lapin berief den Rat der Gemeinde ein, um eine Reihe wichtiger innerkirchlicher Fragen zu besprechen. Sie kamen um sieben Uhr abends zusammen.

Den ganzen Abend über guckte der Gemeindeleiter verstohlen auf Lukasch. Dieser saß trüb und teilnahmslos dabei. Ist er krank? Was ist überhaupt wieder mit ihm los? Ein Weilchen, nach dem Sanatorium, hatte er besser ausgesehen, und nun hat es ihn in den Ferien doch nicht am Seeufer gelitten . . . Lapin verlor sich in Mutmaßungen. Am meisten beschäftigte ihn, daß er nicht an Lukasch herankam. Er hatte seinen Vater gekannt, der bis 1937 im Nachbardorf Prediger gewesen war, einen lebensfrohen Mann, der nie den Kopf hängen ließ. Noch als er zum Erschießen abgeführt wurde, habe er gelächelt. Der Gefängnisdirektor soll beim Anblick des Getöteten stirnrunzelnd gesagt haben: »Noch als Toter lacht er uns aus . . . Woher haben diese Christen nur eine solche Überzeugung?«

Niemals hatte der Gemeindeleiter Lukasch junior davon erzählt. Er brachte es nicht über sich, ihm von der Erschießung zu sagen, denn dieser mußte noch immer glauben, sein Vater sitze im Sondergefängnis, und es gebe einst ein Wiedersehen. Lapin konnte ja nicht wissen, daß Lukasch inzwischen eingeweiht war.

Sie gingen nach der Versammlung gemeinsam heimzu.

»Was bist du so bedrückt, Bruder?« fragte er Lukasch.

»Ach, weißt du, ich fühle mich nicht gut, physisch wie psychisch. Das läßt sich nicht in zwei Sätzen alles sagen. Aber kann ich einmal zu dir kommen und dir meine Schwierigkeiten sagen? Hast du Zeit für mich?«

»Aber gewiß, jederzeit, und sei es jetzt gleich!«

Sie waren bei der Gasse angelangt, wo Lukasch abbiegen mußte, und blieben stehen.

»Also gut, dann komme ich mal. Gute Nacht!«

»Ja, komm, unbedingt. Ich erwarte dich. Gute Nacht!«

Lukasch verschwand in der Dunkelheit. Besorgt sah ihm der Seelsorger nach; er wußte im Innersten, daß er diesen Bruder nicht hätte gehen lassen dürfen, bis er alles ausgesprochen hatte, was ihn quälte. Hoffentlich kommt er bald.

Der Gemeindeleiter hatte nicht bemerkt, daß sie den ganzen Abend beschattet wurden, und so wußte er nicht, daß Lukaschs Wunsch, ihm zu beichten, sein Schicksal besiegelt hatte.

Es gelang Lapin nicht, die bitteren Gedanken loszuwerden, während er weiterging. Gott erweckt junge Leute, sie kommen zur Umkehr, möchten der Kirche beitreten, und wie sollte man sie ablehnen? Ihnen die Taufe zu verweigern, wäre einfach Sünde! Die Jungen haben selber nach dem Vorbild der freien EChB-Gemeinde ein Orchester und einen Chor gebildet, ohne mich zu informieren: um mich nicht zu belasten . . . Unsere Laienprediger beschuldigen mich, ich halte die Gottesdienste rein wie die Baptisten. Das einzige, was uns noch unterscheidet, sei die Beachtung des Sabbats. Doch wie hätte ich mich dem Willen Gottes widersetzen sollen? Es ist ja doch *seine* Arbeit, nicht meine! Die Ältesten, diese Angsthäsen, mahnen immer wieder, ich solle der Jugend ihr Tun verbieten. Das kann ich doch nicht! Nachdem ich gehört habe, wie ein junger Bruder bei einer Jugendversammlung predigte! Dieses Feuer! Nicht wie bei den Ältesten, die beim Predigen zum Fenster schauen, ob nicht vielleicht schon die Polizei im Anzug sei . . . Die Jungen fürchten weder die Polizei noch den Tod! Noch mehr zu brennen muß man ihnen helfen, und da heißt es: Verhindere, verbiete! Nicht doch! Solange ich Gemeindeleiter bin, soll die Jugend mit solcher Hingabe Gott dienen. Und wenn sie manches von den freien Baptisten angenommen haben, ist das auch kein Unglück; das Entscheidende ist ja, daß sie aufrichtig gegen die Sünde kämpfen.

Nur — da hat man mir hinterbracht, daß junge Schwestern im geheimen Kinderstunden halten. Das haben sie offensichtlich den Baptisten abgesehen; die machen das auch, und man hat schon viele dafür verhaftet. O Herr, laß nicht zu, daß der Wolf die armen Schäfchen zerreißt . . . Da soll man lieber mich ins Gefängnis tun als sie.

Das Gefängnis . . . Nur schon der Gedanke daran ruft Alpträume hervor! Er konnte jene schreckliche Nacht nicht vergessen. Wieviele seiner finsternen Werke vollbringt der Feind nachts . . .

Jene Frist saß er in einem Lager ab, das vorwiegend mit Dieben belegt war. Eines Abends jagte man aus einer andern Kolonie »polnische Diebe« in ihre Zone, und diese gingen in Verletzung der Diebes»gesetze« einen Kompromiß mit der Verwaltung ein! (Auch ein Kompromiß! lachte Wanja Lapin traurig.) Die gesetzlichen Diebe schritten zur Vergeltung. Nachts fing das Messerstechen an und dauerte bis zum Morgen. Die Toten wurden dann auf Anderthalbtonnern weggebracht; den ganzen Tag fuhren die Lastwagen. Er selber hatte durch ein Wunder überlebt; rechts und links von ihm wurde niedergemetzelt.

Wer übriggeblieben war, kam auf Transport. Der Konvoi verriet: In den Nordosten! Am Jenissej lud man alle auf Kähne. Viele hundert Häftlinge wurden in den Laderaum gejagt. Man zählte sie nach Fünferkolonnen ab. Gerade als Lapins Fünferreihe drankam, rief ein Offizier vom Lastkahn:

»Genug! Alles voll!«

Er kam mit dem Rest nach Taischet. Sie erfuhren später, daß jener Häftlingskahn gesunken war. Wozu eine Untersuchung über das nächtliche Gemetzel einleiten? So ist es einfacher.

*

Der Gemeindeleiter fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um die Erinnerungen zu verscheuchen . . .

Leise öffnete er die Gartentür. Der Hund kam freudig angerannt und begrüßte seinen Meister, wurde dafür gestreichelt. Die Haustür war noch offen. Vorsichtig, um seine Frau nicht zu wecken, ging er in die Küche. Da saß sie, den ergrauten Kopf auf der Brust, und schlummerte.

»Aber Njura, willst du dich nicht hinlegen?« flüsterte er.

»Ja?« erschrak sie, erwachend. »Ach, du bist es, Wanja! Ich habe gewartet und gewartet und bin zuletzt eingenickt. Iß noch etwas, Wanja! Nur ist leider alles kalt geworden.«

»Nein, Liebes, ich mag nicht. Geh schon schlafen, ich bleibe noch eine Weile auf, ich habe noch gar keinen Schlaf.«

»Ja sag, Wanja, leidest du eigentlich an Schlaflosigkeit, oder ist sonst etwas?«

»So Verschiedenes, Mutter. Habe ich etwa verlernt, dem Herrn die Sorgen der Gemeinde anzuvertrauen, daß ich über alles in solcher Unruhe bin? Da plagt mich nun die Frage, woher die Organe alle Geheimnisse der Gemeinde kennen. Die Gebetsstunden halten wir ja offen ab, aber die Beschlüsse der Mitgliederversammlungen und sogar des Kirchenvorstandes — alles wissen sie. Mich lassen die Organe zwar in Ruhe, aber den Diakon haben sie gestern ins KGB vorgeladen und ihm alles vorgehalten: Da und da habt ihr eine Versammlung gehabt, die und die Beschlüsse gefaßt, und ihr habt Minderjährige getauft. Außerdem hat man ihm gesagt, ich, der Gemeindeleiter, lebe nicht mehr nach dem Gesetz, wie es unserer Denomination entspricht, sondern wie es mir gerade einfalle. Daraus drehen mir die Brüder noch einen Strick! Und dann kam der Diakon gegen mich los: Bereits im KGB wüßte man, daß ich in Richtung Baptisten abgewichen sei. Ich tu es doch zu ihrem Besten! Jetzt verstehen sie es nicht, aber Gott wird es ihnen eines Tages offenbaren. Ich Alter werde noch für sie alle ins Gefängnis gehen müssen.«

Lapin leitete von Amtes wegen die Lehrversammlungen der Gemeinde und erklärte jeweils im Verlauf von zwei Stunden Fragen der Ehe, der Heiligung, erläuterte auch, wie das Geheimnis der Kirche zu hüten sei. Dann legte er dar, was seines Erachtens bei den Evangelisationsversammlungen unstatthaft war. Manches Biblische hatte er von ande-

ren Glaubensrichtungen übernommen, nachdem er mit deren Vertretern achtzehn Jahre in Gefängnissen und Lagern verbracht hatte.

Njura setzte sich neben ihm auf die Bank, legte den Arm um seinen Hals und schmiegte sich nachdenklich an ihn. In den fünfundvierzig Jahren ihres gemeinsamen Lebens hatte sie gelernt, ihn auch ohne viele Worte zu verstehen. Die achtzehn Jahre der Trennung hatten sie einander noch näher gebracht: im Geist waren sie immer vereint geblieben. Zehn Jahre lang hatte sie keinerlei Nachricht von ihm bekommen. Er war zu Freiheitsentzug ohne Recht auf Korrespondenz verurteilt worden. Doch sie wartete tapfer, zog ihre sieben Kinder auf.

Njura wußte um viele Sorgen und Lasten ihres Mannes und trug sie mit. Ohne es ihm zu sagen, traf sie sich mit ein paar Glaubensschwwestern, um für die Reichgottesarbeiter zu beten.

Sie fühlte, daß ein Unglück im Anzug war. Ungebetene Tränen flossen, tropften auf seine Hand.

»Du weinst, Njura?«

»Nur so, Wanja, ich nehme mich wieder zusammen. Aber weißt du, da wachsen die Enkel heran, und du siehst sie kaum.«

»Du hast recht, Njura. Viel zu tun. Aber Gott sei Dank, alle unsere Kinder lieben den Herrn, und die Enkel ebenfalls. Laß uns beten und dann schlafen gehen.«

Sie knieten nieder.

Früh am Morgen weckte sie lautes Bellen. Njura sprang auf, guckte zum Fenster hinaus. Sie erbleichte und sagte mit tonloser Stimme:

»Wanja, steh auf! Die Polizei!«

»Warte noch mit Öffnen, Njura. Wir ziehen uns an und beten erst; die können noch etwas warten draußen. Was hat sie in dieser Frühe hergebracht?«

Als sie sich von ihren Knien erhoben hatten, zog er ihren Kopf an seine Brust. Sie weinte nicht mehr; sie wußte, daß

jetzt Schluß war und sie tapfer ihren Wanja ins Ungewisse begleiten mußte.

Die Polizei hämmerte gegen das Hoftor und rief laut nach Lapin. Nachbarn liefen auf der Straße zusammen. Der Gemeindeleiter ging in den Hof, sperrte den Hund ins Hundehaus und ließ die Polizei ein.

»Warum haben Sie so lange nicht geöffnet?« fragte der Offizier empört.

»Warum kommen Sie so früh? Daß weder wir noch die Nachbarn ausschlafen konnten?«

»Im Gefängnis kannst dann pennen, solange du willst, alter Trottel«, fuhr ihn ein Polizist an.

Die Haussuchung dauerte von sieben Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags. Jedes Papierchen, auf dem das Wort »Gott« stand, wurde konfisziert. Sogar die allereinzige Bibel der Gemeinde beschlagnahmte man — mit dem Versprechen, sie werde den Gläubigen zurückgegeben. Es wurde nie eingelöst.

Lapin und seine Frau saßen derweil auf dem abgewetzten Sofa und unterhielten sich leise. Er gab ihr die letzten Gemeindefträge. Ein Mann in Zivil horchte aufmerksam, aber der Hausherr hatte das bemerkt und sah sich vor.

Njura hielt sich tapfer. Weinen konnte sie nachher, wenn niemand mehr da war: weder Wanja noch die Polizei — wenn sie mit dem Herrn allein war. Er sollte der einzige Zeuge ihrer Tränen sein. Lapin freute sich über ihre Tapferkeit und würde nachher im Lager zärtlich erzählen, wie gut, lieb und treu seine Njura doch sei. Eine bessere gibt es nicht!

*

Für Chrapow gab es auch keine bessere als Lisa! 26 Jahre lang auf den Mann im Gefängnis warten — kannst du das? Du richtest sie, findest Mängel an ihr — aber so viele Jahre dem Mann treu bleiben, ihm und Gott und den

Kindern die Treue halten — könntest du das? Ich habe gehört, wie Chrapow von seiner Frau gesprochen hat, und ich habe auch keine bessere Gattin als Lisa gesehen. Es gibt viele christliche Ehefrauen, die gut für ihre Kinder sorgen, aber es gibt so wenig wirkliche G e f ä h r t i n n e n . Verständlich, daß die Gefangenen sich manchmal ihrer Frauen rühmten, während ich das mißbilligte: »Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn!« Später begriff ich es, als ich selber um so eine G e f ä h r t i n zu beten begann. Man schreibt und spricht bei uns viel über die Gefangenen, warum so wenig über ihre Frauen?

Ich habe allerdings auch »Gattinnen« gesehen, die ihren Männern im Dienst ein Hindernis waren, die sich an den Mann klammerten und Gottes Gnade nicht an ihm und durch ihn wirken ließen. So waren diese Brüder zwar fähige Reichgottesarbeiter, doch zogen ihre Frauen sie in einen Kompromiß mit dem Atheismus, und sie waren nicht mehr Knechte Gottes, sondern Knechte ihrer »Gattinnen«. Ich kann nicht anders als Anführungszeichen setzen, so sehr schmerzt es mich für einen Freund und Bruder, dessen Ehefrau ihn in die Irre geführt hatte und dann selber verstockt in die Ewigkeit g ng, wie ich unlängst erfuhr. Und er, der durch Haft und Leiden gegangen war, blieb mit den neun Kindern zurück. Ob ihn Gott dadurch wieder suchen wollte? Wieviel Mitleiden und Beten gilt doch seiner Seele!

*

Zum Abschied drückte Njura ihrem Mann fest beide Hände.

»Geh mit Gott, Wanja!«

»Behüt dich Gott, Njura! Sei nicht traurig, weine nicht . . .«

Schweigend schüttelte sie den Kopf. Sie war ja auch nur ein Mensch, und wenn Wanja weg war, durfte sie doch weinen . . .

»Mach Platz, Alte! Was stehst wie eine Salzsäule!«

Ein Polizist stieß sie grob zur Seite, so daß sie auf das Sofa fiel; er hätte ihr Enkel sein können. Man hatte ihm das in der Sowjetpolizei beigebracht.

Den Gemeindeleiter führten sie über den Hof zum »Schwarzen Raben«. Der Hund jaulte zum Abschied; er rührte darauf kein Futter mehr an und ging nach einer Woche ein. Das Tier ertrug die Trennung vom Meister nicht. Nur die christlichen *Gefährtinnen* ertragen es, jahzehntelang zu warten . . .

Ächzend kletterte Lapin in den »Raben« und dachte: Die ganzen vierzig Jahre als Gemeindeleiter habe ich nur eine Sorte von Transportmitteln zur Verfügung gehabt: »Schwarze Raben« der Polizei, Häftlingswaggon und -kähne, und mal auch einen KGB-»Wolga«. In meinen gut achtzehn Haftjahren haben sie mich ja nicht wenig transportiert . . . Wahrscheinlich werde ich sterben, ohne je ein altes Fahrrad besessen zu haben . . .

Sie fuhren durch die ganze Stadt, passierten das Gefängnis und dann die Polizeiwache. Aha: zu den Genossen vom KGB brachte man ihn. Wann hört das auf, daß sich das KGB um uns kümmert? dachte Lapin.

Er wurde in einem leeren Büro im KGB-Gebäude allein gelassen und erwartete die Besiegelung seines Schicksals.

*

»So, ich bin beauftragt, mit Ihnen zu reden! Machen wir uns bekannt!« sagte der KGB-Offizier noch im Eintreten und reichte dem Gemeindeleiter seinen Ausweis hin.

Dieser besah sich die Photographie und erinnerte sich natürlich. Solche Leute vergißt man nicht so leicht. In der Ewigkeit würde er sich wohl an Christus schmiegen, wie als kleiner Junge — noch im letzten Jahrhundert — an seinen Vater, wenn der Nachbarjunge ihn geschlagen hatte:

»Pa! Mischka hat mir weh gemacht!«

Und was hatte sein Vater jeweils gesagt?

»So vergib du ihm jetzt, Wanja . . .«

Wenn er einst — im verklärten Leib — Christus sein Leid klagen wird, das Leid, das ihm dieser Oberstleutnant angetan hatte, ob da der Herr seinem Sohn nicht auch liebevoll sagt:

»Vergib du ihm, Wanja . . . Er hat Buße getan.«

Gebe Gott, daß es so sei.

Er erkannte in ihm denselben Geheimpolizei-Offizier von 1937 wie Lukasch. Ja, dieser hatte sich schon damals mit den Gläubigen in ihrem Bezirk befaßt. Viele verhaftete er, viele ließ er erschießen, und als sein oberster Chef Jeshow in Ungnade fiel, stellte er sich schnell auf den neuen Meister ein und kletterte auf der Dienstleiter höher, wenn auch nicht so erfolgreich wie manche Kollegen mit anderen Aufgaben, aber doch immerhin aufwärts. Er konnte es den Religiösen nicht vergessen, daß ihretwegen seine Karriere gebremst wurde — gewisse Auswüchse im Kampf der *Organe* gegen das »Opium fürs Volk« hatten, weil kontraproduktiv, gewisse Sanktionen nach sich gezogen. Aber bis zur Pensionierung wird er es schon schaffen. (Auf seinem Grab soll jetzt ein Riesenstein mit ehrender Inschrift stehen. Ja, jeder möchte gern ein Denkmal haben, doch es ist Gott, der entscheidet, wer im Buch des Lebens aufgezeichnet wird.)

»Schön, daß man endlich einmal in Ruhe mit dir reden kann«, begann der Oberstleutnant, verbesserte sich aber sogleich und ließ das Du beiseite. »Sie sind jetzt schon vierzig Jahre Gemeindeleiter bei den Adventisten, warum ahmen Sie da in Ihrem Amt andere christliche Strömungen nach? Wäre es möglich, von Ihnen eine Begründung zu hören?«

Lapin erwiderte belustigt:

»Ich komme mir vor, wie wenn ich vor einem hohen Geistlichen stünde und seine Exzellenz mir eine so erzdogmatische Frage stellte! Premierminister Chruschtschow hat Sie wohl zum Erzbischof geweiht?«

»Still!«

Der Oberstleutnant schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. Aber der Gemeindeleiter lächelte weiter und schaute den Beamten kühn an, der ärger fluchte als ein Kutscher.

»Sie haben sich entwickelt, allerdings! Und der Moral-kodex der Kommunisten hat gar keinen Einfluß auf Sie . . .« sagte der Alte ganz leise.

Entweder war der Oberstleutnant des Fluchens müde, oder aber Lapin hatte mit der offiziellen Richtschnur der Partei, die »humanes Verhalten« vorschreibt, an seinen Stolz gerührt, jedenfalls verstummte er — und grinste plötzlich.

»Hast du mich aber aufgebracht! Nun sag aber schon, weshalb willst du dich nicht bei den behördlichen Organen registrieren lassen?«

»Das ist etwas anderes. Darauf kann ich antworten. Sie haben die armen Kerle vom Allunionsrat der Kirchen der EChB in eine Lage versetzt, daß sie weder einatmen noch ausatmen mehr können. Wahl des Kirchenrates: da muß Ihnen die Kandidatenliste gebracht werden. Aufnahme in die Gemeinde: der Kandidat stellt einen Antrag, den man wieder Ihnen zur Genehmigung unterbreiten muß. Sie registrieren den Anwärter und spannen ihm dann Ihre Netze. Taufe: wiederum heißt es, die Liste der Interessierten Ihnen bringen. Und Sie nehmen es dann noch genau, fragen nach: Wie hat er denn Buße getan? Ist er schon achtzehn? Und wenn einer jünger ist, wird er nie zur Taufe zugelassen. Bestattung: auch dazu muß man Ihre Genehmigung einholen. Mitgliederversammlung: da muß jemand von den Organen als Beobachter eingeladen werden. Ordination: vorerst wieder Unterbreitung der Kandidatenliste, und Sie entscheiden dann, wen man zulassen kann . . . Nein, Oberstleutnant, das wird mir nicht passieren. Dann verzichte ich lieber auf das Hirtenamt, oder schlimmstenfalls — vielleicht auch bestenfalls — vergrauere ich im Gefängnis.«

»Das wirst du ganz bestimmt, wenn du nicht auf unsere Bedingungen eingehst. Hör mal, du hast doch mit Karew im Lager gegessen; mit ihm läßt sich reden. Er hat eine geistliche Karriere angetreten aufgrund unseres Angebotes, es geht ihm gut, Gott straft ihn nicht dafür. *Der Mann* weiß, daß die Menschen Gott erfunden haben, und hört der Logik zuliebe auf uns statt auf einen, den es nicht gibt.«

»Wissen Sie, Oberstleutnant, Verleumdungen gegen Karew kommen bei mir nicht an! Und wenn er Ihnen auch gewisse Konzessionen gemacht hat, so glaube ich Ihnen doch nichts, ohne selber mit ihm gesprochen zu haben. Danach kann ich für mich privat ein Urteil fällen, aber von Ihnen nehme ich solche Schmähungen nicht an! Ich weiß längst, daß ihr beliebig Tatsachen ignoriert, schon seit der Errichtung der Sowjetmacht, die ich seinerzeit begrüßt hatte... Und zwei Jahrzehnte habt ihr mich in euren Gefängnissen gehalten.«

Der alte Christ sprach streng und schaute dem Oberstleutnant gerade in die Augen. Dieser trommelte nachdenklich mit den Fingern auf dem Schreibtisch.

»Soso! Sie lassen sich also nicht überzeugen? Schön, da überlegen Sie sich's derweil im Untersuchungsisolator; in einem Monat reden wir nochmals, und wenn Sie einsichtig werden, Sorge ich dafür, daß Sie freikommen.«

Nach zehn Minuten Wartezeit wurde Lapin in eine KGB-Zelle gebracht.

∴

Etwa einen Monat später ließ der Oberstleutnant den Gemeindeleiter tatsächlich wieder zu einem Gespräch holen.

Lapin war krank. Sein hoher Blutdruck machte ihm sehr zu schaffen. Er litt fast ununterbrochen an Kopfschmerzen. Die Augen tränten.

Schweigend reichte der Oberstleutnant dem Alten die Hand und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

»Entscheiden Sie sich — und Sie sind in Freiheit. Ich kann mir vorstellen, daß auch Sie nun müde sind; uns macht ihr Gläubigen schon lange müde. Also denn: Ja — Sie gehen auf unsere Bedingungen ein. Nein — Sie gehen ins Gefängnis, beziehungsweise ins Pfefferland. Nun?«

»Nein.«

»Alter Narr! Dir ist wohl das Leben verleidet, Idiot, der du bist! Die Enkel schreien nach dir! Deine Frau steht Tag und Nacht vor den Türen des KGB und bittet darum, ein Paket übergeben zu dürfen. Deine Gesundheit ruinierst du noch vollends, aber nein, der Alte bleibt störrisch! Du krepierst doch in Bälde, und kein Mensch wird wissen, wo dein Grab ist. Besinne dich! Nun?«

»Nein.«

»Übrigens«, sagte der Oberstleutnant plötzlich leise, sehr leise, und sah dabei auf den Gemeindeleiter, »Lukasch war denn schon bedeutend verständiger als du . . .«

»Waaas?« entfuhr es Lapin. »Also das hatte ihn gequält! Und ich hatte immer gemeint . . . Darum ging es ihm so schlecht, dem armen Kerl. Wir dachten, die Ferien am See würden ihm guttun, aber eben, er hätte andere Medizin gebraucht! Nun, jetzt weiß ich wenigstens, wie ich ihm helfen kann.«

Der Oberstleutnant verfolgte ihn mit seinem harten Blick und kam gleich mit der nächsten Überraschung:

»Der braucht Ihre Hilfe nicht mehr. Ihre Glaubensgenossen haben ihn schon beerdigt.«

Schlag auf Schlag traf den Alten. Er bat darum, in die Zelle zurückgeführt zu werden.

Dort fiel er auf die Knie und schrie laut zu Gott. Der Aufseher beobachtete ihn durch das Guckloch.

»Ach, warum, warum habe ich ihn nicht in jener Nacht angehört!« schluchzte Lapin. »Das hätte alles ändern können . . . Erbarme dich über mich Sünder, Herr! Warum bin ich ihm nicht nachgegangen? Ach, Herr, wenn er nicht gebeichtet hat, dann strafe mich für diese Schuld!

Ich bin an seinem Zustand schuld! Ich hatte seine tiefe Wunde im Herzen nicht bemerkt! Ach, Herr, nur ein Mietling verhält sich so . . . Konnte er denn wirklich niemandem mehr bekennen?«

Die ganze Nacht wachte er auf den Knien; gegen Morgen fiel er längelang auf den Zellenboden und lag so, noch immer betend.

Erst während des Prozesses wurde er ruhig darüber, als er erfuhr, daß nach seiner Verhaftung Lukasch erkrankt war, sogleich seine Frau und einen Ältesten ans Bett gerufen und ihnen alles, alles erzählt hatte, danach auch den Brüdern. Und war friedlich verschieden. Diese Nachricht tröstete und stärkte den Gemeindeleiter.

V o m A u t o r

Nun haben wir Lena Sil kennengelernt, die unwissentlich zum Werkzeug des KGB wurde. Wir haben Stoljarows Untersuchungshaft samt Verhör miterlebt und ein wenig gesehen, wie es ihm in der Kolonie und im Karzer erging. Wir haben Probleme der Gläubigen vom EChB-Allunionsrat aufgeworfen. Verurteile den Autor nicht, Leser, wenn er sie nicht völlig unbeteiligt dargestellt hat — er trägt in seinem Herzen schlecht verheilte Wunden, die bei trübem Wetter schmerzen . . .

Als ich noch klein war, warfen mir meine russischen Kameraden oft Bruchziegel nach, weil ich deutscher Nationalität war und nicht Russe werden wollte. Zwar hatte ich meine russischen Freunde gern, und sie mochten mich ebenfalls leiden. Aber im Krieg gegen die Deutschen verloren sie ihre Väter. Als einige Zeit nach Kriegsende der Militärkommandant vom zuständigen Wehrkreis bekanntgegeben hatte, wer »ohne Nachricht verschollen« und wer »in den Öfen von Auschwitz umgekommen« sei — so hieß es offiziell —, prügeln mich

meine Kameraden aus ohnmächtiger Verzweiflung, bis ich bewußtlos dalag. Auf einem russischen Ofen kam ich wieder zu mir, und eine liebe russische Frau betupfte die blutig geschlagenen Stellen an meinem Körper mit Spiritus.

Später, als die Kinder erfuhren, daß auch mein Vater im Krieg umgekommen war, und zwar an der sowjetischen »Heimatfront«, trabten sie verlegen an, einer um den anderen, und baten um Verzeihung:

»Wir hatten ja nicht gewußt, daß du auch zu Rußland gehörst . . .«

Da mein Vater nicht im Kampf gegen die Russen gefallen war, galt ich bei den Kindern plötzlich auch als einer der Ihren. Die zerschlagenen Stellen spürte ich noch lange, und bei schlechtem Wetter klagte ich meiner Mutter:

»Die Wunden schmerzen so . . .«

Nie habe ich Verbitterung, Haß oder Zorn gegen jene empfunden, die mir die Gesundheit genommen oder mich lange Jahre hindurch verspottet haben, angefangen bei falschen Brüdern und bis zu den zügellosen, auf die Gläubigen eingeschossenen Atheisten. Nur Mitleid und Liebe habe ich für sie empfunden! Doch die Wunden schmerzen — es schmerzt, daß so manche um ihres momentanen Wohlergehens willen zu Marionetten in Händen des Atheismus wurden. Und sie waren in der Gemeinde so stark gewesen! Und die Brüder, die nicht deshalb in Gefängnissen leiden, weil der Kommunismus der Todfeind Christi ist, ach nein, sondern wegen der Treulosigkeit mancher Reichgottesarbeiter . . .

Die Wunden schmerzen so . . .

Die ihr Menschenruhm sucht im Weinberg des Herrn, spottet nicht über Golgatha! Trennt euch lieber vom Gemeindeposten, statt weiter Leid und Unheil zu bringen! Der Christ ist doch berufen, durch seine Treue zu Gott den Menschen Freude und Glück zu bringen! Die Wunden schmerzen . . .

Weiß Gott, ich habe mit Furcht und Zittern vom traurigen Weg des Buchhalters Lukasch berichtet. Auf den Knien habe ich darum gerungen und lange gekämpft, ehe ich die Geschichte zu Papier brachte. Und ich bete weiter darum, daß doch der Typ eines Lukasch aussterben möge. Aber verurteile Lukasch nicht, lieber Leser, wer weiß, ob es dir in seiner Lage besser ergangen wäre . . . Bete für diese Menschen; es gibt ihrer leider mehr als genug, offenkundige und heimliche. Die letzteren sind unglücklicher als die ersteren, aber unglücklich ist ein Lukasch immer, denn meistens kann er kein SOS-Zeichen senden. Daher bete, Christ, für sie. Nur Skeptiker, welche die Kraft und Gnade Gottes nicht kennen, behaupten, man dürfe für solche Leute nicht beten. Indessen ist Lukasch doch im Frieden in die Ewigkeit gegangen, wie seine Freunde bezeugen.

Wir haben Pjotr auf die Staatsanwaltschaft begleitet und zu ihm und seinen Glaubensbrüdern Trofim und Kostja ins Gefängnis geguckt, das noch von Katharina II. für ihre Oppositionellen in der kasachischen Stadt *** erbaut worden war. Ein lebendiger Christ war ja damals auch Opposition für die tote Katharina! Die Atheisten heute schaffen mehr, als die Zarin vermocht — und gewollt — hatte. Hört ihr . . .? Katharinas Stimme:

»Besser zehn Schuldige laufen lassen, als einen Unschuldigen hinrichten . . .«

Die Atheisten unserer Zeit halten es gerade umgekehrt. Ihr Sprichwort lautet: »Wo geholt wird, fliegen Späne!« Diesen Spruch zitiert auch ein gewisser Brjanzew in seinem Buch »Auf dünnem Eis«, das Heldentaten des KGB besingt.

Sie holzen, und Millionen Menschen haben sie dabei umgebracht. Aber Gott wird einst sein letztes Wort dazu sagen: »Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr.«

*

*Wenn du magst, Leser, können wir mit Evangeliums-
christen-Baptisten Gemeinschaft pflegen und mit ihnen
einen Taufgottesdienst besuchen. Er wird außerhalb der
Stadt abgehalten, doch keine Angst, man braucht nicht zu
Fuß zu gehen, sondern wird mit dem Auto hinggebracht. Sie
haben zwar nicht einen Wagen wie du . . .*

*Dann könnten wir auch noch bei den Pfingstgemeinden
hineinschauen. Magst du nicht? Dann halt bei den Nach-
folgern der Wahren Orthodoxen Kirche! Du runzelst die
Stirn? Bist nicht zufrieden?*

*Aus den verschiedenen Konfessionen treffen sie sich an
»nicht allzu fernen« Orten, nämlich hinter Gitter und
Stacheldraht, und leben dort friedlich und einträchtig zu-
sammen. Die Atheisten haben sich ebenso verrechnet wie
die eng sektiererischen Führer: sie erwarteten, daß die ver-
schiedenen Brüder sich in die Haare geraten würden. Statt
dessen grüßten sie einander mit dem heiligen Kuß.*

*Urteile nicht vorschnell, gehen wir zunächst ins Bethaus
einer Baptistengemeinde. In welcher Stadt? Das tut nichts
zur Sache, wenn nur die Atheisten nicht herausfinden, daß
du hier fremd bist, und dich dafür aufs Korn nehmen.*

8

Die Taufe

Im Juli gibt es in Kasachstan ziemlich heiße Tage, ins-
besondere im Süden. Aber an jenem Sonntag war es kühl
und bewölkt. In den Herzen der jungen Gläubigen schien
dennoch die Sonne. Nach dem Morgen-Gottesdienst —
es gibt jeden Sonntag nochmals zwei Stunden abends —
standen sie im Hof des Bethauses in einer fröhlichen Schar
beisammen und besprachen sich leise.

Dann setzten sie sich in Bewegung, zum Zimmer des
Gemeindeführers. Einer klopfte, und auf die Einladung hin
traten sie keck ein.

»Ah, die Jungschar Christi! Herein, herein! Und was ist euer Anliegen, Brüder und Schwestern?« fragte der Gemeindeleiter sofort.

Leonid Smirnow sah sich um: Wo konnten sie sich setzen? Es ließ sich offenbar nicht so rasch im Stehen erledigen, was sie auf dem Herzen hatten; der Leiter merkte das und bat den Küster, noch ein paar Stühle zu bringen.

»Nun denn, Jungschar, wollen wir weiter schweigen?« ermunterte sie der Gemeindeleiter, als alle Platz genommen hatten.

Leonid sah auf den Küster, dann auf den Gemeindeleiter, dann auf die Freunde. Sie wären gern mit dem Geistlichen allein gewesen. Man wußte, daß der Küster die Brüder beim KGB denunzierte. Neben dem Gemeindeleiter am Tisch saß auch sein Gehilfe, Pankratow, und beobachtete die jungen Leute freundlich.

»Bruder, wir sind vom Heiligen Geist getrieben, den Bund mit dem Herrn einzugehen. Wir sind zu Ihnen gekommen, um Sie zu ersuchen, uns die Taufe zu gewähren«, begann Leonid.

»Ein gutes Verlangen, aber ihr wißt ja, daß nach der neuen Verordnung den Täuflingen eine Probefrist gesetzt wird, und erst wenn ihr euch bewährt habt, können wir euch zur Taufe zulassen«, sagte der Gemeindeleiter.

»Werden Sie diese Frage wieder mit dem Kultus-Bevollmächtigten absprechen?« fragte Valerij.

»Wie denn nicht?!« wunderte sich der Gemeindeleiter über die Frage.

»Wissen Sie, seit ich ein schriftliches Taufgesuch eingereicht habe, läßt man mir am Arbeitsplatz keine Ruhe mehr: da werde ich zu einem Gespräch in die Komsomol-Organisation gerufen, dann ins Parteikomitee, dann ins Gewerkschaftskomitee, und es ging sogar so weit, daß ein Vertreter des KGB angefahren kam; der läßt mich seither nicht mehr in Frieden. Taufen Sie mich, damit ich der

Kirche an der nächsten Mitgliederversammlung das alles zur Kenntnis geben kann!«

»Aber, Bruder, wie kann man das der Kirche sagen? Das wollen wir nicht an die große Glocke hängen; das würde von den Organen geahndet. Erdulde alle diese Prüfungen in Gemeinschaft mit Gott, so wirst du die Krone des Lebens empfangen!« mahnte der Gemeindeleiter.

»Bitte, Bruder, sagen Sie uns, weshalb hat dann Philippus dem Kämmerer keine Probefrist gesetzt und ihn sogleich getauft, als jener zum Glauben an Jesus Christus gekommen war?« fragte Leonid.

»Wißt ihr, ihr seid noch jung und müßt noch im Glauben wachsen. Reicht schriftlich eure Taufgesuche ein, wir werden sie prüfen und euch unsere Entscheidung mitteilen. Es läßt sich natürlich nicht umgehen, daß ich die Liste dem Bevollmächtigten unterbreite. Ohne seine Genehmigung haben wir nicht das Recht zu taufen. Wenn sonst nichts mehr ist, können wir das Gespräch damit schließen. Die Behörden sehen es sogar ungerne, daß ihr zum Gottesdienst kommt, aber wir lassen euch noch...« Der Geistliche schaute die jungen Leute nicht an.

»Uns interessiert folgendes, Bruder: Ist die Einreichung eines schriftlichen Gesuches von Gott oder vom Teufel?« fragte Leonid.

Der Gemeindeleiter schwieg, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

»Und weiter«, fuhr Leonid fort, »ist die zwei- bis dreijährige Probezeit für die Gewährung der Taufe von Gott oder vom Teufel? Und weiter, weshalb besteht in unserer Kirche inoffiziell die Regel, erst 25jährige und ältere zu taufen? Ist das von Gott oder vom Teufel?«

»Nicht alles ist vom Teufel«, begann der Gemeindeleiter. »Die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt. Und die Obrigkeit hat unserer Kirche diesen Rahmen gesetzt, also ist es von Gott.«

Valerij sah den Geistlichen an und blinzelte mit seinen weißen Wimpern, als wollte er gleich losweinen.

»Sie meinen also, Gott habe die Sowjetmacht errichtet, damit sie ihm ihren erhabensten Willen diktieren kann, ja?« fragte er, Antwort heischend.

Der Küster in seiner angestammten Ecke rutschte auf dem Stuhl hin und her. Leonid bemerkte seine Unruhe und schlug dem Gemeindeleiter vor:

»Bruder, lassen Sie bitte den Küster gehen, er fühlt sich wohl nicht gut.«

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Bruder?« Vera versuchte, dem Küster auf die Beine zu helfen. Er stieß sie von sich und schnappte:

»Ich kann nicht dulden, daß ihr die Anordnungen der Behörden kritisiert. Sie sind Gottes Knechte, euch zum Besten. Wenn sie's so geregelt haben mit den Kirchen, muß man gehorchen.«

Der Küster war früher Lehrer gewesen. Im Krieg kam er in deutsche Gefangenschaft und arbeitete als Hilfswilliger. Dafür wurde er nach der Rückkehr zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt und dann in diese kasachische Stadt verbannt. Er war angeblich im Lager zum Glauben gekommen, aber Glaubensbrüder hatten aus der Kolonie gemeldet, er habe zwielichtige Beziehungen mit dem Operativen Bevollmächtigten.

Leider betätigte sich der Küster weiterhin als Denunziant. Die Jugend hatte bald herausgekriegt, daß er sich mit dem KGB traf, und ihn mehrmals photographiert, als er seine Rapporte in toten Briefkästen hinterlegte; ja sie hatten den Treff ausfindig gemacht, an dem der Küster mit einem KGB-Mann zusammenkam. Die Photos zeigten die jungen Gläubigen Pankratow, der ein gutes Verhältnis zur Jugend hatte. Er bat sie, niemandem etwas davon zu sagen, den Küster weiter zu beobachten und dafür zu beten, daß Gott ihn zur Buße führe.

Der Gemeindeleiter seinerseits vertraute dem Gehilfen an, er habe, im Wartezimmer des Kirchenamtes sitzend, ein Gespräch des Küsters mit dem Kultus-Bevollmächtigten mithören können. Der Küster hatte sich beklagt, er schaffe es nicht, alles zu verfolgen; die Jugend verschwinde nach den Gottesdiensten irgendwohin zu ihren eigenen Gebetsversammlungen. Er als alter Mann konnte ihnen ja nicht nachlaufen, und manchmal hänselten sie ihn. — Pankratow hatte sie dafür getadelt und sie ermahnt, statt dessen das Herz des Küsters durch Liebe zu erobern.

»Wir wollten gern mit dem Gemeindeleiter allein noch etwas besprechen, und dann müßten Sie sich nicht so aufregen«, sagte nun Vera zum Küster und fuhr dann an den Geistlichen gewandt fort: »Wir haben noch etwas Wichtiges mit Ihnen zu beraten, könnte der Küster bitte hinausgehen?«

»Ich habe keine Geheimnisse vor meinen kirchlichen Mitarbeitern und Ältesten!« antwortete der Gemeindeleiter.

»Aber er ist doch noch nicht zum Küster geweiht!« sagte Vera unschuldig, ohne zu merken, daß sie sich versprochen hatte. Die ganze Jugend lachte laut, während sie verdutzt aufsaß. Der Küster lief rot an und schimpfte aufgeregt:

»Geh *du* hinaus, Rotznase! Ich bin ein Knecht Gottes! Du hast mich beleidigt! Euch Grünschnäbel sollte man überhaupt hinausjagen und nicht mehr zu den Versammlungen zulassen!«

Leonid flüsterte Vera zu:

»Entschuldige dich bei ihm. Du hast dich versprochen, du wolltest sagen: noch nicht zum Ältesten geweiht, und hast statt dessen gesagt: zum Küster geweiht . . .«

Vera war bestürzt:

»Oh, Bruder, verzeihen Sie, bitte! Ich hatte gar nicht gemerkt, daß ich mich versprochen hatte!«

Sie ging zum Küster und gab ihm einen Kuß auf die

Wange. Dieser war ganz überrumpelt. Pankratow stand auf:

»Kommt, Jungvolk, wir gehen an die frische Luft, wir könnten ein paar Besuche machen!«

Und in sicherer Entfernung vom Bethaus fuhr er fort:

»Hört, Freunde, redet nicht mehr mit dem Gemeindeführer über die Taufe. Wir halten nächstens bei einem von euch einen Jugendabend ab und besprechen die Sache. Aber psst, kein Wort darüber.«

Die jungen Leute dankten ihm und gingen dann, fröhlich singend, gruppenweise auf Besuch bei kranken Gemeindegliedern.

*

Die Taufe fand nachts statt, außerhalb der Stadt. Es war trüb und regnerisch, aber dafür war es auch so dunkel, daß man nichts sah. Pankratow tat es auf eigenes Risiko.

Sie hatten sich sorgfältig vorbereitet. Zwei Wochen zuvor war die Prüfung der Kandidaten gewesen; es waren mehr Taufwillige als erwartet. Hier waren etliche Kirchenmitglieder zugegen, vorwiegend junge, natürlich auch Pankratow, aber nicht er leitete die Examinierung, sondern der Jugendleiter. Sie fanden sich diskret gegen neun Uhr abends am Stadtrand ein, wo Leonid wohnte. Sie hofften, daß niemand sie da überraschen würde.

Die jungen Leute, welche den Bund mit Gott eingehen, das heißt sich taufen lassen wollten, warteten im Flur, bis sie der Reihe nach ins Zimmer gerufen wurden, wo die Kirchenmitglieder saßen.

Vera kam als erste dran. Zunächst mußte sie erzählen, wie sie sich bekehrt hatte. Dann regnete es von allen Seiten Fragen: Was bedeutet die Taufe? Welche Beziehung hast du zum Heiligen Geist? Wem muß man mehr gehorchen: Gott oder den Menschen? Gehst du den Bund mit dem Herrn auf Veranlassung des Heiligen Geistes ein oder unter dem Druck eines Menschen?

Das Gespräch mit den Taufkandidaten verlief ungewungen. Die letzte Frage stellte Pankratow:

»Wenn uns Christen Verfolgungen treffen, wie sie manche Gemeinden schon durchmachen, bist du dann bereit, den Herrn mehr zu lieben als dein Leben? Auch wenn das heißt, ihm deine Jugend, dein Leben hinzugeben?«

»Ja!« tönte es klar in der nächtlichen Stille.

※

Alle bestanden die Prüfung und wurden zur Taufe zugelassen. Pankratow wußte, was er auf die Karte setzte. Wenn die Behörden davon erfuhren, daß er in dieser Nacht ohne ihr Wissen zwanzig Seelen getauft hatte, und lauter junge, dann würde es kein gutes Ende nehmen mit ihm.

Die Straße zum See, den sie für die Taufe ausersehen hatten, wurde bewacht: der Jugendleiter plazierte vom Stadtrand an alle paar Kilometer einen Posten. Wenn aus der Stadt ein Polizeiauto käme, sollten sie Lichtsignale geben.

Ein älterer Gläubiger war Transporttaxifahrer. Da seine Vorgesetzten sehr mit ihm zufrieden waren, konnte er den Lkw über Nacht in seinem Hof stehen lassen. Er half den jungen Leuten, brachte sie alle an den See.

Am Ufer zogen sie sich rasch in weiße Mäntel um, und Pankratow trat ins Wasser. Ihm folgte eine Kette von Täuflingen, die leise sangen:

»Der geschwätzigte Bach wird nichts verraten . . .«

Als die Taufe vollzogen war, gingen sie zum Ufer und kleideten sich wieder an. Pankratow las beim Schein einer kleinen Taschenlampe ein paar Verse aus der Bibel und gab den jungen Leuten ein kurzes Wort auf den Weg mit. Es waren sehr feierliche und freudige Minuten. Dann knieten alle nieder zum gemeinsamen Gebet, das Pankratow schloß.

Lichtsignale! Deutlich — das verabredete Zeichen. Rasch sprangen die Jungen samt Pankratow auf den Lastwagen, und der erfahrene Chauffeur gab Gas in Richtung

Nachbardorf, ohne die Scheinwerfer anzumachen. Von dort ging es dann in die Stadt zurück.

Mehrere Motorräder und zwei achtplätzig Polzeilimousinen erreichten etwas später das Seeufer. Ein paar Männer in Zivil schritten das Ufer ab. Die Scheinwerfer der Autos erfaßten das ganze Ufer — von Menschen keine Spur! Auch nichts zu hören, nur Fetzen von Harmonikamusik, die der Wind aus dem benachbarten Dorf herübertrug. Die Polizisten standen etwas ratlos in einer Gruppe beisammen.

Daneben fröstelte der Gemeindeleiter; man hatte ihn sichtlich eben erst aus dem Bett geholt. Nun raunte er dem Küster zu, der ebenfalls mit von der Partie war:

»Was hast du bloß angerichtet, Bruder! Mitten in der Nacht alles auf die Beine geholt — für nichts? Tu das nicht wieder, sonst gibt's Geschichten.«

Der Küster war aus dem Konzept gebracht. Er wußte ganz genau, daß in dieser Nacht eine Taufe geplant war. Mit Pankratow wollte er ein für allemal Schluß machen! Er hatte genug davon, daß dieser ihn so gleichmäßig freundlich, wie einen Kranken, behandelte. Er war sicher gewesen, die Jugend heute in flagranti ertappen zu können. Wie stand er nun da!

Er hatte unter einem Fenster gehorcht, als die Taufprüfung stattfand. Er erkannte die Stimme des Jugendleiters, aber sehen konnte er niemanden, da die Vorhänge zugezogen waren. Nicht sehr sorgfältig zwar; oben könnte man hineinschauen. Der Küster sah sich nach einem passenden Objekt um, auf das er hätte klettern können. Doch sowie er ein paar Schritte machte, packte ihn der Hofhund lautlos am Unterschenkel.

»Verfluchtes Biest!« zischte der Küster.

Da hatte er ihm ein fettes Stück Rindfleisch gegeben, und so dankte man's nun. Er hatte gewußt, daß dieser Hund nicht bellte, sondern nur zupackte, und deshalb suchte er, sich das Tier gewogen zu machen. Der Hund

jedoch betrachtete den Küster eindeutig als ungebetenen Gast. Alles gute Zureden half nicht — der Hund biß immer fester zu, bis der Küster einen unmenschlichen Schrei von sich gab. Da ließ der Hund sein Bein fahren, und der Küster entkam. Als Vater Smirnow im Hof nachschaute, war schon niemand mehr zu sehen. Der Wachhund kehrte bald von seiner Verfolgungsjagd zurück.

Anderntags meldete sich der Küster krank und ließ sich vorderhand im Bethaus nicht blicken. Aber seinem Chef konnte er das Ereignis nicht verheimlichen. Dieser wahrte mit Mühe Haltung.

Und nun, nach alledem — dieser Reinform! Hätte er wenigstens zuverlässig herausfinden können, wer die Jugend getauft hatte!

Der Gemeindeleiter lachte bei sich. Wegen der Behörden wagte er nicht, offen Partei für die Jungen zu ergreifen. Pedantisch befolgte er alle Anweisungen des Kultus-Bevollmächtigten und des Ober-Presbyters*, aber solch offene Spitzlei begrüßte er gar nicht. Um so mehr achtete er die standhaften, treuen Brüder; doch er selber, der 1937 eine Frist aufgebrummt bekommen hatte, wollte nicht nochmals ins Gefängnis!

Nach gründlicher Durchsuchung entließ der Polizeihauptmann seine Mannschaft und fuhr in einer der Limousinen mit dem Gemeindeleiter und dem Küster zu Pankratow's Haus. Der Küster versuchte so zu sitzen, daß die rechte Seite möglichst wenig belastet war, denn er hatte noch starke Schmerzen vom Abschiedsgruß des undankbaren Kötters.

Inzwischen fuhr das Auto beim Haus vor, in dem Pankratow wohnte. Der Polizeihauptmann hieß den Gemeindeleiter klopfen und nachsehen, ob sein Gehilfe da sei. Er trat an ein Fenster und trommelte an den Rahmen. Längere

* »Bischof« über die EChB-Gemeindeleiter eines Einzugsgebietes, hier: der Unionsrepublik.

Zeit kam keine Reaktion, aber endlich zeigte sich Pankratows verschlafenes Gesicht.

»Wer ist da?«

»Ich bin's, Aljoscha! Weißt du, die Polizei läßt einen nicht schlafen«, begann der Gemeindeleiter seine Rechtfertigung. »Sie haben ausgeschnüffelt, daß du angeblich vor zehn Minuten eine Taufe durchgeführt hast«, sagte er leiser, so daß ihn seine Begleiter nicht hörten.

»Du siehst, Bruder, daß man mich aus dem Bett geholt hat. Sag denen gute Nacht von mir!«

Pankratow schloß das Fenster und legte sich wieder schlafen. Der Hauptmann erhielt die Meldung, daß der Gesuchte zuhause war und daß offenbar ein Mißverständnis vorlag. Worauf sie wegfuhr.

*

Nach der Taufe kam die Jugend wie üblich zum sonntäglichen Gottesdienst. Der Küster hinkte merklich. Das hinderte ihn aber nicht, auf dem Hof des Bethauses herumzustaken und die jungen Leute argwöhnisch zu beobachten.

»Leonid, was hinkt denn unser Küster so?« wunderte sich ein Mädchen.

»Weiß nicht, frag ihn doch!« erwiderte dieser.

Aber das Mädchen ging schweigend ins Bethaus und setzte sich in die letzte Bank. (Die jungen Gläubigen mußten mit den hinteren Bänken vorlieb nehmen, fühlten sich indessen auch dort wohl; sie gehörten dem Herrn an, das war das Entscheidende!) Leonid seinerseits faßte nun den Küster auch ins Auge, der sich auf seine linke Seite zu setzen versuchte. Da stand Leonid auf und trat zum Alten:

»Bruder, Sie sind offenbar leidend, können wir Ihnen nicht irgendwie helfen?«

»Danke, ich brauche keine Hilfe. Ich wollte auf den Dachboden klettern, bin dabei ausgerutscht und gefallen, und jetzt tun mir die Beine weh, und das Kreuz.«

Da kam Pankratow herein und fragte den Küster, ob der Gemeindeleiter noch in seinem Zimmer sei. Als der Alte bejahte, sah ihn Pankratow noch einmal prüfend an und bat ihn dann, mitzukommen. Im Vorbereitungsraum begrüßte er den Leiter und die Ältesten der Gemeinde und lud den Küster ins Nebenzimmer ein.

»Hör mal, Bruder, was ist mit dir, daß du plötzlich so hinkst?« fragte er den Küster, trat dann hinter ihn und fügte kopfschüttelnd bei: »Mit geflickten Hosen — hast du denn keine andern?«

Der Küster hatte noch nicht zur Antwort angesetzt, als alle lautes Schreien hörten:

»Wo ist er, wo ist er, dieser Nichtsnutz? Ich werde euch sagen, was dieser elende Betsack tut! Fleisch stiehlt er, und Nachtlärm veranstaltet er!«

Der Küster fuhr zusammen und humpelte, so rasch er konnte, ins Zimmer des Gemeindeleiters:

»Was soll das? Was tust du Huhn da?«

Worauf die rundliche Alte ihre Tirade fortsetzte. Es gelang dem Gemeindeleiter mit Mühe, sie etwas zu beruhigen; dann bat er Pankratow, die Sache zu untersuchen, und begab sich mit den Ältesten in den Saal zum Gottesdienst.

Der Küster stand bleich in seiner Ecke, während ihn seine Frau mit den Blicken durchbohrte.

»Nun, beruhigen Sie sich, Bürgerin!« begann Pankratow, der schon so seine Vermutungen hatte und zuzuhören bereit war. »Erzählen Sie, was da bei Ihnen geschehen ist.«

Die Küstersfrau setzte sich und schoß los: Wie sie vor etwa zwei Wochen Borschtsch hatte kochen wollen — und dann war das Fleisch aus dem Kühlschrank verschwunden. Samt ihrem Mann. So gegen Mitternacht kam er angehumpelt, ganz zerzaust, die Hose zerrissen, und als sie ihn wegen des Fleisches zur Rede stellen wollte, bat er jämmerlich, sie solle ihn erst mit Jod behandeln, dann erzähle er alles . . . Er habe für den Gemeindeleiter einen Auftrag ausführen müssen, na, wer das glaubt! . . . und dabei hätte ihn

ein Hund gebissen — danach sah die Hose allerdings aus! Am folgenden Tag war so ein Intelligenzler zu Besuch gekommen und sie flüsterten lange zusammen. Danach steckte ihr Mann ihr hundert Rubel zu . . .

Da hielt der Küster nicht mehr an sich und fuhr auf seine Frau los, aber sie bugsierte ihn in seine Ecke zurück und setzte die Anklagerede fort:

»Und heute wollte ich Kohlrouladen machen, hole den Fleischwolf heraus, will das Fleisch aus dem Kühlschrank nehmen — und es ist nicht mehr da. Das hat der Heuchler wieder seiner Angebeteten verehrt . . .«

»Nicht doch, Eufrosinja Semjonowna!« unterbrach Pankratow sie. »Das sicher nicht. Sondern eher: Ein unbestechlicher Hund hat Ihren Mann gebissen, und nun wollte er das Tier offenbar mit einem zweiten Stück Fleisch — vergiften. Nicht wahr?« wandte er sich an den Küster, der bloß nickte. »So beruhigen Sie sich jetzt, gehen Sie heim. Das Fleisch wird Ihnen ersetzt. Und ein Verhältnis zu einer anderen Frau hat Ihr Mann gewiß nicht, dafür verbürge ich mich.«

Der feste Ton des Gehilfen überzeugte sie. Nun entschuldigte sie sich umständlich, daß sie gestört hätte, und ließ sich dann von Pankratow hinausbegleiten. Was der Küster trieb und woher er bisweilen solche Beträge bezog, kriegte ihr einfaches Gemüt nicht zusammen.

Wieder im Zimmer des Gemeindeleiters, fragte Pankratow den Küster:

»Machst du das schon lange, Bruder?«

»Was?« fragte der Küster unschuldig zurück.

»Spitzeln.«

»Ich — spitzeln?!«

»Schon gut, Bruder. Wessen Hund hat dich denn gebissen? Nicht etwa Smirnows Polkan?«

Der Küster sah finster drein und sagte nichts.

»Das Tier umzubringen rate ich dir nicht! Woher wußte es denn, daß du zu den KGB-Denunzianten gehörst? Falls

du den Hund vergiftetest, erzähle ich der ganzen Kirche alles. Bitte, laß doch die Anzeigerei, du bringst dich damit selber in Not. Möchtest du wirklich auf dem Unglück eines andern dein Wohlergehen aufbauen? Die Atheisten verachten Leute, die ihre Brüder verraten, selber. Heute bist du bereit, mich zu verraten, und wenn wieder Krieg ist, kannst du erneut für den Feind arbeiten . . .«

»Halte mir den Krieg nicht vor! Dafür habe ich längst Buße getan!« sagte der Küster gekränkt.

»Verzeih, Bruder, ich wollte dir nicht wehtun. Ich habe nicht darüber zu richten; damals haben auch viele Unschuldige gelitten. Aber jetzt geht es um deine Handlangerdienste für den Kultus-Bevollmächtigten. Es ist eine schwere Zeit. Offen gegen alle antichristlichen Beschränkungen aufzutreten wie die Leute vom Rat der Kirchen, dafür reicht unsere Kraft nicht. Aber sie einfach hinzunehmen hieße, den Weg der Vernichtung des Volkes Gottes einzuschlagen, den Weg des Verrats. Ich weiß, daß du das den Organen hinterbringen wirst. Was du gegen mich zu tun im Sinn hast — das tue bald! Ich habe die Jugend getauft. Ich habe Jugendversammlungen geleitet. Schon so lange spionierst du uns nach und hast das noch nicht nachweisen können! Kehre doch um, mein Lieber, gib dieses Handwerk auf, sonst gehst du verloren . . .« schloß Pankratow traurig und wandte sich zum Fenster.

Der Küster schlich wortlos hinaus; Pankratow achtete nicht darauf, so sehr war er in sorgenvolle Betrachtung darüber versunken, welche Folgen die Wahl des breiten Weges haben wird — für so viele . . .

*

Auf Betreiben des Kultus-Bevollmächtigten wurden Pankratow und die jungen Gläubigen wegen Verletzung der Vorschriften des Allunionsrates der EChB aus der Ge-

meinde ausgeschlossen. Da bildete Pankratow eine Gemeinde mit der Jugend, und sie kamen in den Häusern zusammen — bis er und der Jugendleiter verhaftet und zu fünf Jahren Freiheitsentzug in Lagern mit strengem Regime verurteilt wurden.

9

Nikanor

Vor dem Krieg unterrichtete er Mathematik. Dann wurde er in die Armee einberufen, kam schon bald an die Front — und geriet in Gefangenschaft, er, ein Sowjetoffizier und ehemaliger Komsomol-Aktivist!

Es ergab sich, daß er da zur Nationalen Weißrussischen Gruppe von Kriegsgefangenen mit Hochschulbildung stieß. Ihn schickte man zur ideologischen Arbeit in das von den Deutschen besetzte Bobruisk. Nikanors Aufgabe war es, die Lokalbevölkerung bei Mißverständnissen mit den Deutschen zu schützen, Konflikte zu schlichten, unnötiges Blutvergießen zu verhindern. Die Leute hatten ihn gern.

Sein Propagandistenpunkt befand sich im Aktionsradius der Partisanen, und einmal besuchte ihn im Namen des Kommandeurs der Partisaneneinheit eine Abordnung. Dieser legte er seine Einstellung zum Vaterland und seinen humanitären Auftrag dar. Kollaborateure wurden von den Partisanen sonst nicht verschont, aber Nikanor krümmten sie kein Haar. Weder die Deutschen noch die Partisanen und schon gar nicht die Bobruisker Einwohner hatten etwas gegen ihn. Als das deutsche Kommando den Partisanen den totalen Krieg erklärte, ließ ihnen Nikanor eine Warnung zukommen, worauf sie sich auf einen sicheren Stützpunkt zurückziehen konnten.

1944 eroberten Sowjettruppen die Stadt zurück, und Nikanor befand sich auf befreitem Territorium. Was

weiter? Man holte ihn auf die Kommandantur. Verhörte ihn lange, half mit Schlägen nach. Einige Bobruisker wurden beim Kommandanten vorstellig, aber ihre Fürbitte fand kein Gehör. Inzwischen erfuhr auch der ehemalige Partisanenkommandeur, auf kurzem Urlaub zuhause, von Nikanors Verhaftung und wandte sich sogleich an den Untersuchungsrichter mit der Bitte, ihn freizulassen. Auf die Partisanenbürgerschaft hin ließ der Stadtkommandant Nikanor in sein Heimatdorf in der weißrussischen Provinz ziehen.

Hier begann Nikanor die zerstörte Schule instand zu setzen und sammelte die Kinder zum Unterricht. Dann ging der Krieg zu Ende.

1945 kamen eines Tages Geheimpolizeibeamte zur Schule, wo Nikanor wieder Mathematik lehrte, und verhafteten ihn. Er erinnerte sich nur noch an die verschreckten Kinderaugen und an die fröhlich tanzenden Sonnenstrahlen — als er im Untergeschoß des Inneren Gefängnisses über zehn Monate in Einzelhaft saß.

Die Verhöre waren meist nachts. Man prügelte ihn, nachdem er keine Bereitschaft zeigte, ein falsches Geständnis zu unterzeichnen. Doch trotz allen Schlägen und allem Hohn blieb er fest. Er verlangte eine Konfrontation mit dem Partisanenkommandeur. Man sagte ihm, dieser sei — nach Kriegsende — von einer verirrtten Partisanenkugel getroffen und getötet worden. Damit war Nikanors letzte Hoffnung dahin. Er kam als Kollaborateur der Deutschen vor ein Militärtribunal. Das Urteil: Tod durch Erschießen. In der Todeszelle wartete und wartete er auf die Vollstreckung — doch ohne Erklärung wurde er wegtransportiert. Er war darauf gefaßt, unterwegs oder am Bestimmungsort liquidiert zu werden, aber nein, er kam in ein riesiges Lager von etwa zehntausend Häftlingen. Welche Frist man ihm gegeben hatte, wußte er nicht; es hieß, er solle erst einmal zehn Jahre absitzen, dann würde man weiter sehen.

Nikanor saß mit lauter *Politischen* ein, die nach § 58 des Strafgesetzbuches abgeurteilt worden waren, darunter mit zahlreichen Gläubigen aus verschiedenen Denominationen. Jeden Abend versammelten sie sich gruppenweise zum Gebet. Die Administration hatte es zwar verboten, doch wie soll man in einer solchen Masse die Kontrolle bewerkstelligen?

Einst geriet Nikanor unabsichtlich in die Gebetsversammlung der Baptisten und kam zum Glauben, übergab sein Leben Jesus Christus. Damit begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt. —

Gemeinsam mit den andern Gläubigen erlebte er am Anfang der fünfziger Jahre die Folgen eines Streiks. Ein Häftling ging einst nach der Arbeit hinter die Latrine, um zu urinieren; da erschöß ihn vom Wachturm aus ein Soldat — wie er behauptete — »beim Fluchtversuch«. Dafür erhalten die Wachsoldaten eine Uhr mit eingraviertem Namenszug und zehn Tage Urlaub. Ihr Dienst verleidet ihnen schon etwa, und so suchen sie Abwechslung. Der Schütze hatte sich einen Stein mit auf den Wachturm genommen und schrieb nach dem wohlgezielten Schuß im Rapport, der Häftling habe den Stein auf ihn geworfen, worauf er zur Notwehr gezwungen gewesen sei; den Stein legte er zum Beweis dazu. Mit der wohlverdienten Uhr reiste er in den Urlaub. Aber die Häftlinge gaben die Leiche ihres Kameraden nicht heraus und riefen einen Proteststreik aus. Die etwa dreihundert Gläubigen warnte man, sie würden allesamt erstochen, wenn sie den Streik brächen. Darauf versammelten sich die Christen in einer Baracke zum Fasten und Beten, bis der Streik vorüber wäre. Der Verwaltung taten die Streikführer kund, die gesamte Lagerzone nehme die Arbeit erst dann wieder auf, wenn der Mörder ihres Kameraden bestraft sei. Die Administration antwortete mit einem Ultimatum: Falls die Zone binnen drei Tagen nicht zur Arbeit zurückkehrt, wird geschossen.

Die Häftlinge bewaffneten sich mit Metallstangen und Knüppeln. Die Administration ließ Landungstruppen und Militärschüler kommen. Auf den Wachttürmen wurden Maschinengewehre installiert. Mit einem Panzer walzte man Breschen in den Lagerzaun und plazierte dort ebenfalls Maschinengewehrposten. Wiederholt wurden die Häftlinge zur Kapitulation aufgefordert, aber sie gaben nicht nach. Da gingen die Truppen zum Angriff über.

Das Gemetzel dauerte vom Morgen bis zum Mittag, dann war alles still. Bei Beginn des Sturms waren die Gläubigen noch immer in der Baracke, unter ihnen auch Nikanor. Die Schranken zwischen den Denominationen waren gefallen. Wie ein Mann knieten sie da und beteten. Sie blieben allesamt unversehrt und gelobten nach diesem Wunder neu, Gott bis in den Tod treu zu bleiben. Mit den restlichen Überlebenden kamen sie in eine andere Zone.

*

Erscheint es dem Leser unwahrscheinlich, daß im »ersten sozialistischen Staat der Welt«, wo Streiken seit je verboten war, verzweifelte Lagerhäftlinge zu diesem Mittel griffen? Was in Nikanors Lager geschah, war kein Einzelfall... Andere Häftlinge nahmen zu noch massiveren Mitteln Zuflucht.

1969 brachte man frisch operierte Häftlinge aus dem Gefängnis Krankenhaus in unsere Kolonie zurück. Sie hatten im Spital von einem ähnlichen Streik in Serawschan erfahren.

Zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung in den Lagern hat die Lager-Hauptverwaltung (GULag) innere Ordnungskader aus den Reihen der kriminellen Häftlinge geschaffen. Diesen »Helfern« verspricht man alle möglichen Begünstigungen, wie vorfristige Entlassung, zusätzlichen Besuchempfang usw. Zu ihren Obliegenheiten gehört es, jeden festzunehmen, der die Lagerordnung verletzt — Tschifir-Trinker (Tschifir ist berauschend starker

Schwarztee: 50 Gramm Teeblätter auf einen halben Liter Wasser), Kartenspieler, Drogenkonsumenten und weitere Delinquenten. So wurde etwa in unserer Kolonie eine zweiminütige Verspätung zum Turnen mit Entzug des privaten Besuchs bestraft. Die Leute von der Sektion Innere Ordnung unterstanden unmittelbar der Operativen Abteilung, die in vielen Kolonien ihre Ordnungshüter zum Verprügeln der Regimeverletzer ermuntert. In unserer Kolonie sagte der Operative Bevollmächtigte Losa zu Sch., dem Chef eines Stabs der Inneren Ordnung:

»Schlagt die Ordnungsbrecher so zusammen, daß sie nicht ein zweites Mal Lust haben, das Regime der Kolonie zu verletzen, und wenn einer dann den Löffel wegschmeißt, na, den schreiben wir ab: Starb an Lungenentzündung, unsere Ärzte sind ja dem Innenministerium unterstellt, na gut, hängen ihm sein Schildchen an den Fuß und lassen ihn begraben.«

Und sie haben geprügelt . . .

Sch. freundete sich mit mir an und weigerte sich danach, bei den Schlägereien mitzumachen. Man prügelte vor unseren Augen, für jede Bagatelle, und wenn ein Häftling so dreist war, sich zu wehren, kam er für fünfzehn Tage in den Karzer; derweil ordnete man eine Untersuchung an und brummte dem Opfer zu seiner Straffrist noch ein paar Jahre auf, die er sogleich in einem Lager mit verschärftem Regime anzutreten hatte.

Um der verheißenen Vorteile willen geben jene Häftlinge, die ihre Menschenwürde verloren haben, sich zu beliebigen Gemeinheiten her. Der Wunsch zu überleben ist im Lager so stark, daß das Angebot manch einen lockt. In der Freiheit versuchen sie ihr Lagerhandwerk dann tunlichst zu vergessen.

Das Denunzieren, die Arbeit für den Operativen Beamten, wird heute in den sowjetischen Straflagern kaum verdeckt, solange die Häftlinge nicht mal wieder einen dieser Spitzel hängen oder sonstwie umbringen. (Sogar in

der Freiheit steht man zur Anzeigerei! Wie die stellvertretende Vorsitzende eines Bezirksexekutivkomitees in unserer Heimatstadt, Frau Taschibekowa, es formulierte:

»Wir ermutigen die Personen allseitig, die uns Anzeige erstatten, wo ihr Baptisten eure Gottesdienste abhaltet. Jeder ungläubige Sowjetbürger wird in absehbarer Zukunft euer potentieller Feind und Verfolger sein.«

Und in Omsk sagte ein Sprecher im Fernsehen:

»Teure Genossen! Wenn ihr bemerkt, daß sich Gläubige zu zweit oder zu dritt versammeln, dann teilt das sogleich dem nächsten Polizeiposten mit, wo man bereit ist, diese Zusammenkünfte aufzulösen!«)

Nun also berichteten unsere aus dem Krankenhaus entlassenen Mithäflinge:

In einer der Serawschaner Kolonien mit strengem Regime, wo die Häftlinge in Uranminen arbeiteten, brachte eine Prügel»strafe« das Faß zum Überlaufen. Ein Häftling war im Stab der Sektion für Innere Ordnung bestialisch zusammengeschlagen worden, und da revoltierten sie: mit metallenen Gegenständen bewaffnet, brachten sie in der Nacht die meisten Mitglieder der Inneren Ordnung um. Gegen Morgen trafen in der Kolonie Landtruppen ein, die ohne Untersuchung der Schuld, wahllos, aus Maschinengewehren das Feuer gegen die Häftlinge eröffneten. Die »Meuterei« gegen die Willkür der Operativen Abteilung wurde so niedergeschlagen. Es gab über dreihundert Tote und Verletzte. Ebensoviele wurden nachher zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen; einen Teil der »Meuterer« verurteilte man zu Tode, den anderen verlängerte man die Haftfrist und verschärfte das Lagerregime.

Wie nahe ging es mir, als die Kameraden in unserer Kolonie zunächst erzählten, das sei in Bucharra geschehen, wo damals D., der Leiter unserer Gemeinde, seine Frist absaß! Ein Offizier beruhigte mich indessen und präzierte, es handle sich um ein Lager in Serawschan.

Ähnliche Unruhen gab es da und dort, und neuerdings sind die Hungerstreiks häufiger geworden. Die Willkür und der Sadismus in den Strafanstalten sind grenzenlos. Der Zonenchef ist dein Zar und Gott, und das Leben des Häftlings hängt in der Regel von ihm ab. Deshalb sagten uns diese Typen auch öfters:

»Euer Gott bin von jetzt an ich! Ihr werdet mich anbeten und tun, was ich euch sage — dann bin ich stets bereit, eure Freilassung zu begünstigen . . .«

*

1955 wurde Nikanor entlassen, ganz unerwartet. Was sollte er nun tun? Er entschied sich dafür, in der Stadt zu bleiben, bei der sich das Lager befand. Zunächst schloß er sich keiner christlichen Gemeinschaft an. Er dürstete danach, ein rechter Christ zu sein, vom Heiligen Geist gelehrt und ermahnt zu werden, um sich nicht mit Wänden zu umgeben, die menschliche Weisheit errichtet hatte. So begann er damit, um eine Bibel zu beten. Einmal betrat er zufällig die orthodoxe Kirche und kam dort mit dem Priester ins Gespräch, der ihm eine Bibel schenkte. Er fing gleich mit dem Studium an und bat Gott inständig, er möge ihn in die Wahrheit führen. Eines Tages erfuhr Nikanor beim Beten ganz wunderbar die Nähe Gottes. Davon erzählte er baptistischen Bekannten; sie wiesen ihn als zu gefühlig ab.

In der Pfingstgemeinde der Stadt wurde er aufgenommen, doch als er Leben und Dienst dieser Gemeinde besser kennenlernte, konnte er manches nicht gutheißen, was im Widerspruch zur Bibel stand. Denn er hatte sie inzwischen durchgearbeitet und trat nun entschieden gegen Unordnung und Scharlatanerie auf, so daß sich ihre Gemeinde bald von Extremismus und Fanatismus befreite, ja sich von Grund auf erneuerte. Man mußte Nikanor gern haben — er sprach demütig und liebevoll, als wolle er wie eine Kinderfrau jede Seele auf Händen tragen. So haben

ihn seine Frau, die Kinder und die Gemeindeglieder bis heute in Erinnerung.

In seiner geläuterten Gemeinde wurde Nikanor zum Leiter geweiht. Sehr bald war sie auf zweihundert Mitglieder angewachsen; denn mit seiner Sünderliebe zog Nikanor viele Menschen zu Christus.

So ein aktiver Pfingstler mußte den Behörden bald ein Dorn im Auge sein. Sie zogen eine Kampagne gegen ihn auf. In den Zeitungen erschienen Artikel über Nikanors Vergangenheit; man bezeichnete ihn als Volksfeind, als ausländischen subversiven Agenten, der zwecks ideologischer Sabotage in Kasachstan abgesetzt worden sei. Er und seine Frau wußten, daß damit der Boden für eine Verhaftung vorbereitet wurde. Die Stimmung gegen Nikanor wurde so angeheizt, daß er damit rechnen mußte, von einem Heckenschützen umgebracht zu werden, der unter dem Eindruck des Gelesenen stand . . .

Eines Tages kam ihn ein KGB-Major verhaften. Der Prozeß wurde in den riesigen »Kulturpalast der Grubenarbeiter« verlegt. Hunderte von Stadtbewohnern, die durch die Propaganda verhetzt waren, forderten Nikanors Tod. Doch der Richter gab ihm »nur« fünf Jahre Freiheitsentzug in einer Kolonie mit strengem Regime. Fünf Jahre Freiheitsentzug — das war ab 1961 die Schablone für alle Gläubigen; nur in Ausnahmefällen fiel die Frist länger oder kürzer aus. Und dieser Pfingstgemeindeführer gehörte als »Normalfall« versorgt.

*

Bis zu den 60er Jahren haben sich in der Sowjetunion innerhalb der Pfingst-Denomination drei selbständige Richtungen herauskristallisiert:

Ein Teil der Pfingstgemeinden schlossen sich am »Tag der großen Einheit« 1945 dem Allunionsrat der EChB an; sie wurden aufgenommen unter der Bedingung, daß sie

während der Gottesdienste auf das Beten in Sprachen verzichten.

Die extremen Pfingstler haben eigene Gemeinden organisiert und betrachten alle übrigen als exkommuniziert bis zur Wiederkunft Christi, denn einen vom Leib — von ihnen — abgetrennten Finger könne man nicht wieder annähen . . .

Die dritte Richtung, die sogenannten gemäßigten Pfingstgemeinden, verkündigt die Rettung für alle vom Heiligen Geist Wiedergeborenen.

Es liegt mir fern, die Pfingst denomination als solche kritisieren zu wollen. Ich kenne sie recht gut, da ich mehrere Jahre mit verschiedenen Pfingstgläubigen im Lager verbracht habe und seither in der Freiheit mit ihren Predigern zusammentraf. Ihrer spezifischen Lehre schließe ich mich nicht an, doch das beispielhafte, geheiligte Leben vieler Glieder veranlaßt mich, mit Kritik zurückhaltend zu sein. Es gibt nichtswürdige Baptisten, wie es nichtswürdige Pfingstler, Adventisten usw. gibt.

In einer mir bekannten Gemeinde fand man heraus, daß ein Gläubiger die Gabe der Prophetie besitze, und eilends beförderte man den »geistbegabten« Mann zum Diakon. Daß er KGB-Beamter war und der Geist, der ihn erfüllte, alles andere als heilig, merkten die Brüder nicht . . . Wie konnte das geschehen?

Das KGB führt überall seine Dossiers über das moralische Leben der Gläubigen; so vermochte dieser neue, »geistbegabte« Diakon die Laster und Sünden der Gläubigen derart deutlich zu »sehen«, daß die Gemeindeglieder in rechte Angst gerieten und an der Front von Moral und Arbeitsdisziplin nicht mehr zu sündigen wagten! Dieser »Prophet« hätte eine glänzende Karriere gemacht, wäre er nicht von einem Gläubigen aus einer anderen Denomination entlarvt worden, den der Leiter jener Pfingstgemeinde im Gefängnis traf. (Der KGB-Diakon hatte den Gemeindeleiter natürlich hinter Gitter speditiert, um auf den

führenden Posten nachzurücken . . .) Mit großer Liebe erzählte der Pfingstgemeindeführer seinem Haftgenossen, dem inzwischen verstorbenen Reformadventisten X., in der gemeinsamen Zelle von ihrem »Propheten«. Bei einem persönlichen Besuch brachte die Predigersfrau einst ein Photo des »Propheten« mit, und als der Reformadventist es erblickte, stotterte er:

»D-d-dieser K-K-KGB-Hauptmann hat mir Anno e-e-einundfünfzig d-d-die Nieren k-k- kaputtgeschlagen . . .«

Mit großer Vorsicht schafften es die Predigersfrau und die übrigen Gläubigen dieser Gemeinde, ihren »Propheten« wieder loszuwerden, nachdem er eine Zeitlang Gemeindeführer gespielt hatte.

(Als ich im Verlauf meiner Untersuchung einem KGB-Mitarbeiter diese Geschichte erzählte, lachte dieser Tränen — und hätte zu gern den Namen des Reformadventisten ausfindig gemacht, der den KGB-Diakon entlarvt hatte; dieser lebte aber nicht mehr.)

Es kommt zu tragischen Situationen, weil dem KGB so viel daran liegt, die christlichen Gemeinden von innen her zu zerstören, Mßtrauen und Verdacht zu säen. Wenn sie nur erreichen, daß das Leben unter der Christenheit vernichtet wird! Sie versuchen es in jeder Gemeinde.

Die Gläubigen in der UdSSR befinden sich daher stets in akuter Gefahr, und nur die völlige Hingabe an Jesus Christus gibt ihnen Kraft im Kampf gegen diese Ränke des Feindes.

Es war jener getäuschte Gemeindeführer, der mich darum gebeten hat, diesen Vorfall zu erzählen, diese Warnung weiterzugeben.

. . . hat alles verlassen und ist dir nachgefolgt

Proschin überschaute nachdenklich das sibirische Dorf. Der Fichtenwald rundherum machte es zu einem märchenhaften Ort. Hier ist er geboren. Hier ist er zur Schule gegangen . . . Gott, wie manches Jahr ist verflossen!

Unter fröhlichem Geschrei vergnügten sich Kinder beim Ballspiel. In seiner Wiedersehensfreude hatte er richtig Lust, sich ihnen anzuschließen, indes — solchem Zeitvertreib hat er längst abgesagt. Still und aufmerksam ging er auf die Dorfmitte zu, wo sich ein gewaltiger Bau über die anderen Häuser erhob. Er trat hinzu und las: Bezirkskomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Er lachte in seinen Bart, hatte so seine Gedanken dabei, während er weiterging und in eine Gasse einbog. Irgendwo hier war die *Kirche* gewesen. Mit stockendem Herzen näherte er sich dem Platz: ob sie noch stand? Ja, du großer Gott — da ist sie! Sein Herz hämmerte laut. Er hielt inne und schaute, erkannte sie wieder, und doch nicht so recht. So viele Jahre sind vergangen, und du stehst noch, heil und ganz! Der schöne schmiedeeiserne Zaun hatte sie gleichsam vor dem Einfluß der Welt bewahrt! Hier war für ihn das Allerheiligste: in dieser Kirche hatte er vor dem Eintritt in die Akademie seinen Dienst aufgenommen.

Doch was ist das? Eine Gruppe Pioniere mit ihren roten Halstüchern marschierte singend in den Kirchhof. In die Kirche? Gehen denn jetzt die Pioniere etwa zur Kirche? Wer weiß — in dreißig Jahren konnte sich manches verändern!

Tauben flatterten in Scharen im Hof umher; ein alter Mann warf ihnen Körner hin. Proschin blickte wieder auf den harmonischen Holzbau, in dem er sich Gott zum Dienst geweiht hatte. Die Werke des Philosophen Solowjow, danach die Bibel hatten ihm diesen Weg gewie-

sen, hierher, in die Kirche. Unwillkürlich kamen ihm die Tränen . . . Und im alten Park dahinter war er jeweils mit Dascha, seiner Braut, spazierengegangen. Er brauchte nur die Augen zu schließen, und sie stand vor ihm.

»Aljoscha, ist es wahr, daß Gott uns für immer und ewig vereint hat? Es ist wahr, ja?« fragte sie ein ums andre Mal, während sie seine große Hand mit ihrer kleinen hielt und sie bei jeder Frage an sich zog: »Es ist wahr, gelt? Gott, wie bist du gut, daß du den Menschen so wohl willst, auch uns . . .« Er hatte bloß genickt.

»Wo bist du, Dascha?« fragte er in Gedanken.

»Sie haben mich gerufen, Opa?«

Er fuhr zusammen und öffnete die Augen. Vor ihm stand ein Mädchen im roten Halstuch und sah ihn forschend an. Entgeistert schaute er auf die Schülerin: die noch kaum geprägten Züge des Gesichtchens waren ihm schmerzlich vertraut. Sie hatte ihn Opa gerufen? Er erinnerte sich an seinen Bart und lachte.

»Du heißt Dascha?« fragte er.

»Ja«, antwortete das Mädchen und strich sich eine Strähne aus der Stirn. »Sie sind wie meine Freundin Raja: einmal weinen Sie, und auf einmal lachen Sie! Sind Sie nicht von hier?«

Proschin hatte nicht gemerkt, daß er sich schon geraume Zeit flüsternd mit der unsichtbaren Dascha unterhalten und damit die Aufmerksamkeit der kleinen Pionierin erregt hatte. Was sollte er ihr nun antworten: von hier oder nicht? Woher komme ich denn in der Tat? fragte er sich wehmütig.

»Ich bin in eurem Dorf zur Welt gekommen und aufgewachsen, und nun sind es schon dreißig Jahre her, daß ich nicht mehr hier war. Jetzt bin ich zu einem Besuch da und erinnere mich halt an früher.«

Wozu sage ich das dieser kleinen Dascha? Weil sie mich so an meine Dascha gemahnt? Er sah wieder nachdenklich zur Kirche hinüber und sagte:

»Dort hinein muß ich, Dascha.«

»Das ist jetzt schon zu spät, Opa. Der Film hat schon angefangen. Jetzt können Sie nur noch zur Abendvorstellung.«

Er verstand überhaupt nichts.

»Welcher Film? Was sagst du da?«

»Im Kulturpalast läuft schon ein paar Tage ein Tarzan-Film. Spannend!« erklärte sie. Und fügte bei: »Es ist ein amerikanischer!«

Ein Schlag — wie mit dem Holzhammer! Groß und hilflos stand er vor dem Mädchen und griff mit der Rechten nach seinem Herzen. Dort sticht und preßt und drückt es verräterisch . . . Langsam faßte er sich und ging auf das Anzeigebrett zu.

20. 6. 1957: *Vortrag:*

DIE ENTSTEHUNG DER RELIGION

Referent: Lektor beim Stadtkomitee der Partei.

Erscheinen für alle Gläubigen obligatorisch!

Also das hat man aus dir gemacht! Und dein Herz ist zertreten und entweiht wie mein Leben . . . Er stöhnte. Die kleine Dascha stahl sich davon.

Dann tat Proschin ein paar Schritte und blickte zum Turm hinauf. Keine Glocken! Auf der Spitze eine rote Fahne! Die rechte Hand gegen das Herz gepreßt, mit der linken sich am Zaun festhaltend, stand er unbeweglich, bis ihn der Alte aus seiner Versunkenheit riß:

»Was stehst denn so, Freund?«

»Hör mal, Großvater, ist hier schon lange der Kulturpalast?«

Der Alte kicherte:

»So gegen die fünfundzwanzig Jährchen werden es schon sein. Als sie den Proschin 1927 in Leningrad verhaftet haben, da hat man den Popen dieser Kirche in eine

andere Gemeinde geschickt, und unser *Mütterchen* wurde geschlossen, und fünf Jahre danach haben sie den Klub daraus gemacht. Ich bin als Kind in dieser Kirche getauft worden, bin nun schon an die fünfzig Jahre Küster. Also jetzt Klubwart. Und habe die Tauben zu füttern.«

Umgeschult, lächelte Proschin bei sich.

»Die Religion ist Opium, junger Mann. Die Popen haben uns an der Nase herumgeführt . . .« kicherte der Alte weiter.

✱

Proschin wußte nicht mehr, wie ihn seine Füße vom Hof der ehemaligen Kirche fortgetragen hatten. Mechanisch ging er die Straßen entlang und schrak plötzlich zusammen: da vorn stand Daschas Haus. Mit aller Macht zog es ihn hin. Und wenn sie mich nicht wiedererkennt? Und wenn sie verheiratet ist? warnte der Verstand. Aber das Herz riß ihn unaufhaltsam weiter.

Altersschief guckte das Holzhaus aus halbblinden Fensterchen über den Bretterzaun. Er klopfte an das Tor. Man öffnete: es war die kleine Dascha vom Kirchplatz.

»Sie wollen zu uns, Opa?«

»Kannst du mir sagen, Mädchen . . . Hier wohnten früher Lukins; weißt du, wo sie jetzt wohnen?«

»Hier! Wie früher! Nur Mama heißt Lukin, aber mein Vater heißt Popow«, erklärte das Mädchen und ließ Proschin in den Hof. Da blieb er stehen, während sie zum Garten hinüberlief:

»Ma-a-ma, es ist Besuch da!«

Proschin bebte: wird sie mich erkennen oder nicht? Sie hat also doch geheiratet, klagte das Herz. Er sah sie vor sich, wie sie beim Abschied gesagt hatte:

»Aljoscha, ich werde mein ganzes Leben warten! Ich bleibe dir treu, und zuallererst Gott, mit Leib und Seele!«

Sie hatten sich bei den Händen gehalten und sich lange in die Augen gesehen; ein Vorgefühl von etwas Schlimmem hatte sich seiner bemächtigt.

Und da kommt sie nun! Der Gang ist noch immer der gleiche. Blauäugig, aber mit müdem Blick. Das Gesicht voller Runzeln und doch so vertraut . . .

»Guten Tag! Kommen Sie ins Haus. Mein Mann ist nicht da, er arbeitet noch. Treten Sie doch ein!«

Sie gingen die paar Stufen hinauf und traten in den Vorraum. Das war ihre Stimme; so singend konnte nur sie, sie allein, sprechen. Im Kirchenchor war sie die Beste gewesen. Sie hatte keine große Stimme, aber eine sehr melodische, was ihm besonders gefiel.

Nun wusch sie sich im Vorraum die Hände, und derweil fragte er mühsam:

»Dascha, erkennst du mich nicht?«

Verständnislos sah sie auf ihn und schüttelte den Kopf.

»Habe ich mich denn so verändert? Ich bin doch Aljoschka Proschin!«

Sie schlug die nassen Hände zusammen und fiel ihm um den Hals. Und weinte lange, während er ihr wortlos mit seiner schwieligen Hand über das Haar strich. Sein Herz war in Aufruhr. Schließlich faßte sie sich:

»Aljoscha, ich bin nicht Dascha, ich bin Lena. Du hattest uns zuerst doch oft verwechselt, weißt du noch? Aber — Dascha ist vor einem Monat gestorben.«

Das war also die Zwillingsschwester! Und — seine Dascha war tot?! Er ließ sich auf einen Hocker fallen und vergrub das Gesicht in den Händen.

Nur einen Monat war er zu spät gekommen! Die Gedanken jagten sich in seinem Kopf. Vor gut zwei Monaten hatte ihn der Lagerchef zu sich zitiert und ihn über die Gründe der Verhaftung und über seine Vergangenheit ausgefragt. Zum Schluß hatte er gesagt: »Vielleicht läßt man Sie in ein, zwei Monaten frei.«

»Weshalb?« hatte er sich gewundert.

Ohne Antwort gelassen, ging er in die Zone hinaus, ging auf und ab. Frei — nach dreißig Jahren in Gefängnissen und Lagern! Weshalb? Aber er fragte nicht, *wozu*. Ge-

sprache tauchten in seiner Erinnerung auf, das Versprechen, das er einst den Priestern gegeben hatte, mit welchen er im Lager war. Die Worte des Erzbischofs kamen ihm wieder in den Sinn:

»Alexej, wir beten für dich, daß Gott dich befreien möge! Dann stärke die Rechtgläubigen in ihrem Glauben . . .«

Das Lager hatte bald des alten Erzbischofs Kräfte aufgezehrt, und sie begruben ihn. Ein Bischof fragte, wen es wohl als nächsten treffen werde. Der nächste, den sie hinaustrugen, war dieser Hirte gewesen, der Seelsorger des noch jungen Alexej Proschin. Das lag so manches Jahr zurück; der Schleier der Lagerlethargie hatte alles gedämpft.

An das, was vor dreißig und mehr Jahren gewesen war, erinnerte sich Proschin lebhafter. Bis in alle Einzelheiten durchlebt der Häftling in den Jahren der Gefangenschaft das Vergangene, Gutes wie Schlechtes. Für den Christen ist das Gefängnis der Ort seiner Läuterung: sich das Frühere vergegenwärtigend, durchleidet er nochmals alle Fehlschläge, Irrtümer, Sünden — und nimmt zu an Geduld und Demut, wird zubereitet. Proschin bekam dann auch einen Auftrag für die Zukunft. Gott und seinen auf Kolyma umgekommenen Brüdern hatte er versprochen: *Die verstreuten Gruppen von Christen in ganz Rußland zu trösten.*

Doch unwillkürlich war er, als er sich in der Zone an den Gedanken der Befreiung gewöhnte, auch zu dem Punkt zurückgekehrt, da sein Leben abgerissen war: die Akademie. Dascha. Und wäre er einen Monat früher entlassen worden, hätte er sie wiedergesehen! Nicht um dreißig Jahre, um dreißig Tage . . . Er stöhnte und hob den Kopf.

Neben ihm saß Lena, leise weinend, und nahm nun seine Hand. Ihre Augen drückten so viel frauliches Mitgefühl aus, daß er nicht an sich halten konnte und laut herauschluchzte. So wird ihm leichter werden, dachte sie, wäh-

rend sie über sein graues, noch nicht nachgewachsenes Haar strich. Er weinte zum erstenmal so, als Fünfundfünfzigjähriger, schluchzend, wie nur Männer weinen.

Aus dem Schlafzimmer kam mühsam die alte Frau Lukin. Sie trat zu Proschin, hob mit ihrer zerarbeiteten Hand sein Gesicht hoch und zog ihn an ihre Brust.

»Aljoschenka, Alexej! Weine nicht, mein Sohn! Du bist doch schon groß! Sei tapfer! Ich verstehe schon — diesen ganzen dreißigjährigen Schmerz mußt du ausweinen und vergessen, Junge. Für immer vergessen...« Und nach einer Pause: »Nun beruhige dich, und dann gehst du mit Daschenka zu Daschas Grab, dort wirst du wieder ganz ruhig werden.«

Er wurde wirklich stiller. Im Kreise dieser vertrauten Frauen fühlte er sich geborgen. Folgsam wusch er sich das Gesicht. Dann nahm er die Hand des Mädchens in die seine, und so gingen sie zum Friedhof. Lena blieb mit ihrer Mutter zuhause, um das Abendessen zuzubereiten.

Proschin stand lange vor dem Grab. Schließlich kniete er nieder und küßte den Erdhügel, unter dem seine Dascha begraben lag. Gefaßt erhob er sich und schlug den Rückweg ein. Dascha Popow folgte ihm leise.

Als sie nach Hause kamen, erwartete sie schon Lenas Mann.

Proschin ließ sich in den folgenden Tagen alles über seine Dascha erzählen. Er erfuhr, daß sie als Sanitäterin das Dorf medizinisch betreut hatte. Der Lehrer begann ihr den Hof zu machen, hatte ernste Absichten. Sie schlug seinen Heiratsantrag aus, ihrem Aljoscha verbunden. Da hinterbrachte der Lehrer 1937 dem Staatssicherheitsdienst, daß Dascha Beziehungen zum Konterrevolutionär Proschin gehabt hatte, und sie wurde verhaftet. Seit der Entlassung aus dem Lager war ihre Gesundheit zerrüttet gewesen; vor einem Monat hatte man sie begraben. Als sie im Sterben lag, hatte Dascha ihre Mutter gerufen und gesagt:

»Ich weiß, daß mein Aljoscha noch lebt! Ich habe ihn im Traum gesehen. Du, Mutter, wirst ihn noch wiedersehen. Sag ihm, daß ich im Gefängnis und im Lager wie in Freiheit ihm und Gott die Treue gehalten habe . . . Sag ihm, daß ich jungfräulich rein zum himmlischen Bräutigam gehe und dort auf ihn warte!«

Mit diesen Worten war sie lächelnd entschlafen.

Proschin blieb etwa einen Monat bei Familie Popow.

In Daschas Herz geschah in diesen Wochen eine Revolution. Aus den Gesprächen verstand sie, wofür Onkel Aljoscha dreißig Jahre im Gefängnis gesessen hatte, und Tante Dascha mehrere Jahre; und da nahm sie ihr Pionier-Halstuch ab. Nie im Leben würde sie es wieder umbinden! Sie würde Tante Dascha richtig gleichen! Und Onkel Aljoscha Freude bereiten!

*

In Tomsk machte Proschin einen alten Freund ausfindig, mit dem er 1937 in einem Lager auf Kolyma gewesen war. Wassja Toskin wirkte als Prediger in einer Baptistengemeinde. Es war ein frohes Wiedersehen; der Freund hielt Aljoscha lange in seiner Umarmung fest. Nach dem Abendessen zogen sie sich in ein gesondertes Zimmer zurück und unterhielten sich die ganze Nacht.

Gegen Morgen befragte Wassja den Gast über seine Zukunftspläne. Proschin antwortete nach einigem Überlegen:

»Weißt du, Wassja, ich bin schließlich Priester der Wahren Orthodoxen Kirche. Es waren ihre Diener, die mich, ehe sie starben, im Lager zum Bischof geweiht haben. Sie waren überzeugt, ich würde freigelassen, und nahmen mir das Versprechen ab, daß ich die Glieder der Wahren Orthodoxen Kirche ermutigen, trösten und im Glauben des Evangeliums stärken würde.«

Den skeptischen Ausdruck des Freundes wahrnehmend, lachte Proschin und sagte:

»Ich sehe, ich sehe, du bist nicht zufrieden. Ich erinnere mich durchaus an deine leidenschaftlichen Reden gegen die

Ikonen, das Kreuz und anderes mehr. Anthropogene Attribute* und so. Ausdrücke hast du manchmal unrusische ausgedacht! . . . Es läßt sich heute schwer beurteilen, wie weit wir uns vom Leben der Apostel entfernt haben. Wie ich mich erinnere, hast du jeweils gesagt: Dazu gibt es die Bibel. Stimmt. Die Orthodoxie *hat* sich weit von der Lehre der Apostel entfernt. Aber irgendwer muß doch jetzt zu ihnen gehen und ihnen die lebendige Botschaft von Christus bringen?! Ich habe an der Akademie studiert, danach noch dreißig Jahre bei den Vätern unserer Kirche im Gefängnis und im Lager. Andererseits wirst du zugeben, Wassja, daß auch der Baptismus nicht in jeder Hinsicht urchristlich ist; auch ihr habt viel Beigemengtes in eurer Lehre, und in den Festen sowieso. Die Apostel und Urchristen begingen ja überhaupt keine christlichen Feste, sondern feierten die Anlässe in ihren Herzen. Wir — und ihr zum Teil — haben reiche äußere Formen, während in unserem Innern weiß Gott welche Anarchie und Bosheit herrscht. Bisweilen berauschen wir uns derart am Bösen und am Haß, daß wir bereit wären, einander an die Gurgel zu springen. Es ist an der Zeit, vernünftig zu werden und das Lebenswasser der Christusliebe ins russische Volk zu tragen, statt theologischer Debatten. Mich haben Menschen gelehrt, aber ich möchte nichts auf sie abwälzen; die Menschen lehren zwar oftmals gemäß ihrem menschlichen Verstehen, und so viele Irrtümer kommen daher. Ich möchte meinem rechtgläubigen Volk die Botschaft vom lebendigen Christus bringen, nicht eine äußerliche zereemoniale Form. Darum sei nicht ärgerlich, lieber Wassja. Trage du den lebendigen Christus, und nicht eine Form, in die evangelische Kirche, und ich will zu den verirrtten Schafen der Orthodoxie gehen, dorthin, wo das Volk Trost braucht. Ihr schaut hochmütig auf uns herab, aber weißt du, dem Volk tut eure Demut not, eure Liebe, dann wird es

* Durch Menschen geschaffene Beigaben.

für euch offen sein und eurer Botschaft von Jesus zuhören. Ich kenne dich doch; ich kenne dich doch vom Gefängnis her. Und nun erzählst du mir, wie der Kultus-Bevollmächtigte in euren Kirchen sein Unwesen treibt und ihr seine Knechte geworden seid, nicht mehr Gottesknechte. Ihr hört auf ihn mehr als auf Gott. Und dann runzelst du die Stirn, wenn ich von meinem Auftrag spreche... Vergib, mein Lieber, vergib«, schloß Proschin und packte Wassja unvermittelt, hob ihn hoch und schwang ihn durchs ganze Zimmer.

»Du Bär! In den dreißig Jahren haben die Atheisten noch nicht alles aus dir herausgesaugt!« rief Wassja, indem er sich aus Proschins Händen befreite.

»Ich liebe das Leben, Wassja! Wunderbar ist Gott, der es uns gegeben hat! Nur verhalten wir Menschen uns unmöglich, wenn wir unter den Einfluß des Teufels geraten. Da hat die Orthodoxe Kirche die Stundisten und andere Christen verfolgt, und jetzt trägt sie dafür die Strafe. Hätte sie demütig die Schmähungen für ihre Sünden getragen und nicht aufgehehrt... Aber nein, wie auch ihr offiziellen Baptisten kriecht man vor den Atheisten und vegetiert in schmachvoller Freiheit dahin, nachdem man die Freiheit Christi ausgeschlagen hat.«

»Du traktierst mich aber, Alexej! Hör auf, du tust mir weh!« wehrte sich Wassja.

»Ich habe dir wehgetan? Dann verzeih. Aber ich wollte dir damit sagen, daß weder ihr Baptisten noch wir Orthodoxen Grund haben, stolz zu sein. Weil wir uns um der leiblichen Freiheit willen in die Gefangenschaft der Atheisten begeben haben. *Die Kirche muß vom Einfluß der Welt und vom Einfluß jeder Obrigkeit frei sein, sonst entspricht sie ihrer Berufung nicht.* Ein Haupt hat sie — Christus! Ihm gehört sie und niemandem sonst. Seinen Befehlen gilt es zu folgen und nicht menschlichen. Nun gut. Vergib, Bruder, daß ich das alles sagen mußte. — Jetzt wird es Zeit, daß ich gehe. Das KGB dürfte Wind bekommen, daß

ich bei dir war, und dafür riskierst du nun Vorladung und Verhör. Ich habe Hinweise erhalten, daß sie mich wieder beschatten. Aber ich muß nun in die Einsamkeit gehen, um mit Gott allein zu sein und über seine weiteren Befehle Klarheit zu gewinnen.«

Der Tag versprach warm und sonnig zu werden. Es war schon ganz hell, als der Baptistenprediger und der Bischof der Wahren Orthodoxen Kirche zum gemeinsamen Gebet niederknieten. Wassjas Frau Lida guckte zur Tür herein und schloß sich ihnen an.

Hartes Klopfen unterbrach die Gebetsandacht. Lida ging leise in den Korridor, sah zum Guckloch hinaus und lief zurück. Sie fand die beiden Männer schon stehend, im leisen Gespräch.

»Die Polizei!« sagte sie zitternd.

Proschin lächelte schuldbewußt: man war seinetwegen da. Fast ununterbrochen kam lautes Hämmern von der Tür, böse und ungeduldig.

Das Haus stand am Stadtrand. Wassjas Vater hatte es Anfang der dreißiger Jahre gebaut. Als Wassja aus der Haft zurückkehrte und sein Vater bald darauf starb, erbt er das Haus. Im Gefängnis hatte er gelernt, daß es sehr wichtig sei, einen Notausgang zu haben, von dem niemand etwas ahnte. Zwei Jahre hatte er daran gearbeitet. Jetzt bedeutete er seiner Frau, sie solle Alexej durch den Keller zum Geheimausgang führen. Lida nahm den Gast bei der Hand und zog ihn fort. Inzwischen klopfte die Polizei schon nicht mehr, sondern versuchte die Tür aufzubrechen. Es war aber eine Eichentür, innen mit Metall beschlagen.

Die Haft hatte den Baptistenprediger Umsicht gelehrt; er mußte noch eine Anzahl Dokumente und Briefe verbrennen. Oder noch besser — ins sichere Versteck tun.

Lida und Proschin gelangten vom Keller durch Wassjas Tunnel ins Gartenhäuschen, das von üppigen Johannisbeersträuchern umwachsen war. Das junge Gehölz dahinter ging allmählich in den Fichtenwald über. Als sie

sahen, daß die Luft rein war, liefen sie durchs Gestrüpp in den Wald.

»Wo ist Proschin?« war die erste Frage des Polizeihauptmanns an Wassja. Die übrigen Polizisten machten sich, ohne den Hausherrn zu begrüßen, an die Durchsuchung.

»Was für ein Proschin?« fragte Wassja mit Unschuldsmiene, bat den Hauptmann ins Wohnzimmer, setzte sich unbeschwert in einen Lehnstuhl und lud auch den Besucher zu sitzen ein.

»Sie fangen wieder mit dem Früheren an! Sie haben keinerlei Lehre aus der Vergangenheit gezogen. Es ist uns bekannt, daß Proschin bei Ihnen übernachtet hat! Wo ist er?«

Wassja lächelte.

»Ich verstehe überhaupt nicht, was Sie meinen. Sie kommen mit Anspielungen auf die Vergangenheit, aber für die Vergangenheit bin ich rehabilitiert, beziehe eine Invalidenrente . . . Und wenn Sie da einen Proschin suchen, dann kann ich Ihnen nicht helfen.«

Wassja sprach aufrichtig; er kannte Proschin nur als Alexej oder Aljoscha, den Familiennamen hatte er sich nie zu merken versucht.

Ein Leutnant kam herein.

»Nun?« fragte der Hauptmann.

Der Leutnant schüttelte wortlos den Kopf.

»Habt ihr alles nachgesehen?« präziserte der Hauptmann seine Frage.

Der Leutnant nickte. Wassja sprang auf und begutachtete seinen Arbeitsraum, dann das Kinderzimmer und das Schlafzimmer. Die Betten waren durchwühlt; den ganzen Inhalt der Schubladen von Tisch und Kommode hatten die Polizisten auf den Boden geworfen.

»Hören Sie, Hauptmann!« protestierte Wassja laut. »Sie haben wohl in den Schubladen jenen Proschin gesucht?«

Der Hauptmann schritt ebenfalls durch alle Räume. Schweigend blickte er auf das Ergebnis der Haussuchung und grinste. Wassja nahm seinen Photoapparat und wollte die Arbeit der Polizei festhalten. Da packte der Hauptmann den Apparat und schlug ihn mit aller Gewalt gegen den Türrahmen.

»Keine Faxen, Toskin! Wenn dir zwanzig Jahre Lager nicht genügen, können wir dich noch ganz fertigmachen!« sagte er drohend.

»Ihre Zeit ist vorbei, Hauptmann. Chruschtschow hat garantiert, daß die Vergangenheit nicht zurückkehren wird«, widersprach Wassja.

Der Offizier grinste vielsagend und überlegen:

»Ihr seid naiv, Toskin. Die Politik ist offensichtlich zu hoch für euch. Wir haben einen unverzeihlichen Fehler begangen mit eurer Rehabilitierung. Stalin hatte gewiß den Bogen überspannt mit den Parteifunktionären und Wissenschaftlern, aber die Methoden im Kampf gegen die Religion müssen dieselben bleiben. Vorläufig bündeln wir jetzt mit euch Gläubigen an, weil das vorteilhaft ist vom Standpunkt der Außenpolitik aus. Ihr seid uns ganz hübsch nützlich im Ausland — momentan. Sobald wir euch nicht mehr nötig haben und ihr euch zudem störrisch zeigt und die Vorschriften nicht befolgen wollt, radieren wir euch aus. Der Tag ist nicht fern, wo ihr von euren Kanzeln den Kommunismus und nicht Christus predigen werdet.«

»Eher den Tod als das«, sagte Wassja in großer Ruhe. Nun war er der Überlegene.

*

Proschin verabschiedete sich von Lida und setzte seinen Weg fort. Er war erst wenige Schritte gegangen, als sie ihn anrief und ihm nacheilte.

»Alexej, ich möchte sehr gern, daß du wieder einmal zu uns kommst. Und denke bitte im Gebet an uns.«

Sie erhob sich auf die Zehenspitzen und küßte Proschin auf die Wange. Er segnete sie, und sie trennten sich endgültig. Sie sollten sich nie mehr begegnen.

Die Vögel feierten den Morgen mit frohem Gezwitscher. Hohe Fichten und Lärchen umgaben Proschin. Überwältigt sah er in den blauen Himmel, der zwischen den Baumwipfeln hindurchguckte. In diesem riesigen Wald fühlte er sich so winzig und nichtig vor der Schöpfung Gottes. Er kniete zum Gebet nieder und dankte für die Bewahrung. Er war sich aber bewußt, daß er sich vorsichtig verhalten mußte, sonst würde er die ihm aufgetragene Mission nicht erfüllen können.

Er stand auf, orientierte sich, in welcher Richtung sein nächstes Ziel lag, und schritt tüchtig aus.

Gegen Abend hörte er Hundegebell. Skopino war rings vom Taiga-Wald umgeben. Als ob er hier zuhause wäre, ging Proschin auf das erste Haus in der Rodung zu und klopfte ans Gartentor. Ein junges Mädchen ließ ihn ein.

»Wohnen hier Kinder Abrahams?« fragte er.

Das Mädchen lächelte erfreut und bejahte. Sie führte ihn ins Haus. Es war niemand da. Proschin stellte sich dem Mädchen vor. Sie hieß Olja.

»Olja, ich muß einen von den Brüdern der Wahren Orthodoxen Kirche sehen. Wer ist noch am Leben und in Freiheit? Ist Alexander frei?«

Olja schüttelte den Kopf.

»In unserem Dorf, Bruder, ist nur noch Stepan in Freiheit, und auch er ist vor den Behörden untergetaucht. Sie schnüffeln schon lange seinen Spuren nach, aber bisher hat Gott ihn bewahrt. Ich fürchte, es wird nicht ungefährlich sein, ihn zu treffen.«

»Mit mir zusammenzusein ist ja auch nicht ungefährlich, Olja. Die Organe sind auch mir auf den Fersen; aber ich muß unbedingt Stepan sehen. Dringend. Hält er bei euch den Gottesdienst?«

»Ja«, antwortete Olja. »Zusammen mit den ehemaligen Nonnen sind wir 25 Orthodoxe.«

Proschin trat zu den Ikonen in der Ecke und betete. Dann setzte er sich an den Tisch, auf dem ihm Olja allerlei zu essen aufgetragen hatte. Während er aß, verschwand das Mädchen.

Nach Sonnenuntergang kehrte sie mit einem Mann zurück, der nicht über vierzig Jahre alt war. Das war Stepan. Er bekreuzigte sich vor den Ikonen; erst danach begrüßte er Proschin und küßte ihn nach dem russischen Brauch dreimal.

»Ich habe dich erwartet, Bruder. Die Popows haben mich wissen lassen, daß du in unsere Gegend kommen wolltest«, sagte Stepan und setzte sich zu seinem Bischof. Proschin brachte ohne Umschweife sein Anliegen vor:

»Stepan, wo und wie könnten wir möglichst bald in einem feierlichen Gottesdienst einige Brüder zum Dienst ordinieren?«

»Wozu solche Eile, Bruder?«

»Die Behörden sind hinter mir her, und ich werde mich wohl nicht lange in Freiheit halten können. Die Sache muß bald getan werden. Es steht zwar geschrieben, man solle niemanden übereilt die Hände auflegen, aber du verstehst selber — wir leben nicht in mußevollen Zeiten. Und Rußland braucht eine Erneuerung im Christenglauben. Die Kirche ist zerstreut, ihre Diener sind in Gefängnissen und Lagern. Solange wir in Freiheit sind, hat der Herr uns die Verpflichtung auferlegt, uns um die zu kümmern, bei denen der Glaube noch glimmt. Wir müssen Schluß machen mit aller Hysterie, mit allem Theater, das nicht von Gott ausgeht. Weil die Hirten im Gefängnis sind, hat sich bei vielen Fremdes und Teufliches eingeschlichen. — Ich habe gehört, daß du dich im Wald versteckt hältst und dich nur um die kleine Herde hier kümmerst. Du mußt ein breiteres Feld übernehmen.«

Stepan schaute nachdenklich auf die Ikonen in der Ecke und reagierte scheinbar nicht auf Proschins Worte. Dann brach er plötzlich hervor:

»Sprich mit den Gläubigen, Bruder. Morgen. Da ist sowieso ein Anlaß. Eine Feier. Halte du morgen den Gottesdienst, ja?«

Proschin dachte wehmütig, daß er schon dreißig Jahre keine *regelrechte* Liturgie mehr gefeiert hatte, und er war nicht sicher, ob er es noch fertigbrachte. Aber er mußte ja wieder dienen. Jetzt war hier sein Platz.

*:

Im Haus des Försters kamen dreißig Orthodoxe zusammen: die örtliche Gemeinde und ein paar Verwandte des Jubilars aus der Stadt. Proschin hielt die Liturgie nach allen Regeln der Wahren Orthodoxen Kirche, soweit es die äußeren Umstände gestatteten. Das weckte freudige Erregtheit unter den Anwesenden. Schon so lange hatten sie das nicht mehr erlebt! Im Verlauf der Feier ordinierte der Bischof zwei Gemeindeglieder zum Dienst.

Anschließend begab man sich ins Nebenzimmer und setzte sich ungezwungen an den langen gedeckten Tisch: der Förster feierte Geburtstag! Es war verabredet, daß alle Gläubigen im Rahmen dieses Festes Gemeinschaft haben sollten. Proschin zog sich mit den beiden Priestern zu einem Gespräch zurück.

Als die Feier in vollem Gange war, kam der Sohn des Försters auf einem der Forsthauspferde angaloppiert und meldete, Polizei aus der Bezirksstadt sei in zwei Autos zum Hause unterwegs. Er war als Warnposten in Alarmbereitschaft gewesen, hatte es aber nicht früher erfahren können. Bald nahte Motorengeräusch. Der Hausherr eilte ins Zimmer, in dem Proschin sich mit den von ihm geweihten Amtsträgern unterhielt, und rief:

»Die Polizei!«

Proschin hatte sich rasch einen Plan zurechtgelegt.

»Geh, Bruder, halte die Polizisten hin, während ich mir schnell den Bart abnehme. Sag den Brüdern im anderen Zimmer, sie sollen derweil schön laut Volkslieder singen. Nur keine Angst, sag ihnen, wie es ist — du feierst Geburtstag! Und biete den Offizieren ein Gläschen Wein an . . . Ich brauche dich doch nicht zu belehren.«

Der Förster hatte gar nicht viel zu tun mit den Polizisten; sie durchsuchten, nachdem sie die Gebäude eingekreist hatten, zunächst die Scheune und die Anbauten, deren das Försterhaus eine ganze Reihe besaß. Erst danach kamen sie zum Wohnhaus. Der Förster empfing sie gastfreundlich, mit einer Flasche und mehreren Gläsern auf einem Tablett.

»Liebe Genossen, ich freue mich so, daß in unserem Sowjetland Brüderlichkeit und Gleichheit mit allen Menschen etwas gelten! Von Herzen danke ich Ihnen, daß Sie unser Familienfest, meinen Geburtstag, beehren! Sie haben zwar den Anfang verpaßt, darum müssen Sie jetzt einen Strafpokal leeren!«

Er füllte zwei Gläser und reichte sie den beiden Polizeioffizieren. Sie schauten einander abwägend an, dann überblickten sie durch die offene Tür die Tischrunde. Man rief:

»Hurra! Auf die sowjetische Polizei! Zum Wohl der Strafpokal!«

Die Polizeioffiziere kamen öfters zum Förster, um Wild und Vögel zu jagen. Ihnen war selbstredend auch die Jagd auf geschützte Tiere erlaubt — der Förster drückte ein Auge zu und erhob keine Einwände, wenn die Polizisten wilderten. »Immerhin beschützt mich meine Polizei.« — Er hatte es auch erlebt, wie seine Polizisten sich bei ihm so betrunken hatten, daß sie darob die ganze Welt vergaßen. Einmal stellte der stockbetrunkene Polizeichef eine volle Stunde lang der Tochter des Försters nach, wollte sie vergewaltigen, und ihr Vater sah sich gezwungen, den schwierigen Gast zu fesseln. In des Försters Schlafzimmer sollte

er seinen Rausch ausschlafen . . . Das ganze Bettzeug mußte die Förstersfrau nachher ersetzen.

Mit den Jahren fühlten sich die Polizisten beim Förster schon ganz zuhause. Nur sah es danach aus, daß sie diesmal nicht jagen gekommen waren. Jedenfalls kein Wild. Und sie waren ungeheuer ernst, dienstlich, distanziert. Dafür war der Hausherr, der sonst jeweils nur am Glas genippt hatte, jetzt anscheinend total betrunken. Das Tablett drohte seinen Händen jeden Augenblick zu entgleiten; er hielt sich kaum auf den Beinen. Die Gäste sangen feuchtfrohlich durcheinander. Plötzlich torkelte der Förster, und der Polizeimajor konnte das Tablett eben noch rechtzeitig auffangen. Noch einmal schaute er eindringlich seinen Kollegen an, dann reichte er ihm ein Glas, nahm das andere in seine Linke und kippte es in einem Zug hinter die Binde. Die anerkennenden Rufe am Tisch veranlaßten den Major, ein drittes Glas zu füllen und es dem eintretenden Leutnant anzubieten.

Proschin hatte seinen Bart im Handumdrehen abrasiert, sich umgezogen und sich unter die Gäste gemischt, noch ehe das Wohnhaus an die Reihe kam. Nun aß er mit Appetit Hausmacherwurst und trank Johannisbeerlikör dazu. Den Kopf hielt er tief über seinen Teller gesenkt. Die meisten Gläubigen erkannten und beachteten ihn nicht, so stark hatte er sich durch die Rasur verändert.

Die übrigen Polizisten scharten sich bei der Tür zusammen. Alle Räume des Hauses, alle Schuppen und die Scheune hatten sie auf den Kopf gekehrt. Sogar das Heu hatten sie von allen Seiten mit Metallstangen durchstochen. Proschin war nirgends gewesen, und im Eßzimmer war er ja auch nicht . . . Die Polizeioffiziere verzogen sich in den Hof, nachdem man den »betrunkenen« Hausherrn auf eine Bank gelegt hatte. Nach etwa zwanzig Minuten verschwand die Polizei, und der Förster war alsbald wieder der alte. Proschin erhob sich:

»Danke, Brüder, für die Hilfe!«

Man starrte ihn verwundert an, und einer fragte ungläubig:

»Vater Alexej?«

Proschin lächelte:

»Er persönlich, meine Kinder. Ich danke Gott, daß er mich auch dieses Mal vor der Hand der Antichristen gerettet hat. Ich danke auch euch. Ich bin froh, daß einige von euch gebetet haben in diesem für mich so gefährlichen Moment. Meine Kinder, ich muß weiter. Ich weiß nicht, ob wir uns noch einmal sehen werden — das liegt in Gottes Hand. Mein Herz sagt mir, daß mein Ende nicht allzu ferne ist. Ich habe Gott und den verstorbenen Brüdern, unseren Glaubensvätern, versprochen, das rechtgläubige Volk im Glauben und in der Liebe zu stärken und zu trösten. Die Diener des Antichristen suchen mich überall. Meine Kinder, diese Obrigkeit ist von Gott zugelassen als Strafe für den Kleinglauben, das Murren, den Ungehorsam der Christen gegenüber Gott, für das Fehlen der Nächstenliebe. Tragt nun diese Strafe ohne Aufbegehren und dient Gott, rein und heilig. Ich flehe euch an, Brüder, liebt einander, denn bald kommt der Herr um sein Volk! Ich wende mich an die Priester: Weidet Christi Herde mit aller Ausdauer und Liebe. Wenn jemand verhaftet wird, sollen andere Männer zu diesem Dienst berufen werden, die vom Heiligen Geist erfüllt sind.«

Proschin bekreuzigte und segnete die Tischrunde und wollte gehen. Ergriffen hatten die Gläubigen zugehört. So einfach würden sie ihren Bischof denn doch nicht fortlassen! Proschin blieb an der Tür stehen, die beiden frisch ordinierten Priester neben ihm, und ein Gläubiger nach dem andern trat herzu, um persönlich einen Segen zu empfangen.

Dann verließen er und der Förster das Haus und ritten im Galopp zum Wald.

Es kam keine Stimmung mehr auf unter den Gästen. Als der Förster nach einer halben Stunde mit den beiden Pferden zurückkam, fehlte einer der Brüder.

Am folgenden Morgen wurde der Förster verhaftet. Die neuen Priester konnten sich verstecken.

Und vier Monate später verurteilte das Gericht den Förster zu fünf Jahren Freiheitsentzug bei Vermögenskonfiskation. Seine Familie zog weg.

*

Die Verhaftung des Försters vernichtete Proschin ganz. Ich bin schuld! klagte er sich an. So konnte er seinen Dienst nicht weiterführen; er mußte sich einige Zeit zum Fasten und Beten zurückziehen. Wozu besaß er dann eine Skizze von der ungefähren Lage der Zelle, die sich Vater Sawwatij einst eingerichtet hatte? Von diesem Einsiedler hatten ihm die Glaubensbrüder im Lager erzählt.

Unbehelligt gelangte er bis zum Ural. Dort suchte er in dichtem Wald die Zeichen und entdeckte sie nach einer Woche hartnäckigen Fahndens: an der Eiche, unter welcher sich die Zelle befinden mußte, war ein kaum sichtbares Kreuz angebracht. Neben dem Baum lag ein Haufen Tannenreisig. Er schob ihn zur Seite und tastete den Boden ab. Bald hielt er den gesuchten Pflock in der Hand. Vorsichtig zog er ihn aus der Erde und stellte fest, daß an seinem Ende ein Kettchen befestigt war. Auf Zug öffnete sich dicht neben der Eiche eine Luke. Proschin stieg furchtlos in das Mannloch und ließ sich hinab. Er entfachte ein Streichholz und erblickte eine recht geräumige unterirdische Zelle. Er entfachte ein zweites Streichholz und machte an einer Wand der Kammer eine Nische aus, und darin Kerzen. Er zündete sich eine an.

Die Luke hatte er vergessen und fuhr zusammen, als er bemerkte, daß sie immer noch offenstand. Rasch zog er den Pflock am Kettchen herunter, und die Luke klappte lautlos zu.

Rechts von ihm stand eine Pritsche aus zwei breiten Brettern, mit einer Unterlage von trockenem Gras bedeckt. Links waren fertige Körbe und Bündel von Weidenruten aufgestapelt. Er schmunzelte beim Gedanken, daß auch er dieses Gewerbe würde erlernen müssen, um sich zu ernähren. Dann durchsuchte er die Nischen, deren es zwei gab. Eine schwere große Blechschachtel weckte sein Interesse; sie war verschlossen. Nach geduldigem Suchen fand er den Schlüssel dazu in einem Schächtelchen unter der Pritsche. Seine Verwunderung fand keine Grenzen, als zwei handschriftliche Bibeln zum Vorschein kamen, im 17. und 18. Jahrhundert kopiert; er übergab sie später einem Freund zur Aufbewahrung. Nun aber machte sich Proschin, mit dem Altkirchenslawischen wohl vertraut, alsbald ans Studium dieser Bände . . .

Proschin blieb zwei Monate in der Einsiedelei. Im Spätherbst brach er wieder auf zu Besuchen bei den Gläubigen. Erst im Frühling kehrte er in seine Zelle zurück. Er richtete sich eine Art Tisch ein und schrieb nun viel. Briefe für ihn gingen an die Adresse der Popows oder einer zweiten Familie, welche die Post an Popows übermittelte. Einmal im Monat trafen Lena und ihr Mann an wechselnden Orten mit Proschin zusammen. Er hatte sich im Korbflechten anleiten lassen und gab jeweils die fertigen Körbe den Popows zum Verkauf mit. Denn er wollte wie der Apostel Paulus sein Brot nicht umsonst essen.

*

Einmal 1962 tauchte Proschin im Altaj bei einem alten Freund auf und bat ihn, eine Anzahl gläubiger Brüder nach einer Liste, die er ihm überreichte, herbeizurufen. Sie kamen in Westsibirien zusammen. Mit einem jeden sprach Proschin lange unter vier Augen. Zum Abschluß hielt er eine ganze Rede.

»Brüder! Gott hat mir offenbart, daß ich bald heimgehen werde. Ich sagte das schon vor fünf Jahren, doch

jetzt naht meine Stunde. Ich bin sechzig; meine Gesundheit habe ich in der Gefangenschaft zurückgelassen. Nun, der Herr hat für mich Besseres als alle Schätze der Erde aus-ersehen.

Es sind schwere Zeiten, die wir durchmachen, Brüder! Doch die Diener des Antichristen haben mich nicht zu verhaften vermocht, weil das Gebet der Väter unserer Kirche auf mir ruht. So habe ich erfüllt, was mir aufgetragen war. Dreißig Jahre hatte ich gehofft, die Christen über Rußland hin aufsuchen zu dürfen, und der Herr hat die Gebete der Heiligen erhört.

So weit ich mich zurückerinnern kann, habe ich stets um Freiheit für die Christen gebetet. Die Geschwister, die selber die Freiheit nicht mehr erblickt haben, hielten ihr Leben lang an der Hoffnung fest, an der Hoffnung auf bessere Zeiten für die, welche Gott treu bleiben. Und diese Zeiten sind für viele inzwischen angebrochen: so mancher ist schon in der Ewigkeit.

Viele Christen genießen auf Erden bessere Tage, indem sie sich den Dienern des Antichristen anpassen; aber leider erwarten sie in der Ewigkeit böse Tage. Ihr aber, Brüder, erbaut einander in eurem heiligen Glauben, erhaltet euch in der Liebe Christi. Weicht nicht von Christi Wahrheit ab, keinen Schritt! Seid nur von Christus allein abhängig. Betet, daß die Orthodoxen in ganz Rußland in Liebe zu Gott entbrennen und daß das ganze russische Volk nach der Wahrheit dürste! Glaubt daran — das russische Volk wird noch Zeiten der Freiheit für das Evangelium erleben! Hofft auf die Macht und Stärke Gottes; solche Hoffnung läßt nicht zuschanden werden. Fürchtet die nicht, welche den Leib töten, denn der Teufel erstickt schon am Blut des Volkes: Bald ereilt ihn die Rache . . . Das unschuldige Blut schreit nach Vergeltung, und Gott eilt zu Hilfe. Sie werden euch zwar in Verliese werfen, töten, euch die Kinder wegnehmen; aber fürchtet euch nicht — Gott ist mit euch, und mit Gott wird auch eine Hölle zum Paradies. Ich habe das

erfahren und halte euch das Gebot der Liebe Christi vor, damit ihr im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe verbleibt. Laßt die Herde Christi nicht im Stich, bleibt ihr treu! Liebt das Volk mehr als euer Leben. Rußland ist einem gewaltigen Irrtum verfallen, und ihr helft dem Volk, wenn ihr Christi Licht hinausragt!«

Proschin segnete sie und betete nochmals mit allen. Am Morgen war er nicht mehr da.

Er tauchte dann noch einmal bei Lena und Pjotr Popow auf, verabschiedete sich auch von Daschenka. Dem jungen Mädchen vertraute er seine ganze Lebensgeschichte an. Ihr Herz hielt sein Vermächtnis in allen Einzelheiten fest. Und wie Onkel Aljoscha sie gelehrt hatte, diente sie Christus ergeben.

Dann verschwand Proschin ganz. Er war einfach nicht mehr da. Niemand vermochte die Einsiedelei zu entdecken. Sowohl die Gläubigen als auch das KGB suchten ihn. Aber Proschin blieb verschwunden.

11

Willkommen in der Kolonie

Das Gefängnis an der Dostojewskij-Straße in *** umfaßt mehrere düstere Gebäude. Von den gewölbten Korridordecken tropft es beständig, was einen nachgerade schwermütig machen kann (die Kriminellen allerdings nicht, die achten nicht darauf). Aber die Fenster sind — für Zellen — schön groß und lediglich vergittert, nicht mit Blenden aus Brettern verdeckt. In jenen Zeiten, als die Zarin Katharina II. das Gefängnis erbauen ließ, hatte man die Häftlinge nicht des Sonnenlichts berauben wollen.

Blauer Himmel, du bist so prächtig. Der Häftling guckt durch so ein Fenster und sieht, wie die Wolken am Himmel ziehen, wie die Vögel in Scharen vorübersegeln und sich im Flug auf ihre keinem sonst verständliche Sprache etwas zu-

rufen. Und auf dem Hof hüpfte unbekümmert ein Rabe umher.

Kostja und Pjotr standen am Fenster und schauten sehnsüchtig hinaus.

»Der Rabe braucht die Wache nicht zu fürchten, der kann im Gefängnishof seinen Geschäften nachgehen«, bemerkte Pjotr.

»Sag mal, Großväterchen«, wandte sich Kostja an den Raben, »hast du zugehört, wie dieses Gefängnis gebaut wurde? Hast du da keinem die Augen ausgehackt? Nach Ansicht der Gelehrten lebst du ja bis zu dreihundert Jahren . . . Na sag, was krächzest du?«

Ein Aufseher schritt über den Hof und verscheuchte den Vogel; schwerfällig hob er sich auf die Schwingen und protestierte mit einem lauten »Karr«, weil die Wache ihn daran hinderte, mit den Gefangenen ins Gespräch zu kommen. Zu guter Letzt verhaftet man ihn noch und beschuldigt ihn der Verbindung zu Sträflingen. Zwei Jahre laut Paragraph Krrr! Und das Krächzen entfernte sich . . . Pjotr ging zu den Pritschen und fand rasch einen Gesprächspartner. —

»Halt! Wer da?«

»Wachablösung!«

»Wache ruhn! Wachkommandant zu mir!«

Die Wachablösung schreckte Kostja aus seiner Nachdenklichkeit auf. Er sehnte sich sehr nach den Kindern, nach seinen sieben! Wenn ihr wüßtet, wie euch euer Vater vermißt! Die Jahre werden vergehen, ihr wachst auf — könnt ihr die väterlichen Gefühle zu euch verstehen? In Kostjas und Trofims Urteil stand: »Wegen Erziehung der Kinder im religiösen Geist Entzug der elterlichen Gewalt . . .« Verrückt! Ich bin der Vater meiner Kinder, ich trage die Verantwortung für sie, und mir entzieht man die elterliche Gewalt! Mit wehem Herzen sah sich Kostja nach den übrigen Häftlingen um; er wäre so gern zum Gebet allein gewesen — aber wo? Die Zelle war überfüllt. Man

hatte sie aus Nr. 50 in Nr. 2 verlegt. Trofim saß auf einer Pritsche, den Kopf auf die Knie gesenkt; Pjotr unterhielt sich. Im toten Winkel, der vom Guckloch aus nicht zu übersehen war, spielten ein paar Häftlinge Karten. Daneben ließen sich andere die Abenteuer eines kleinen Taschendiebes erzählen.

Kostja wandte sich wieder dem Fenster zu. Herr, ich möchte so gern an die Freiheit . . .

»He da, weg vom Loch! Was glotzt du da raus?«

Kostja fuhr zusammen. Unter der Tür stand ein Aufseher mit einem Schlüsselbund in der Hand.

»Den Himmel habe ich angeschaut, Bürger Natschalnik . . .« rechtfertigte sich Kostja und fügte verlegen hinzu: »Er ist so blau!«

»Blau! Na und? Unsere Sputniks lassen da oben euren Gott nicht mehr in Ruhe schlafen! . . . Marsch weg vom Fenster!«

Kostja ging zu seiner Pritsche und setzte sich neben Trofim. Der Aufseher überflog die übrigen Häftlinge und stürzte auf die Ecke zu:

»Her mit den Karten!« brüllte er Malysch an.

»Was denn, Natschalnik! Was für Karten? Ich hab doch keine Karten!« sagte dieser unschuldig.

Unbeeindruckt befahl der Aufseher, Malysch solle sich ausziehen, und ein Kleidungsstück nach dem andern flog dem Aufseher zu. Die Filzung war ergebnislos. Da hieß er die übrigen Häftlinge sich ausziehen. Alle folgten gespannt dem Aufseher. Oho — jemandes Hand schob ihm flink ein Päckchen in die Tasche, ein Augenblick, und alles ist vorbei . . . Suche, solange du willst, da sind keine Karten! Ein zweiter Aufseher kam zu Hilfe. Und nach einer Halbstunde brachte ein Dritter Verstärkung, und nun begann eine Generalfilzung. Zuerst jagten sie alle Gefangenen in eine Ecke, durchsuchten die Zelle und filzten dann nochmals jeden einzelnen. Sie fanden keine Spielkarten. Fluchend verließen die Aufseher die Zelle.

Die Häftlinge hatten ihr Gaudi und unterhielten sich halblaut. Aber Trofim, Pjotr und Kostja interessierte das kaum. Sie setzten sich zusammen und sprachen über Bibelverse, die sie auswendig wußten.

Weniger als eine Stunde später gab es Abendkontrolle. Der diensthabende Aufseher und seine Ablösung kamen in die Zelle und zählten die Insassen nach; dann gingen sie wieder, die Ablösung voraus, der Diensthabende hinterher. Da fischte jemandes Hand im Bruchteil eines Augenblicks aus der Tasche des Aufsehers ein Päckchen. Dieser merkte nichts. Die Tür wurde verriegelt. Malysch machte grinsend sein Päckchen auf: sie konnten weiterspielen! Man mußte sich nur wundern, daß der Aufseher die Karten unterdessen nicht entdeckt hatte.

Kostja war an diesem Tag besonders angefochten und betrübt. Er teilte seinen Glaubensbrüdern mit, was er durchmachte. Sie trösteten ihn, so gut sie konnten.

Abendessen. Ein ekliger bläulicher Brei. Pjotr schaute auf seine Portion und wußte nicht, sollte er essen oder nicht. Sein Magen machte sich bemerkbar; er hatte es dem Sanitäter gemeldet und den Bescheid erhalten, eine Magenröntgung könne nicht durchgeführt werden. Kostja und Trofim aßen ihre Ration, und Pjotr gab ihnen auch seinen Napf. Lieber hungern, als nochmals solche Schmerzen wie in jener Nacht, da er zwölf Stunden ohne jede Hilfe sich gekrümmt hatte.

Vor dem Zapfenstreich wurde bekanntgegeben, wer sich am folgenden Tag zum Transport bereithalten solle. Die drei »Brüder« waren auch darunter.

✱

Man ließ sie einzeln aus der Zelle kommen. Der Aufseher rief einen auf, und der Häftling meldete sich mit Namen, Vatersnamen, Geburtsjahr, Paragraph, Frist und Strafantritt. Sie wurden in den Hof gebracht, wo schon Begleitsoldaten mit einem »Schwarzen Raben« auf sie

warteten. Erneut Melden. Nach ermüdendem Warten waren endlich alle Formalitäten erledigt, und die Gefangenen erhielten den Befehl einzusteigen. Es war kalt, obschon es leicht schneite, und der Frost hatte sie alle zünftig gepackt. So drängelten die Häftlinge auf das Kommando hin, stießen einander, denn jeder versuchte einen Platz auf den Bänken zu ergattern; die Mehrzahl mußte stehen.

Der »Rabe« setzte sich in Bewegung. Ade, Hotel der vom Schicksal Geschlagenen! Nicht wenige Zeugen Christi haben deine Mauern beherbergt! Niemand weiß, was für Gedanken Dostojewskij bewegten, wenn er in den Tagen seiner Verbannung an dir vorüberschritt. Es mögen Tausende von Namen sein, die du uns nicht nennen wirst, die du in deine eiserne Umarmung genommen hast, nachdem sie einem korrumpierenden Sein zum Opfer fielen.

Nicht schlecht hat es einmal einer gesagt: *Das Sein bestimmt das Bewußtsein . . .** Sind nicht eben deshalb in deinem Rumpf Tausende und Abertausende verschluckt worden, vielleicht Männer wie Sajranow? Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit . . . Paradox: Der große Bruder ißt Steak, spült Wein nach, während der kleine, damit seine Enkel nicht hungern mußten, aus der Kolchosherde ein Schaf schlachtete und dafür drei Jahre hinter Gitter kam. Bei eurer Ideologie, Brüder, stimmt etwas nicht; und wohl auch bei der (toten) Religion . . .

Pjotr seufzte tief auf und verjagte diese Gedanken. Wenn der Wagen Löcher passierte, drückten ihm die Stehenden so gegen sein Bein, daß er stöhnte. Als sie auf die geteerte Straße kamen, hörten die Flüche an die Adresse des Fahrers auf.

Pjotr dachte an den Prozeß zurück.

*

* Laut dieser marxistischen These formen nicht *Ideen* (»das Bewußtsein«) das gesellschaftliche Dasein, sondern vielmehr die jeweiligen *ökonomischen Bedingungen* (»das Sein«).

Ein Bild ums andere. Nach der Urteilsverkündung schaute der Richter nachdenklich auf die Verurteilten: Wie reagieren sie darauf? Kein Schatten von Kränkung oder Trauer auf den Gesichtern der Gläubigen. Trofim und Kostja fasteten während der Prozeß-Tage und sahen etwas erschöpft aus. Der Richter verließ den Saal. Die Verurteilten saßen in der ersten Reihe im riesigen Saal des Kulturpalastes. Sie waren von Polizei umringt. Pjotrs Schwester reichte ihm über die Schulter eines Polizisten weinend die Hand. Während er sie drückte, brüllte ein Polizei-Feldwebel:

»Los, legt diesem Schwein Handschellen an!«

Schwein? dachte Pjotr betroffen. Es macht nichts. Jesus wurde unter die Übeltäter gerechnet.

Die Handschellen preßten die Handgelenke schmerzhaft zusammen. Der junge Mann lächelte seiner Schwester, die damals noch nicht gläubig war, zu:

»Weine nicht, alles wird gut werden . . .«

Es war mühsam; die Arme hatte man ihm nach hinten gedreht und die Hände in Handschellen — bei der geringsten Bewegung schließen sie enger und enger.

Man führte die drei Abgeurteilten vor das Gebäude, wo schon der »Schwarze Rabe« wartete. Und schwarz war es von Leuten! Zuvorderst die Gesichter so vertrauter und lieber Freunde. Lebt wohl, ihr Lieben, wacht und betet für uns . . . Vom Kulturpalast bis zum Wagen bildeten Polizisten einen Korridor, durch den die Häftlinge schritten. Man schubste sie rasch in den »Raben«. Pjotr fiel beim Einsteigen hin; die Brüder halfen ihm wieder auf. Vom Klammergriff der Handschellen waren seine Finger schon ganz gefühllos.

Was ist das? Gesang? Ein christliches Lied hier, vor dem atheistischen Kirchenersatz-Bau? Tatsächlich:

Die Abschiedsstunde hat geschlagen,

Es heißt, sich trennen — du mußt gehn . . .

Auf Wiedersehen! woll'n wir sagen,
Leb wohl — aufs frohe Wiedersehn!

Die Menschenmenge drängte die Polizisten vom »Raben« weg, allen voran die christliche Jugend, die ihr Lied sang. Plötzlich überkam Pjotr ein solches Gekränktheit, daß ihm — zum Glück im dunklen Gefängniswagen — Tränen über die Wangen liefen. Trofims und Kostjas Frauen winkten . . . Was Pjotr kränkte, waren die Handschellen. In der Sowjetschule hatte man ihn nicht auf so einen Mechanismus vorbereitet, und er spürte seine Hände bereits nicht mehr.

Der »Rabe« setzte sich in Bewegung. Alle winken. Oh, wie gern hätte auch Pjotr seinen Freunden zum Abschied zugewinkt! Eine Handbewegung ließ ihn aufstöhnen, während die letzte Strophe des Liedes sie begleitete:

Und sollte uns in diesem Leben
Kein Wiedersehn mehr sein beschert:
Wir sagen doch: Auf Wiedersehen —
Einst in der Ewigkeit, verklärt!

Der Polizist, der bemerkte, wie weh es Pjotr tat, hatte Mitleid und sagte zum Sergeanten (der Feldwebel saß neben dem Fahrer in der Kabine):

»Nimm ihm doch die Handschellen ab, wozu den Jungen sinnlos quälen! Hättest ihm doch wenigstens das einfache Modell verpassen können! Diese quetschen ihm ja die Hände ab . . .«

Der Sergeant ging daran, das Schloß zu öffnen, was gar nicht so leicht war. Schließlich war Pjotr befreit, und der Sergeant sagte zum Polizisten:

»Bis aufs Blut . . .«

Jener schüttelte schweigend den Kopf.

»Ich konnte doch nicht wissen, daß man Handschellen bekommt, bloß weil man seiner Schwester ade sagt«, erklärte Pjotr mitgenommen.

»Ruhe!« donnerte der Sergeant.

Pjotr fuhr zusammen. Der Polizist lächelte ihm beifällig zu . . . Das war vor einem Monat gewesen.

✱

Da hielt der »Rabe« an. Sie waren am Ziel. Die Begleitmannschaft sprang hinaus. Nach etwa zehn Minuten lud man auch die Gefangenen aus. Kostja kniff die Augen zusammen. Als sie das Gefängnis verlassen hatten, war leichter Schnee gefallen; inzwischen hatte es aufgehellt, und die Weiße ringsum tat den Augen weh.

Man führte sie in die Wache, einen roten Ziegelbau, der in einen stacheldrahtbewehrten Bretterzaun eingefügt war.

»Wer hat wohl von wem KZ bauen gelernt: die Faschisten von uns oder wir von den Faschisten?« Es war wieder einmal Shdanow, der laut dachte.

»Halt die Klappe!« zischte ihn Malysch an. »Kriegst gleich fünfzehn Tage Karzer.«

»Diskussionen?« kam es drohend vom Sergeanten. »Wer spielt da den Klugen?«

Schweigen. Sie standen inzwischen vor der Wache und wurden abgezählt und nochmals abgezählt.

»So wie uns zählt man nicht einmal die Schweine nach, wenn man sie ins Fleischkombinat fährt«, brummte Shdanow.

»Schweine fliehen nicht, aber du Rennpferd könntest plötzlich abhauen«, spöttelte der Sergeant.

»Schindmähre!« gab Shdanow zurück.

»Genosse Oberstleutnant!« wandte sich der Sergeant an den herzutretenden Lagerchef. »Geben Sie diesem *Redner* fünfzehn Tage!«

Der Offizier sah Shdanow an und befahl:

»Stellen Sie eine Akte aus, Sergeant, aufgrund welchen Tatbestandes die Einweisung in den Karzer erfolgt . . .« Dann deutete er auf die Gläubigen: »Diese bitte zu mir führen!«

Der Sergeant suchte die Dossiers der Gläubigen heraus, klemmte sie unter den Arm und bedeutete ihnen, ihm zu folgen. Neugierig sahen sie sich um: hier also sollten sie ihre Frist verbüßen. Geradeaus über dem weiten Hof war ein Tor aus Metallstäben im Bretterzaun. Dahinter lag wohl die Arbeitszone; ein Berg von unangenehm riechenden Häuten überragte den Zaun. Häftlinge guckten von diesem Hügel und durchs Tor neugierig auf die Neuankömmlinge. Zur rechten Hand war eine große Fabrik mit riesigem Schlot, danach wieder Bretterzaun und ein Metalltor. Vor lauter Schauen war Pjotr etwas zurückgeblieben.

»Du hast schon noch Gelegenheit, dich umzugucken und mit dem Job bekannt zu werden! Jetzt aber dalli!« trieb ihn der Sergeant an.

Mit Trofim und Kostja ging er hinter dem Sergeanten ins Administrationsgebäude hinein. Sie wurden sogleich ins Büro des Kolonieleiters geführt. Dieser saß hinter dem Schreibtisch und vertiefte sich zunächst in die Dossiers. Unterdessen betrat ein gesetzter Herr in Zivil das Büro und begrüßte den Oberstleutnant höflich. Dann wandte er sich den Häftlingen zu:

»Ah, das sind die Genossen Baptisten? Wie völlig unnötig, sich und die Familien wegen irgendeines Gottes derart zu quälen! Lohnt es sich denn etwa? Besonders für diesen Jungen da. Wenn ihr euch anders besinnt, dann schreibt mir, und ich erhebe Protest gegen eure Haft und wir schenken euch die Freiheit . . .«

»Wem schreiben? Wer sind Sie?« fragte Trofim.

»Ich bin der Gebiets-Staatsanwalt«, sagte der Herr in Zivil.

Trofim lachte.

»Ich dachte, Sie seien etwas Höheres, wenn Sie uns Freiheit anbieten können. Jene Freiheit brauchen wir aber nicht; wir sind ein für allemal vom ewigen Gefängnis befreit, in dem Sie vegetieren: in der Knechtschaft von Sünde

und Lastern. Wenn Sie uns etwas Größeres anbieten können, als uns Jesus Christus, der Sohn Gottes, angeboten hat, dann sind wir bereit, die Nachfolge Christi zu überdenken«, schloß er leise.

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf und sagte zum Chef der Kolonie:

»Na denn, ich geh nachsehen, was in der Zone los ist.«

»Gut, bis später.«

Der Staatsanwalt sah nochmals auf die Gläubigen, schüttelte wieder den Kopf und verließ das Büro.

»So«, begann der Oberstleutnant. »Es ist für mich eine große Ehre, in meiner Kolonie Leute zu haben, die an Gott glauben. Es liegt in unserer Verantwortung und auf unserem Gewissen, Sie umzuerziehen. Ich möchte Sie davor warnen, religiöse Propaganda zu machen. Darauf steht Strafisolator.«

»Aber beten darf man, Bürger Vorgesetzter?« unterbrach Pjotr den Oberstleutnant.

Dieser sah erstaunt über den Brillenrand auf den jungen Mann:

»Hm . . . der Säugling möchte gern beten. ›Unser Vater, der du bist in dem Himmel . . .‹« äffte er nach. Dann: »In Ordnung. Aber so, daß es die andern nicht sehen. Also nicht, wie manche die Gewohnheit haben: vor jeder Mahlzeit, am Tisch stehend, plus dreimal täglich kniend zwischen den Bettreihen oder auf den Pritschen. Das geht nicht, meine Freunde. Damit provoziert ihr massenhaft Fragen über Gott und euren Glauben bei den Häftlingen, und das ist Propaganda. Dafür werde ich euch bestrafen.«

»Woher wissen Sie, daß wir uns so verhalten werden?« fragte Kostja.

»Ich habe schon einen Pflingstler da, und jetzt läuft schon alles mit Klagen und Sorgen zu ihm, rein wie zu einem Gott. Einer ist schon sein Jünger geworden. Ich hätte ihn schon längst bestraft, aber einen zweiten solchen

Maurer kann ich nicht finden. Also — wenn ihr es auch so macht, dann landet ihr im Karzer.«

Man muß also so arbeiten, daß er einen zweiten solchen nicht finden kann, und dann läßt sich bei diesem Chef predigen und beten ohne jeden Karzer. Erstklassiger Stimulus für Qualitätsarbeit und fürs Evangelisieren . . . Da sind die Wölfe satt und die Schafe doch heil! dachte Kostja.

»Danke, Bürger Natschalnik, für das gute Zeugnis über den Gläubigen und für dieses Beispiel!« sagte Trofim.

Der Oberstleutnant sah ihn verständnislos an und setzte die Belehrung fort:

»Das Regime der Kolonie ist heute folgendermaßen geregelt: Ein allgemeiner Besuch bis zu vier Stunden einmal in drei Monaten; ein persönlicher Besuch bis zu drei Tagen einmal im Jahr. Ich kann drei Tage geben, aber auch nur einen — das kommt auf eure Führung an. Wenn ihr gut arbeitet, keine Propaganda macht, atheistische Literatur studiert . . .«

Pjotr murrte:

»Die hängt mir schon zum Hals hinaus!«

»Dann lies Romane, über Frauen! Vielleicht bringt dich das zur Räson, damit du wie jeder normale Bursche die Abenteuer der romantischen Fernen und der Liebe entdeckst, statt dieses mittelalterlichen Gottes . . .«

»Danke. Denen habe ich wohl schon so mehr Beachtung geschenkt, als mir guttat — und da kommen Sie mit ›romantischen Fernen!« Pjotr runzelte die Stirn.

Der Oberstleutnant schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

»Na denn. Wir werden mit euch einige Arbeit haben. Aber ich habe einen guten Politvize und gute Sektionsleiter, die werden euch bald den Kopf zurechtsetzen . . . Also, wenn ihr alles befolgt, was ich euch da gesagt habe, dann erlaube ich euch bis zu drei arbeitsfreien Besuchstagen. Kapiert?«

»Fast«, sagte Kostja.

Lachend drückte der Oberstleutnant auf die Klingel. Ein Aufseher erschien.

»Den Jungen in Sektion fünf. Sag dem Leutnant, er soll ihn in die 23. Brigade tun. Der Brigadier dort ist ein geriebener Kerl, ein alter Fuchs hier, der wird den Kleinen schon Mores lehren. Und diese beiden in die dritte und in die achte Sektion, egal welchen in welche . . .«

Der Aufseher parierte: »Zu Befehl!« und brachte sie in die Lagersektion. Zuerst lieferte er Pjotr beim Natschalnik der 5. Sektion ab und hieß die beiden anderen ihm folgen; Trofim blinzelte dem Burschen zum Abschied aufmunternd zu.

Der Leutnant ließ Pjotr ihm gegenüber Platz nehmen und machte sich daran, eine Registerkarte auszufüllen. Die Formalitäten waren Pjotr schon arg verleidet, und er guckte sich im Büro um.

»So, nun erzählen Sie bitte, wie Sie zum Glauben gekommen sind«, bat der Leutnant.

»Bitte, gern!« fuhr der Häftling zusammen. Als er mit der Geschichte seiner Umkehr fertig war, sagte der Leutnant:

»Sie kommen in die Brigade eines Lagerveteranen. Man gehorcht ihm wie einem Vater. Geben Sie's lieber auf, an Ihren Gott zu glauben, da sind Sie gleich frei!«

Auf sein Klingeln kam der diensthabende Häftling der Sektion herein.

»Ist der Leiter von Brigade 23 schon zum Mittagessen gegangen?«

»Ja.«

»Rufen Sie ihn her.«

Nach ein paar Minuten stand der Brigadier im Büro. Er war mittelgroß, von fester Statur. Der Blick listig, ja durchtrieben. Flinke Bewegungen. Starrköpfig — man *fühlte* es förmlich. Der Leutnant wandte sich an ihn:

»Nimm diesen jungen Mann da in deine Brigade. Er ist

Baptist, ziemlich aktiv. Paß auf ihn auf, damit er nicht predigt. Sobald etwas ist — sofort ein Signal!«

Der Brigadier kniff die Augen zusammen:

»Geht in Ordnung, Bürger Natschalnik! Bei mir wird er nicht lange an Gott glauben! Den hab ich schnell umerzogen!«

Pjotr sah ihn traurig an und lächelte.

»Na, Junge, los!«

Der Brigadier öffnete die Bürotür und ließ den Häftling zuerst hinausgehen.

In der 5. Sektion hatte jede Brigade ein Zimmer für sich. Der Brigadier wies dem Neuen eine Pritsche in der oberen Etage zu, beim Fenster. Pjotr warf seine Habseligkeiten auf die Metallplanken und begab sich zur Materialausgabe. Eine dünne Kapokmatratze, eine Flaneldecke, ein Leintuch und ein Kapokkissen kriegte jeder.

Als er nach stundenlangem Anstehen mit dem Bettzeug wiederkam, waren schon alle Häftlinge von der Arbeit zurück, früher als gewöhnlich. Sie umringten den Neuankömmling und begannen ihn auszufragen, wofür er in die Kolonie gekommen sei. Während er sein Bett machte, erzählte Pjotr von sich; aber als er damit fertig war, hatte er das Bedürfnis, erst einmal zu beten.

»Jungs, wißt ihr, jetzt sollte ich beten«, erklärte er den neuen Kameraden. Sie ließen ihn allein; einige grinsten.

»Ha, beten!« höhnte der Brigadier. »Kannst beten oder nicht, dein Gott hilft dir ja doch nicht!«

Pjotr erhob sich sogleich von den Knien, schaute auf das Nachttischchen des Brigadiers, auf dem eine Photographie stand, und sagte:

»Und wie er hilft! Sogar Ihnen möchte Gott helfen! Dazu hat er seinen Sohn, Jesus Christus, geschickt, damit er durch sein Leiden auf Golgatha uns adoptieren konnte. Er möchte auch Sie glücklich machen! Und Ihre Familie — damit Sie als liebevoller Vater und Mann zurückgehen können.«

Noch immer blickte Pjotr auf die Photographie, von der freundlich eine sympathische junge Frau lächelte; drei Kinder standen bei ihr.

Verlegen packte der Brigadier das Bild ins Kästchen und brummte:

»Ich habe schon Anno 46 mit ihr Schluß gemacht!«

Dann legte er sich angekleidet auf seine Pritsche. Die Häftlinge, die den kurzen Dialog gehört hatten, grinsten.

»Na, Briga, hast ihn schon umerzogen?« hänselte einer.

Pjotr verließ die Baracke und machte sich auf die Suche nach der dritten Sektion, in der einer der Brüder sein mußte. Man wies ihn auf das zweistöckige Gebäude rechts von der Schule (wo Häftlinge mit weniger als acht Jahren Volksschulbesuch abends lernten). Als Pjotr sein Bettzeug abgeholt hatte, waren die Brüder nicht zu sehen gewesen.

Im Dezember dunkelt es früh. Die Sonne ging bereits unter, verbarg sich hinter den Baracken. Vor Pjotr flatterte eine Schar Spatzen umher und schimpfte in der Vogelsprache, auf dem Schnee herumhüpfend. Er sah ihnen zu.

»Leben! Wie gut du bist!« flüsterte er. »Wunderbar hast du alles eingerichtet, Gott, bloß der Mensch verdirbt alles, wenn er nicht unter deiner Leitung steht . . .«

Sorgsam machte er einen Bogen um die Vögel und erblickte auf dem Zaun, auf dem Stacheldraht, einen einzelnen Raben.

»Bist du wohl direkt aus dem Gefängnishof hierhergefliegen?« wunderte sich Pjotr. »Du hast es leichter, Grauer! Du brauchst dich nicht auf die Politik einzustellen! Unter dem Zaren hast du nicht ›Lang lebe der Zar!‹ schreien müssen, und unter den Kommunisten nicht: ›Es lebe die Kommunistische Partei der Sowjetunion!‹ Du brauchst deine Haut nicht zu wechseln. Unter dem Zaren hast du genau gleich gekrächt wie heute . . . Du hast es leichter, Rabe . . . Und wir Menschen? Wir haben zwar einen Zaren — Jesus Christus — über uns, aber vor den Mächtigen

dieser Welt winseln wir . . . Um ihnen zu gefallen, gehen wir von Christi Wahrheit ab; wir zeigen uns weiß, wenn's das System erfordert, und nun rot, wie der Atheist es will. Ein Prediger hat es einst so formuliert: ›Gott berücksichtigt die Zivilisation, er paßt sich ihr an.« Und der Sünde paßt er sich wohl auch an? ›Er trägt sie ja auf sich!‹ Hör, Bruder, weiß die Kirche wenigstens, daß du ein Lästere bist? Rabe, sag, werden wir ›Christen‹ uns je vom Chamäleon-Spielen zu Gott bekehren, oder werden wir bis zur Wiederkunft Christi in der heidnischen Götzenanbetung verharren?«

Pjotr lachte plötzlich: Ich fange schon an, wie ein Mummelgreis Selbstgespräche zu führen.

»Rabe! Warum bist du nicht für den Winter in den Süden geflogen? Hier kannst du ja erfrieren! Vielleicht bist du schon hundert Jahre alt, und ich erst zwanzig. Armer Rabe! Erinnerst du dich, wie ich als Junge unbarmherzig deine Nester ausnahm? Vergib, — aber wir hatten halt so Hunger! Manchmal tagelang nichts zu essen . . .«

»Krrr . . . krrr!« Der Rabe erhob sich und flog über die Dächer davon.

»Du verrrrrgibst? Merrrci!« lächelte Pjotr.

»Was hast du da zu grinsen?« hielt ihn ein Aufseher an.

»Ich habe mich mit einem Raben unterhalten, Bürger Natschalnik. Als Kinder hatten wir immer ihre Nester ausgenommen. Wir hatten ja nichts zu essen, da holten wir uns die Eier der Spatzen und Elstern und Raben. Tagelang streiften wir durch den Wald auf der Suche nach etwas Eßbarem. Und jetzt habe ich den Raben um Verzeihung gebeten«, sagte Pjotr einfach.

Der Aufseher grinste, warf einen Stein in die Spatzenschar und ging seines Weges. Die erbosten Vögel flatterten mit ärgerlichem Tschilpen auf eine Pappel, die neben der Baracke der dritten Sektion stand.

Pjotr fand Trofim in der unteren Etage, im Zimmer der Baubrigade 18. Er saß eben auf der Pritsche und plauderte

mit mehreren Häftlingen, die ihm die Einrichtung der Arbeitszone erklärten. Pjotr setzte sich dazu.

Bald wurde er auf einen Häftling aufmerksam, der erst nach ihm eintrat, zu seiner Pritsche ging und sich setzte. Dann stöberte er im Kästchen, holte seine Schüssel heraus und setzte sich wieder hin. Die Ruhe, der innere Friede, die er ausstrahlte, erstaunten Pjotr. Ein Leuchten von Freude auf dem stillen Gesicht zog ihn magnetisch an. Wenn er nicht an den lebendigen Gott glaubt, dann ist er eine außergewöhnliche Persönlichkeit! dachte er. Und da sagte ein Häftling zu Trofim:

»Ich glaube ja nicht an Gott, aber wenn er existiert, so sehe ich ihn in der Gestalt unseres Gläubigen!«

Den mußten Trofim und Pjotr sogleich kennenlernen! Sie gingen zu ihm hinüber.

»Wir möchten Sie im Namen Jesu grüßen«, sagte Trofim. »Sie sind doch ein Christ?«

»Gott sei Dank, ja«, sagte der Häftling fröhlich. »Ich heiße Nikanor. Bin aus einer Pfingstgemeinde.«

»Wir sind evangelisch, Baptisten. Ich bin Trofim, und er da ist Pjotr«, stellte Trofim vor und drückte Nikanor die Hand.

Dann schob Nikanor seine Schüssel weg:

»Vielleicht könnten wir Gott kurz für diese Begegnung danken, Brüder?«

»Gewiß!« stimmten Trofim und Pjotr zugleich ein.

»Herr!« betete Nikanor. »Es ist uns schwer, fern von Familie und Freunden zu sein, aber deine Hand hat uns zum Zeugnis von dir hierhergeführt! Und mein Herz freut sich über diese Begegnung mit deinen Söhnen, und ich bitte dich: Dein Frieden und deine Ruhe möge uns begleiten und unsere Herzen in Christus Jesus bewahren! Amen.«

Sie beteten stehend. Die Häftlinge machten einen Bogen um sie, hörten aber neugierig dem Gespräch zu.

»Ich freue mich sehr über dieses Zusammenkommen hier, Brüder. Jetzt gibt's Abendessen, gehen wir in die

Kantine und reden nachher weiter?» schlug Nikanor vor.

»Geh du schon, wir bleiben hier; wir sind heute noch nicht auf der Verpflegungsliste und trinken einfach Tee; wir haben von der Transportration noch ein Stück Brot, das wir hier dazu essen können«, antwortete Trofim.

Nikanor lächelte und sagte verlegen:

»Oder gehen wir doch zusammen und teilen meine Portion in drei. Es gibt Erbsensuppe, das tut gut...«

»Nicht doch, Bruder, geh du nur; wir sind drei — Kostja von der achten Sektion wird gleich auch hier sein. Wir warten dann auf dich!« sagte Trofim.

Nikanor entfernte sich. Als Kostja herüberkam, schickten sie Pjotr um Heißwasser, Kostja versuchte Salz aufzutreiben, während Trofim den ausgetrockneten Brotrest schnitt. Dann streuten sie großzügig Salz auf die Schnitten und kauten mit Hingabe.

»Schmeckt!« lachte Kostja. Die andern hingen ihren Gedanken nach.

Nach dem Abendbrot brachte Nikanor einen Langen mit:

»Bruder Grischa! Hat sich hier in der Kolonie bekehrt!«

Sie saßen den ganzen Abend bis zum Zapfenstreich zusammen und erzählten sich aus ihrem Leben und aus dem Leben ihrer Kirchen.

12

Das Gefängnis im Gefängnis

Stoljarow saß am Abend auf der Pritsche eines Nachbarn und erzählte ihm von Jesus. Der Nachbar hörte sehr aufmerksam zu. Mit lebendigen Farben malte Stoljarow Bild um Bild aus dem Leiden des Gottessohnes vor den Augen des Häftlings. Er wußte zu erzählen! Er trat etwa an einen Häftling heran und begann mit einer Frage:

»Weißt du eigentlich, Gena, daß es jemand gibt in der Welt, der dich unendlich lieb hat?«

»Hör doch auf, Stoljarow, wer wird mich denn mögen, wo ich solche Haufen Leute ausgeraubt und umgebracht habe«, winkte jener hoffnungslos ab.

»Ach, du weißt bloß nichts von ihm, Gena! Diese Persönlichkeit hat mir ihre Gefühle für dich geoffenbart! Es ist eine göttliche Person! Du wirst nie solche Freude erfahren in der Liebe wie mit ihr . . .«

Gena hörte gespannt zu, und eine Stunde später rannen Tränen der Reue über seine Wangen.

Oder Stoljarow spaziert allein durch die Zone und betet. Da kreuzt einer seinen Weg:

»Mit wem redest denn, Oller?«

»Weißt du, ich fürchte, dich erwartet ein großes Unglück!«

»Wie? Was für ein Unglück?« fragte der Häftling erschrocken.

Und Stoljarow informierte ihn über das bevorstehende Gericht Gottes, darüber, daß ihn das ewige Gefängnis erwarte, wenn er nicht umkehre, ewiges Leiden . . . Nachdenklich entfernte sich der andere darauf und war später nicht mehr von Stoljarow wegzubringen . . . Oder:

»Wolodja, heute ist Sonntag — weißt du, was das für ein wundervoller Tag ist?«

»Nein, weiß nicht!« antwortete jener.

Da erzählte ihm Stoljarow von der Auferstehung Jesu Christi. Und wie er erzählte! Als ob er selber erst gestern dabeigewesen wäre . . .

Und Stoljarow redete von dem inneren Frieden, von der Seelenruhe, die der Mensch so dringend nötig hat . . . Und gebannt hörte ein Krimineller zu, hörte stundenlang zu . . .

∗

Wer die Gottheit Jesu abstreitet, sollte als Tourist die Sowjetunion besuchen und Stoljarow zuhören können, wie

er von Jesus erzählt: da gäbe ein Skeptiker seine Zweifel bald auf und nähme ihn ganz ins Herz auf! Ein Atheist, Doktor der Philosophie, äußerte, als er zu Studienzwecken ins Lager kam und Stoljarow angehört hatte:

»Würde Stoljarow im Ausland auftreten, so wären binnen einem Jahr von der modernistischen Theologie nur noch Ruinen vorhanden!«

Die modernistische Theologie nannte dieser Philosoph die Mutter des Atheismus und die jüngere Schwester des Kommunismus. Die Atheisten in der UdSSR haben Christus, dem ersten Kommunisten und Revolutionär, schon längst ein Parteibuch ausgestellt, unter einer nur ihnen bekannten Nummer. Als Gläubige einst bei Chruschtschow vorstellig wurden und sich über die Verfolgungen um ihres Glaubens willen beklagten, spottete jener Atheist:

»Christus hat doch gesagt: ›Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen! Freut euch und seid froh, groß ist euer Lohn im Himmel.‹ Die Atheisten erfüllen die Wünsche Christi bezüglich seiner Jünger . . .«

Als die Gläubigen der freien EChB-Gemeinde in der Stadt Frunse sich bei der Regierung der UdSSR und bei der UNO in New York schriftlich darüber beschwerten, daß sie allein im Monat Januar 1974 insgesamt 2000 Rubel an Bußen zahlen mußten, weil sie in einem privaten Haus Gottesdienste gehalten hatten, — da sagte ein gewisser Professor Galperin ganz empört zu den paar hundert Christen, die aus verschiedenen Gemeinden in sein wissenschaftliches Institut geladen worden waren:

»Was wendet ihr euch an die Regierung mit Beschwerden über ›Willkür der Behörden‹? Nach den Worten Christi solltet ihr euch freuen, daß ihr Verfolgungen und Repressionen von seiten der atheistischen Obrigkeit erduldet. Ihr wollt euch bei den Machtorganen registrieren lassen, um nicht verfolgt zu werden, aber gleichzeitig wollt ihr in euren Gottesdiensten von den atheistischen Behörden

unabhängig, autonom sein, und das ist unmöglich. Wir sind verpflichtet, euch zu kontrollieren. Keiner von den Baptisten des Westens wird euch je in euren Forderungen unterstützen, ja auch nur verstehen. Eure Baptistenbrüder in der ganzen Welt haben sich längst von euch losgesagt . . .«

Stimmt das, evangelische, baptistische Geschwister im Westen, daß ihr euch auf die Seite der Verfolger eurer Brüder und Schwestern gestellt habt? Stimmt es, daß ihr um der Politik eurer Obrigkeit willen, die mit einer atheistischen Regierung Freundschaft pflegt, die Interessen des Gottesvolkes, die Interessen des Evangeliums, die Interessen Christi geopfert habt? Stimmt es, daß — wie man den Christen in der UdSSR weismachen will — die Gläubigen im Westen erklären: Viele Gemeinden in Rußland haben durch ihren Ungehorsam gegenüber der atheistischen Obrigkeit in Sachen Gottesdienst Verfolgungen auf sich gezogen, und da müssen sie nun schon selber zusehen —? Stimmt das alles, was die Atheisten den Kirchen einblasen? Wenn nicht, dann geht in die Sowjetgefängnisse und sagt jenen, die um des Evangeliums willen leiden, daß die Genossen Atheisten lügen; sagt ihnen: »Wir sind mit euch, mit Herz und Seele, liebe Gefangene! Wir beten Tag und Nacht für euch!« Eure materielle Hilfe braucht der gläubige Häftling, der auf der Gefängnispritsche im Sterben liegt, nicht, er wartet nur auf ein Wort: »Es ist nicht wahr, was die Gottlosen von uns sagen! Wir beten für euch!« Und mit einem freudigen Lächeln wird der Häftling zu Gott, an die Brust Jesu gehen, wie seinerzeit der Jünger Johannes, und ihm sagen:

»Weißt du, Jesus, die Atheisten lügen, unsere Geschwister im Westen hätten uns verraten. Dabei beten sie ja für uns, zu bestimmten Stunden, jede Woche!«

Und der Herr wird ihm antworten:

»Ich weiß, mein Sohn (oder: meine Tochter), ich höre sie und stärke mein Volk, damit es treu bleibe . . .«

Der Autor phantasiert ja gern! mag da der Leser denken, aber es ist jedenfalls besser für dich, wenn du zu denen gehörst, die für einen Evangelisten wie Stoljarow beten! Und wenn nicht du, so erheben doch Gott sei Dank viele andere Christen im Westen reine Hände zum Gnadenthron für das leidende Gottesvolk. Sogar Ungläubige, die hören, was die Christen in Rußland durchmachen, strecken ihre helfende Hand den Gefangenen und ihren Familien entgegen. Der leidende Christ wird vor dem Throne Gottes jener gedenken, die ihm durch ein herzliches Wort des Trostes, durch Gebete und Gaben standhaft zu bleiben halfen. Wirst du unter ihnen sein? Sonst könntest du, der du dich dein Leben lang Christ nanntest, dich vor verschlossener Tür wiederfinden.

Weshalb hat der Autor die Rede darauf gebracht? Weil an jenem Tag Stoljarow in froher Erregung war . . .

*

Stoljarow hatte durch inoffizielle Kanäle eine Nachricht erhalten, nur ein paar Worte:

»Verzage nicht, lieber Bruder, wir gedenken Dein in Argentinien in unseren Gebetsversammlungen.«

Wie hat Stoljarow heute gestrahlt! Triumphierend und dabei doch zärtlich hat er heute seinem Pritschennachbarn vom wundervollen Christus erzählt, der sich ein Volk aus allen Stämmen und Nationen auserwählt hat! Gott sei Lob und Dank — dieser wunderbare Gott hat ein wunderbares Volk!

Stoljarow stürzte wie ein Sack auf den Erdboden der Baracke: ein Aufseher hatte ihm einen Schlag versetzt; und Stoljarow hatte sich noch nicht erhoben, da beraubte ihn ein Stiefeltritt in die Magengrube sekundenlang jeder Empfindung. Der Nachbar sprang auf und brüllte den Aufseher an:

»Sadist, was tust du mit dem Mann da?!«

Eine ganze Schar von Gefangenen kam zusammen, bereit, sich mit Fäusten auf den Aufseher zu stürzen, um Stoljarow zu verteidigen. Das würde für sie mindestens fünfzehn Jahre Gefängnishaft unter höllischen Bedingungen bedeuten; es könnte aber auch mit der Erschießung all jener enden, die sich für den Christen zur Wehr setzten. Häftlinge verstehen sich zu opfern, ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Freiheit für einen Menschen hinzugeben, der sie liebt. Ein Namenchrist, der seine Haut für die Hölle, fürs Grab aufspart, täte es nicht; einen Gemeinverbrecher indessen vermag eine Ungerechtigkeit zur Tat zu veranlassen.

Noch ehe die Häftlinge aktiv wurden, zog sich der Aufseher vorsichtig zum Ausgang zurück und verschwand. Stoljarow erhob sich schwerfällig; man half ihm auf die Pritsche. Er atmete mühsam — und lächelte. Zärtlich, anziehend lächelte er und sah die Kameraden an:

»Danke, Jungs! Ist gut so. Rührt den Aufseher nicht an. Frauen, Kinder, Eltern warten auf euch. Geht auf eure Pritschen . . . Ich denke, es kommen gleich Soldaten . . .«

Die Gefangenen waren noch nicht alle an ihrem Platz, als schon der Sektionsleiter mit Aufsehern und drei Soldaten in die Baracke kam.

»Was ist hier los?« erkundigte sich der Offizier bei Stoljarow.

»Ich weiß nicht, Bürger Natschalnik«, zuckte dieser die Schultern.

»Er hat wieder Propaganda getrieben, Genosse Leutnant!« sagte der Aufseher böse. »Ich hab's ihm verboten, und da wollten seine Kumpane mich mit Fäusten anfallen!«

»So, so, Stoljarow! Dir reicht der Karzer also nicht, willst uns Verrecken eine Zusatzfrist oder für Sabotage und Desorganisation erschossen werden! Steh auf, du Hund!«

Ohne abzuwarten, packte der Offizier Stoljarow beim Arm und zerzte ihn auf den Korridor. Der Häftling konnte sich auf den Beinen halten, schlug aber mit der Stirn gegen einen Pfosten. Mittels Boxhieben in die Rippen trieb ihn der Aufseher zum Ausgang und in den Karzer. Hier legten sie ihm Handschellen an. Die gleiche Sorte, wie Pjotr sie anderswo kennengelernt hatte! Die Arme auf den Rücken gedreht, die Gelenke in Handschellen, — so ließen die Natschalniki Stoljarow im Korridor des Strafisolators stehen und begaben sich zum Stellvertreter des Koloniefchefs, um zu beraten, was mit dem »Sektierer« weiter geschehen solle. Nach zehn Minuten kam der Aufseher zurück und filzte Stoljarow. Er fand die Notiz, las den Zettel und zischte schadenfreudig:

»So, so, unterhält Verbindung mit dem Ausland! Ausgezeichnet!«

Er ging weg und kam lange nicht zurück. Stoljarows Hände hinter seinem Rücken schwellen an; dann spürte er sie nicht mehr. Aber ein stechender Schmerz in den Handgelenken quälte ihn; er hockte sich bald nieder, bald wand er sich auf dem Betonboden. Die Handschellen quetschten die Handgelenke immer fester zusammen.

Nach zwei Stunden kam der Aufseher zurück und nahm dem bewußtlosen Stoljarow die Handschellen ab; dann brachte er ihn wieder zu sich und führte ihn in die Operative Abteilung. Stoljarows Hände wiesen schwarze Stellen auf und hingen kraftlos herab, er konnte sie nicht bewegen. Das würde vergehen.

Der Major saß am Schreibtisch und hielt die Notiz in Händen.

»Schmerzhaft, wie, Stoljarow? Ich habe angeordnet, Ihnen die Handschellen abzunehmen. Wenn wir hier fertig sind, gehen Sie zum Arzt. Von wem ist dieser Zettel? Sobald Sie mir das erklärt haben, können Sie gehen.«

»Von meiner leiblichen Schwester. Wir wurden während des Krieges voneinander getrennt; sie und ihr Mann kamen

in den Westen, und mich brachte man samt meiner Familie nach Bessarabien, wo ich bis zu meiner ersten Verhaftung gewohnt habe.«

»Woher weiß Ihre Schwester, daß Sie in Haft sind?«

»Offenbar hat ihr meine Frau geschrieben, ich sei nicht zuhause, und wenn ich nicht zuhause bin, muß ich im Gefängnis sein — wo sollte ich denn sonst sein?« lächelte Stoljarow.

»So, so. Sie haben also Verbindung mit dem Ausland?«

»Ja, aber nicht nur das. Ich habe sogar Verbindung mit einem Königreich! Ein Agent von dort tröstet mich stets und gibt mir die Kraft, alles auszuhalten. Ihre Leute arbeiten miserabel und merken nicht, daß ich ein Spion und Geheimdienstler jenes Königreiches bin und daß alle Informationen über Sie, über Ihre Handlungen und Dislokationen Ihrer Kräfte in die Kanzlei des ewig lebenden Königs gelangen!« sagte Stoljarow.

Der Major hörte überrascht zu und sah dann schweigend auf den Häftling. Von einem so ungewöhnlichen Menschen konnte man noch ganz andere Dinge erwarten. Woher hatte er diese Willenskraft?

»Noch etwas, Bürger Natschalnik. Ich bin in ein irdisches Land abgesetzt worden, um gegen das Reich der Finsternis Subversion zu betreiben.«

»Wer hat Ihre Untersuchung geführt, Stoljarow?«

»Das KGB.«

»Hat man Ihre Verbindungen mit dem Ausland festgehalten?« fragte der Major.

»Aber sicher. Sie haben festgehalten, daß ich vom himmlischen Vater mittels des Blutes Jesu Christi, das er auf Golgatha vergossen hat, wiedergeboren bin. Als Spion, Aufklärer und subversiver Agent halte ich mich im Reich der Finsternis auf. Der Herr persönlich, Jesus Christus, hat mich zwecks subversiver Sabotage gegen die Kommunikationen der feindlichen satanischen Macht abgesandt. Ich bin ein Gesandter von der Stadt Gottes, um die Autorität

seines uralten Feindes, des Teufels, zu untergraben. Deshalb strengt sich der Teufel derart an, mich auszuschalten, aber oha . . . Sobald meine Kraft nachläßt, besucht mich der himmlische Agent, der Gott selber gleich ist — der Heilige Geist —, und tröstet mich und stärkt mich geistig. Sie sperren mich in den Karzer, legen mir solche Handschellen an, aber ich liebe und bedaure Sie nach wie vor. Sie führen ja auch nicht Ihren eigenen Willen aus, sondern den Willen Ihres Chefs. Sie sind unglückliche Menschen, weil Ihr Chef Ihnen nicht das ewige Leben anbieten kann, sondern nur ewiges Verderben . . .« sagte Stoljarow.

Der Major hörte ihm nachsichtig zu und sagte, als jener geendet hatte:

»Na gut, gehen Sie! Nach diesen Handschellen können Sie ja nicht nüchtern reden.«

»Danke, Bürger Natschalnik. Ich freue mich schon, nach diesem Handdruck des Teufels etwas auszuruhen. Aber denken Sie daran, daß mein König real ist und Sie sehr liebhat. Wenn Sie beim Teufel in Ungnade fallen, kommen Sie zu mir, und ich stelle Sie meinem König vor, der Sie gewiß nicht abweisen wird. Er gibt Ihnen dann auch Frieden und Seelenruhe, was Sie ja eigentlich entbehren . . .«

»Geh, geh, Stoljarow«, unterbrach ihn der Major.

In der Sektion wurde Stoljarow mit Ausrufen der Freude empfangen. Schon ertönte aber der Zapfenstreich, und er bat die Kameraden, sich schlafen zu legen, denn sonst konnte jeden Augenblick ein Aufseher kommen und ihn beschuldigen, er habe nach dem Zapfenstreich Gefangene um sich geschart und damit das Lagerregime verletzt.

Stoljarow betete lange, kniend. Ein Aufseher machte die Runde und knurrte:

»Der alte Knaster frömmelt wieder!«

Nach dem Gebet streckte sich Stoljarow selig auf seiner Pritsche aus. Die Hände legte er sich vorsichtig auf die Brust.

»Schläfst du, Vater?« hörte er seinen Nachbarn flüstern.

»Nein, Kolja.«

»Diese Kommunisten — ich möchte sie alle eigenhändig erwürgen!« kam es böse vom Nachbarn.

»Rede nicht so, mein Junge. Das Böse läßt sich nicht durch Böses überwinden. Das ist nicht Christi Linie für die Rettung des Menschengeschlechts von den dämonischen Mächten. Was können denn die Kommunisten dafür? Es hängt doch nichts von ihnen ab! Verstehst du, Kolja, der Teufel sieht schon sein Ende nahen. Er ist in Agonie. Er strengt sich vergeblich an, seine Macht über diese Erde zu behalten, darum heckt er auch alle möglichen Maßnahmen gegen Christus aus. Er kann sich in etwa vorstellen, wie das Reich Christi aussehen wird, und versucht dem Gottessohn zuzukommen und selber zu erbauen, was Gott plant. Aber ein solches Reich zu bauen ist er außerstande, denn er ist ein Menschenmörder von Anfang an. Es macht keinen Unterschied, wie seine Gefolgsleute sich nennen. Tatsache ist, daß sie alle zutiefst unglücklich sind und daß man ihnen helfen muß, sich an Jesus Christus zu wenden. Wie viel haben die Menschen unter Anarchisten, allerhand Demokraten, Kapitalisten usw. durchmachen müssen, Kolja, die nicht auf Gottes Wegen gingen. Und wenn die Kommunisten von der Arena abträten, würde der Teufel — solange er noch nicht endgültig geschlagen ist — ohne Mühe einen anderen Namen und eine andere Färbung für seine Gefolgschaft finden. Daher tu Buße über deine Wut, Kolja. Schrecklich ist der Teufel selber, dem es unterschiedenen Widerstand zu leisten gilt, wenn er uns zu einer Sünde verlocken will. — Unser Kampf richtet sich nicht gegen politische Systeme, sondern gegen die Geister des Bösen. Nur *eine* Art von Zorn ist dem Christen erlaubt — der Zorn gegen die Sünde.«

»Vergib, Vater, ich hatte anders gedacht.«

»Gott vergibt dir, Junge. Nun aber — gute Nacht! Meine Hände tun ganz schön weh. Morgen ist Samstag, da können sie mich wieder in den Karzer sperren. Schlaf, Junge!«

Freude und Rührung überkamen Stoljarow, als er diesen jungen Mann seinen Sohn nannte. Sein Anton stand in der Armee vor Gericht, und Gott ließ ihn nun für andere Söhne sorgen.

Am Morgen ging Stoljarow nicht zur Arbeit. Beim Appell rief man ihn nicht, auch nicht danach, und er wunderte sich. Bis zum Mittagessen saß er angekleidet auf seiner Pritsche und wartete darauf, in den Karzer gesteckt zu werden.

Am Abend ließ ihn der Sektionsleiter kommen und erklärte ihm, seine Einweisung in — die Baracke mit verschärftem Regime werde vorbereitet. Wie gewohnt, bedankte sich Stoljarow für die Aufmerksamkeit, welche die Administration seiner Wenigkeit widmete. Der Offizier jagte ihn wütend aus dem Büro.

Und Stoljarow bereitete sich auf eine stille und friedliche Sonntagsruhe vor. Diesmal bekam er sie.

*

In der wattierten Jacke, mit seinem Napf und Löffel in der Hand, wartete Stoljarow darauf, in die Baracke mit verschärftem Regime geführt zu werden. Die Leute von seiner Brigade kamen, um Abschied zu nehmen. Immerhin würden sie ihren Kameraden sechs Monate lang nicht sehen. Vor der Brigadenbaracke wartete der Aufseher.

»Ohren steif, Stoljarow!« tröstete Kassenkow. »Gott wird dich nicht den Schweinen ausliefern, sie werden dich nicht auffressen; und wenn sie's trotzdem versuchen, mögen sie — gebe Gott — dran ersticken.«

»Ich will dir . . .« drohte der Aufseher.

»Was willst du mir, Natschalnik? Mich mit Stoljarow zusammen in den Bunker stecken? Mit ihm gehe ich überall hin!« hänselte der Häftling seinen Aufseher.

»Genug, du kommst sowieso nicht zu spät ins Jenseits«, sagte jener gutmütig, indem er sich mit Stoljarow entfernte. Unter den Aufsehern sind auch Männer, die das Menschliche noch nicht verloren haben.

Von diesem Tag an sollte Stoljarow noch kärglicher zu essen bekommen und in einem Steinbruch arbeiten.

In der Strafbaracke saßen acht Häftlinge und spielten Karten, die flugs versteckt wurden, als der Aufseher mit Stoljarow hereinkam. Er bemerkte aber etwas und fragte drohend:

»Wird da wieder gepokert?«

»Aber woher denn, Natschalnik! Hast du noch alle beisammen? Woher sollten wir denn Karten haben?« sagte der Kleinste mit Unschuldsmiene.

»Schön, wenn ich sie jetzt finde, kommt ihr alle auf fünfzehn Tage in den Karzer.«

»Hör auf, Chef, fünfzehn Tage! Da, suche!« hielt ihm der Kleine herausfordernd seine Taschen hin.

Der Aufseher filzte ihn sorgfältig, dann kamen die übrigen Sträflinge an die Reihe, dann die Pritschen, aber er fand nichts. Verärgert spuckte der Aufseher aus und ging.

»Chef, vergiß nicht zu heizen, wir sind schon ganz durchgefroren!« rief ihm ein Häftling nach, aber jener hörte ihn schon nicht mehr.

Stoljarow war natürlich nicht untersucht worden, denn erstens war er ja erst mit dem Aufseher in die Zelle gekommen, und zweitens spielen Gläubige sowieso nicht Karten. Nun war er dabei, auf der Pritsche seine dünne Matratze auszubreiten, als ihn einer ansprach:

»Karten her, Alter!«

»Was für Karten?«

»Ja was für Karten?« äffte ihn der Kleine nach. »Sackt unsere Karten ein und tut noch unschuldig!«

»Jungs, bitte, macht euch nicht lustig!« bat Stoljarow.

»Allen Ernstes — in der linken Tasche deiner Jacke sind unsere Karten. Gib her!«

Stoljarow fuhr in die Tasche und blinzelte seine neuen Haftgenossen verwundert an.

»Hier damit!« forderten die Sträflinge. »Bis zum Abendappell langt's noch für zwei Runden.«

Schweigend reichte ihnen Stoljarow das Päcklein und sah ganz geschlagen drein.

»Mach dir nichts draus, Alter, wir legen dich nicht mehr herein!« redete ihm der Kleine zu.

Sie rückten ihre Matratzen zusammen, um ihm Platz zu machen, und spielten dann weiter, hie und da einen Blick in Richtung Tür werfend.

Stoljarow kniete auf seiner Matratze hin und begann zu beten.

»Ruhe, Kollegen! Der Alte betet!« befahl der Kleine.

Und sie waren tatsächlich mäuschenstill, bis er geendet hatte. Dann warf der Kleine die Karten hin und bat:

»Erzähl uns was von Gott, Papascha!«

»Was soll ich euch denn erzählen?«

»Wie kannst du fünfzehn Tage lang fasten, kein Krümelchen essen? Wie kannst du von diesem Gott so überzeugt sein? Sag einfach alles, was du weißt.«

Das Gespräch zog sich bis nach Mitternacht hin.

✱

»Kommt ihr arbeiten?« wandte sich der Strafbaracken-Chef an die Sträflinge.

Sie wurden gewöhnlich nur dann in den Steinbruch geführt, wenn genügend Begleitsoldaten zur Verfügung standen. Manchmal klappte es mit der Einteilung nicht, und dann ließ man die Sträflinge in der Baracke.

»Lieber nicht, Natschalnik, es lockt uns nicht!« gab der Kleine zurück. »Gestern hat man unsern Ofen nicht ge-

heizt, vor lauter Kälte war an Schlafen nicht zu denken, und jetzt sollen wir noch pickeln gehen? Das denn doch nicht. Wir beschweren uns beim Chef, da kriegt ihr auch mal was ab!«

»Wie das — nicht geheizt?« wunderte sich der Offizier.
»Es wurde vorschriftsgemäß geheizt!«

»Überhaupt nicht geheizt wurde, Natschalnik, und aus Protest gehen wir heute nicht arbeiten!«

Der Offizier schloß die Tür hinter sich. Wenn Begleitposten dagewesen wären, hätte ja niemand gefragt, ob sie Lust zum Arbeiten hatten; das wußten alle, und sie brachten bei der Gelegenheit den Protest wegen der Heizung an.

Da erschien der diensthabende Häftling mit dem Brot. Stoljarow brach seine 500 Gramm in drei gleiche Stücke. Dann kam die Suppe — der Aufseher persönlich verteilte sie! So etwas vertraut die Verwaltung nicht dem Diensthabenden an. Der Koch, ebenfalls ein Gefangener, könnte auf die Idee kommen, den Sträflingen lauter Dickes in ihren Eimer zu schöpfen, was gänzlich unzulässig wäre, steht ihnen doch laut Reglement nur Wassersuppe zu. Allerdings war es einmal geschehen, als ein Korrespondent der »Komsomolskaja Prawda« eine Besserungsarbeitskolonie mit verschärftem Regime besucht hatte — an jenem Tag hatte es zu Mittag einen solchen zünftigen Borschtsch, mit ganzen Fleischstücken, gegeben, wie ihn die Häftlinge auch in Freiheit nie gegessen hatten. Aber dafür löffelten sie danach zwei Wochen lang Suppe ohne eine Spur von Fett und verfluchten den Journalisten, der sehr beeindruckt das Leben des sowjetischen Strafgefangenen beschrieb und fast gar noch verlangte, man dürfe den Abschaum der Gesellschaft nicht so übertrieben verköstigen . . . Die Lageroffiziere lachten schadenfreudig, wie die Kinder in Rußland singen:

»Wir haben ihn erwischt! Wir haben ihn erwischt!«

Stoljarow verteilte seinen Schlag Wassersuppe unter die andern. Dann aß er langsam eine seiner Brotrationen und

trank Heißwasser dazu. (Seine Denomination mied Schweinefleisch aus religiösen Gründen, und es konnte eine Spur Schweinefett in der Suppe sein.)

»Papascha, erklär mal, warum du keine Suppe ißt«, sagte der Kleine.

Da erzählte ihnen Stoljarow von Daniel, von der symbolischen Bedeutung für Gläubige, sich rein zu halten.

Als das nächste Mal die Klappe in der Tür aufging, rief der Aufseher Stoljarow zu sich und reichte ihm ein paar Heringe.

»Nimm das, Alter! Du ißt ja doch keine Suppe.«

»Danke, Natschalnik!«

»Es ist ein Brief von deiner Frau gekommen, Stoljarow. Deinen Sohn hat man für die Weigerung, den Fahneid zu leisten, zu drei Jahren Freiheitsentzug in einer Besserungsarbeitskolonie mit allgemeinem Regime verurteilt . . .«

Das Fensterchen klappte zu.

Langsam ging Stoljarow auf seinen Platz zurück und hing traurigen Gedanken nach. Er wußte, daß es seinem Sohn in Gefangenschaft nicht leicht werden würde. Anton war ein eifriger Jünger Jesu, und wenn er wie der Vater oft in den Karzer käme, würde der Junge doch viel brauchen, um standzuhalten . . .

Als die Zellenkameraden fertig gegessen und ihre Schüsseln gespült hatten, setzte sich der Kleine neben Stoljarow:

»Laß doch nicht den Kopf hängen, Papascha! Hör lieber zu, wie es mir in meinem Elendsleben ergangen ist. Mein Alter ist 1941 an die Front gefahren und hat irgendwo vor Moskau ins Gras gebissen. Die Mutter hat uns fünf Kinder gehabt. Als die Meldung kam, er sei gefallen, da ist sie krank geworden. Rein nichts zu essen da für die junge Brut. Da habe ich als Ältester, zehn Jahre war ich alt, mich einer Bande angeschlossen, und wir sind stehlen gegangen. Einmal hat man mich halt erwischt. Zu zehn Jahren hat man mich verknastet. Es war nicht direkt eine Kolonie,

eine Art Waisenhaus eher. In diesen Anstalten habe ich mir eine Frist nach der andern dazuverdient. Gefüttert wurden wir damals miserabel, es war ja auch Krieg. Seither habe ich von meiner Mutter und den jüngeren Geschwistern rein nichts mehr gehört, schon bald zwanzig Jahre. Ich hab's in der Freiheit jeweils nie bis zu ihnen gebracht . . . Im Sonderlager hatte ich einen Kollegen, ein Stück älter als ich. Zusammen heckten wir einen Fluchtplan aus. Er hatte schon fünfzehn Jahre Knast geschoben, und weiß Gott, wieviel er noch vor sich hatte. Die Lager und Transporte hingen uns greulich zum Hals heraus. Wir schafften es, von der Arbeitszone zu verschwinden. Aber bald waren uns Soldaten mit Hunden auf den Fersen. Mein Freund wollte sich nicht lebendig ergeben, sie haben ihn erschossen. Ich ergab mich. Die Soldaten verprügelten mich, und bis sie mich in der Zone zurückhatten, war kein heiler Fleck mehr an mir. Rein wie ein Stück rohes Fleisch. Sie warfen mich so in den Karzer — krepier! Du weißt ja selber, was sie mit denen anfangen, die zu fliehen versuchen: bringen sie um oder schlagen einen halbtot, daß man danach sein Leben lang für Medikamente arbeitet. Einen Monat lang lag ich so herum, hätte nicht gedacht, daß ich's überstehe, aber wie du siehst, ist Gott gnädig gewesen . . . Sie hatten mir bloß ein paar Rippen gebrochen, ist alles wieder zusammengewachsen, wie bei einem Hund . . .

Und mit jenem Kollegen, weißt du, was da geschah? Der eigene Sohn erschöß ihn. Die Mutter hatte diesem nie gesagt, daß ihr erster Mann hinter Gittern sei. Da aber erfuhr der Junge es wegen des Namens und anderer Details, daß er sein Vorfahr gewesen war. Nun, er kriegte seine zehn Tage Urlaub für den Volltreffer. Das Mütterchen samt Stiefvater empfangen ihn: der Sohn ist zu Besuch! Er soff an jenem Abend mit dem Stiefvater zur Feier des Tages und fragt die Mutter: ›Weißt du, wofür ich Urlaub gekriegt habe?‹ ›Für ausgezeichneten Dienst wohl.‹

›Nein, Mutter!‹ sagt der Sohn und funkelt gefährlich mit den Augen. ›Weil ich in der Kolonie den eigenen Vater bewachen mußte und bei einem Fluchtversuch erschossen hab.‹ Zieht ein finnisches Messer raus und sticht sich's ins Herz. Die Mutter fällt in Ohnmacht, der Stiefvater läuft auf die Polizei. Nachher stellen sie fest, daß es das Messer seines Vaters gewesen war, das dieser sich selber geschliffen hatte am Arbeitsplatz neben mir; er arbeitete als Dreher. Auf dem Messer hatte er seinen Namen und den seines Sohnes sowie dessen Geburtsdatum eingraviert. Der Junge wurde zusammen mit der Mutter beerdigt; sie war am Herzschlag gestorben. Wir haben's im Knast erfahren . . .

Du leidest wegen deines Christus, du hast einen Sinn im Leben, aber wir? Wir haben nichts. Warten ungeduldig auf die Entlassung, um mal wieder gehörig zu saufen, Weiber zu haben — und dann erwartet uns der Rückweg hierher. Dein Sohn dagegen geht den gleichen Weg wie du. Freu dich doch, daß du so einen Sohn hast! Er wird nicht stehlen, nicht töten, keinem Menschen was zuleide tun. Für die Wahrheit, für seinen Gott kann einer ja auch leiden. Wogegen ich rein nichts habe«, sagte der Kleine ganz verloren.

Seine tröstenden Worte gingen Stoljarow besonders nahe. Er hatte nun seinerseits Trost zu geben.

Arbeiten brauchten sie an jenem Tag nicht. Der Kleine rührte aber keine Karten mehr an.

Arbeit, Freizeit, neue Brüder

Der Mensch gewöhnt sich an alles. Pjotr hatte dieses Axiom schon lange übernommen, aber immer Schwierigkeiten gehabt, *bis* er das Neue gewohnt war. Als er mit den andern zusammen anfang, die Wolle von den Schaffellen

zu scheren, welche man ihnen aus dem Fleischkombinat lieferte, schien es ihm, er könne dieses Handwerk nie erlernen. Die Schere gehorchte seinen Händen nicht: einmal fuhr sie in die Wolle, dann wieder in seine einzige Arrestantenhose, dann schrie er fast laut heraus, weil er sich in die linke Hand gestochen hatte . . . Er konnte die Wunde nicht behandeln, runzelte die Stirn vor Schmerz, scherte indessen weiter. Die alten Hasen lachen die Neulinge immer aus, beruhigen sie aber auch: Bei uns ist es am Anfang nicht besser gegangen, ihr lernt es ebenfalls!

Im Winter wurden die Felle in einer ungeheizten Halle geschert, in der jede Brigade ihren Platz belegte. Die Administration hatte offenbar vorgesehen, daß die Häftlinge am Boden arbeiteten, denn es gab weder Bänke noch Tische. Einige Häftlinge hockten auf Ballen von Häuten, andere hatten in der Sägemühle ein paar Bretter und Klötze organisiert und thronten nun auf ihren Bänken, an die sie keinen heranließen. Der Tschetschene Dikkij holte Pjotr neben sich auf seine Bank und brachte ihm das Scheren bei.

In der Halle war die Luft so voller Staub, daß Pjotr anfänglich unablässig niesen mußte; aber das gab sich. Er gewöhnte sich auch an den Geruch des Kreolins und der übrigen ekligen Sachen und verstand schließlich nicht mehr, weshalb seine Freunde von der Baubrigade und aus der Sägemühle sich die Nase zuhielten und ein Mal ums andere niesten, wenn sie ihn hier besuchen kamen. Winzige Wollbüschelchen flogen in der Luft herum, und es war ulkig zu beobachten, wie sie plötzlich in der Nase des Nachbarn verschwanden.

Die Wolle wurde bei Schichtende dem Abnahmebeamten abgeliefert, der das Gewicht notierte und die Unterlagen in die Buchhaltung weiterreichte. Wer weniger als 40 Prozent der Norm schaffte, wurde einen Tag auf kleinere Eßration gesetzt und erhielt nur noch 500 Gramm Brot anstelle der üblichen 700 Gramm samt Wassersuppe.

Wenn die Lastwagen mit den Fellen ankamen, gab es unvorstellbare Szenen. Die Häftlinge stürzten sich wie ein Schwarm Bienen auf die Ballen und zerrten sich die besten Stücke weg, was gewöhnlich mit einem Handgemenge endete. Bei jedem Schaf wächst die Wolle wieder anders, und es kam auch noch sehr darauf an, wann man es lebend zum letzten Mal geschoren hatte. Wenn aus dem Fleischkombinat Felle mit langer Wolle kamen, dann Vorsicht! Mische dich lieber nicht in dieses Knäuel, könntest zertrampelt werden, bestenfalls bricht man dir bloß die Nase . . .

So arbeiteten sie also zum Nutzen des Staates und zur eigenen Besserung.

*

Den freien Tag benutzt der Häftling für persönliche Dinge: er wäscht, stopft und flickt. Wenn ihm das Recht auf Korrespondenz zusteht, schreibt er an diesem Tag Briefe. Bei strengem Regime darf er monatlich zwei Briefe absenden, an denen er aber lange herumfeilt, damit die Zensur nichts zu beanstanden finde. An sich gehen den Zensor ja deine privaten Interessen nichts an, aber er hat halt seine Instruktion: den und den Inhalt durchlassen; das und das Verdächtige an die Operative Abteilung weiterleiten zwecks näherer Untersuchung. Wenn ein Gläubiger einen Brief in die Freiheit schickt, der das Wort »Gott« enthält, wird ein solcher Brief lange, sehr lange »untersucht«. Pjotr schreibt seiner Mutter:

»Liebe Mama!

Ich bitte Dich — um Gottes willen, mach Dir keine Sorgen um mich. Gott wacht über mich, Gott nährt mich, Gott gibt mir Gesundheit . . .«

Man lädt ihn in die Operative Abteilung vor, und der Major hält ihm einen Vortrag:

Weshalb er die Sowjetwirklichkeit verleumde?

»Ist es denn etwa Gott, der über dich wacht? Wir bieten junge und starke Jugendliche in die Reihen der Sowjetarmee auf, die mit Maschinengewehren in der Hand Tag und Nacht auf Wachttürmen stehen und über euch wachen, und da geht einer hin und schreibt, Gott wache über ihn. Absurd! Verleumdung! Und Gott ernährt dich, was?! Nicht lügen — das darf doch ein Gläubiger nicht?! Als ob nicht der Chef der Kolonie dafür sorgte, daß man euch vorschriftsgemäß ernährt! Daß ihr die vorgeschriebene Menge an Kalorien bekommt! Und Gott gibt euch Gesundheit? Ohne unsere Sanitätsabteilung wärt ihr alle schon längst krepieret. Man muß doch auch ein Gewissen haben.«

Als der Major das sagte, griff Pjotr nach seinem linken Arm, der stark schmerzte; er hatte dort Geschwülste.

Man ließ Pjotrs Brief nicht durch. Er schreibt einen andern:

»Liebe Mutter!

Ich weiß, Du machst Dir Sorgen um mich, aber bitte, tu's nicht. Es geht uns recht. Der Chef der Operativen Abteilung sagte, wir leben hier wie im Kommunismus. Wenn Du wüßtest, wie gut wir's im Kommunismus haben! Um unsere kommunistische Gesellschaft läuft ein Holzzaun mit ein paar Reihen Stacheldraht oben drüber. Innerhalb geht rundum eine verbotene Zone, und außen herum sind mehrere solcher Zonen, wo wir nicht hingehören. In den Ecken unserer rechteckigen Wohnzone stehen Wachtürme, auf denen sozialistische Soldaten mit Maschinengewehren stehen. Sie sind berufen, unsere Sicherheit gegenüber einem imperialistischen Einfall zu gewährleisten. Außen herum wird die Zone von riesigen grauen Deutschen Schäferhunden bewacht, so groß wie einjährige Kälber bei uns in der Sowchose. Sie bewachen uns, damit der Imperialismus keine Spione und subversive Agenten gegen den Kommunismus bei uns einschleusen kann.

Der Chef der Kolonie füttert uns mit dem Löffel — am Morgen gibt's Suppe aus H₂O plus ein bißchen Hafergrütze oder Graupen, und manchmal stellt man sogar fest, daß in der Suppe Fische geschwommen waren, nur leider müssen Hechte mitgeschwommen sein, die alles Fleisch abgenagt und den Ärmsten nur noch die Gräten gelassen haben. Ich bin einmal fast an einer Gräte erstickt; der Chef der Abteilung sagte aber, das mache nichts — davon sei meine Kehle weiter geworden, und da verliere ich in Zukunft weniger Zeit mit dem Essen: ohne zu kauen könne ich jetzt das Mittagessen auf einmal hinunterschlingen, und im Laufschrift wieder an die Arbeit!

Zum Mittagessen gibt es ein Menü, daß einem beim Drandenken das Wasser im Munde zusammenläuft. Kräftigen russischen Borschtsch mit Fleisch, von dem sich die Vögel und die Japaner nähren — wie ich gelesen habe, verpeisen diese Regenwürmer . . . eine Delikatesse! In unserem Borschtsch schwimmen Kohlwürmer, die den Fleisch- und Fettanteil an der Suppe decken. Danach gibt es Graupen oder Gerste oder den von allen heiß geliebten Pferdereis, nämlich Haferbrei.

Meine Gesundheit ist bestens, unser Arzt hat mich untersucht und gesagt, ich sei gesund wie ein Ochse. Ich sagte, der linke Arm tue mir weh. Er lachte und hieß mich den Mund öffnen. Ich gehorchte. Er zählte meine Zähne und sagte: »Sie sind gesund wie ein Zuchthengst!«

Also denn, meine Lieben, wenn Ihr es schwer habt unter dem Sozialismus, so baut Euch doch den Kommunismus! Na, jeder wie er kann . . .«

Diesmal lud der Chef der Kolonie Pjotr vor, und auch die Stellvertreter, darunter der Chef der Operativen Abteilung, waren zugegen. Einer hielt seinen Brief in Händen, den sie offenbar soeben angehört hatten. Außer dem Major schienen alle Offiziere ausgesprochen gut gelaunt zu sein.

»Pjotr, wir haben Ihren Brief gelesen und wundern uns schon sehr, warum Sie die Kolonie in solchen Einzelheiten beschreiben!« sagte der Oberstleutnant.

Der junge Häftling sah auf den Chef der Operativen Abteilung und antwortete:

»Ich hatte zuvor geschrieben, Mama solle sich nicht um mich sorgen, weil Gott über mich wacht, mich ernährt und mir Gesundheit schenkt. Dem Major gefiel das nicht, er sagte mir: ›Ihr lebt hier wie im Kommunismus, und zu schreiben, daß Gott über euch wacht, ist mindestens kriminell!‹ Er hat mir dann aufgezählt, daß uns die Soldaten bewachen, daß uns der Chef der Sanitätsabteilung unsere Gesundheit gewährleistet. Das habe ich jetzt nach Hause geschrieben, damit Mutter sich nicht um mich zu sorgen braucht und auch eine Vorstellung vom Kommunismus gewinnt. Im Sozialismus haben sie ja keine Ahnung, wie wir hier im Kommunismus leben.«

»Sie haben in der Volksuniversität Marxismus-Leninismus studiert. Hat man's Ihnen dort etwa so beigebracht?« fragte der Politvize.

»Eben nicht. Aber was ist meine politische Bildung im Vergleich mit der Bildung des Majors? Nichts! Darum habe ich darauf gehört, was er sagte, und wenn er mit seiner Autorität feststellt, wir lebten in der Kolonie wie im Kommunismus, dann wird er doch wissen, was er sagt. Das haben Sie doch gesagt, Bürger Major?« fragte Pjotr.

Der Major schwieg verärgert, und Pjotr fuhr fort:

»Ich glaube an Gott, und meine Mutter läßt sich vom Herrn trösten. Darum wollte ich sie auf Gott hinweisen, doch der Major hat mir's verboten und verlangt, daß ich sie mit dem ›Kommunismus‹, in dem ich angeblich lebe, trösten solle. Da habe ich natürlich in meinem Brief nicht meine theoretischen Kenntnisse, sondern die praktischen angewandt.«

Der Oberstleutnant gluckste plötzlich und brach dann in Lachen aus. Pjotr schaute ihn überrascht an. Während der Major böse auf den Häftling starrte, schlossen sich der Politvize, der Leiter der Sanitätsabteilung und die andern Stellvertreter mit Lachen ihrem Chef an. Dieser beruhigte sich als erster wieder und entschied:

»Na, in Zukunft beruhige deine Mutter gescheiter mit Gott, wenn sie auch so eine Fromme ist, und laß den Kommunismus beiseite.«

»Können meine Glaubensbrüder ihre Frauen auch mit Gott trösten, oder müssen sie über den Kommunismus schreiben?«

»Sollen sie für sich selber sprechen!« brummte der Major. »Will noch den Fürsprecher spielen! Marsch an die Arbeit!«

»Danke. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie zur Überzeugung gekommen sind, daß Gott ein viel besserer Trost ist für die Völker als der Kommunismus. Ich nehme an, daß Sie bald auch zum Schluß gelangen, daß die Nachfolger des lebendigen Gottes eine viel bessere Zukunft erwartet als die Nachfolger des Kommunismus. Glauben Sie mir, ich kenne mich in der Theorie des Kommunismus und in der Praxis des lebendigen Gottes nicht schlecht aus. Also nochmals: danke!«

Pjotr sah, wie die Offiziere Blicke wechselten und der Politvize sich die Lippen befeuchtete. Er eilte zum Ausgang. Sie konnten sich's plötzlich anders überlegen!

Sogleich lief er zu Nikanor, Trofim und Kostja, um ihnen das Ergebnis der Vorladung mitzuteilen. Als sie sich danach darüber unterhielten, *wie* Christus durch den Glauben beim Christen Wohnung nimmt, kam der Chef der Operativen Abteilung mit dem Sektionsleiter in die Baracke. Sie sprachen über Pjotr, und als sie die Gläubigen beisammen sahen, schnarrte der Major:

»Dieser Junge ist der ärgste Gauner von den drei Baptisten.«

Pjotr biß sich auf die Lippe, als er diesen Kommentar hörte. Aber immerhin durfte er von nun an über Gott schreiben, soviel er mochte!

*

Einst, gegen Mittag, kam der Brigadeleiter zu Pjotr und flüsterte ihm zu:

»Es ist ein Transport aus Südkasachstan eingetroffen, da ist einer von euren Gläubigen darunter. Willst ihn sehen?«

»Sehr gern!«

»Ich bringe dich in die Wohnzone, ich mache es gleich mit dem Aufseher ab. Er ist ganz anständig mir gegenüber. Komm in etwa fünf Minuten zum Tor.«

Der Brigadeleiter entfernte sich; Pjotr legte sein Fell beiseite und wartete ein paar Minuten. Dann ging er zum Tor und wurde ohne weiteres durchgelassen.

Die Arbeitszone war ja durch hohe Zäune aus Schalbrettern von der Wohnzone getrennt, mit mehreren Reihen Stacheldraht oben drüber, damit die Häftlinge nicht blau machen und von der Arbeitszone in ihre Baracken abhauen konnten. Vor der Arbeit mußten sie jeweils in Fünferkolonne antreten, und am Tor zur Arbeitszone wurden sie sorgfältig gezählt . . .

Wie Pjotr sich freute! Und jetzt war nicht allein der Frühling daran schuld, daß Liebesgefühle zu allem und jedem sein Herz erfüllten. Wie in der Kindheit sprang er über kleine Pfützen, als er in die Materialausgabe lief. Eine Gruppe von Häftlingen stand da und wartete darauf, in Sträflingsmontur eingekleidet zu werden. Der Mann, den Pjotr suchte, war schon fertig und hatte bereits sein Bettzeug erhalten. Pjotr wartete, bis die Quittung unterschrieben war, nahm dann Matratze und Kissen, der Neue das übrige Zeug, und so gingen sie in dessen Sektion. Beide stellten zunächst keine Fragen, sie machten sich erst in der Baracke bekannt. Der Neue hieß Semjon. Er war nicht

eben gutaussehend, aber sein Blick und die Art seines Umgangs zogen die Leute an, man mußte ihn einfach lieben. Sein innerer Charme und seine Wärme fesselten Pjotr sofort.

Sie konnten aber nicht zusammen reden. Der für das Regime verantwortliche Offizier und der Sektionsleiter stöberten Pjotr auf und jagten ihn an die Arbeit. Es würde genau untersucht werden, wie er überhaupt in die Wohnzone geraten war, und die Schuldigen würde man bestrafen . . .

Am Abend meldete Pjotr den Freunden, es sei noch ein Gläubiger in die Zone gekommen, aus der Wahren Orthodoxen Kirche, und schlug vor, ihn gemeinsam begrüßen zu gehen. Kostja runzelte die Stirn:

»Aber wenn er doch orthodox ist!«

Pjotr wurde verlegen. Wie konnte Kostja so auf Semjons Zugehörigkeit zu einer anderen Denomination reagieren? Da kam Nikanor herüber, dem Pjotr auch vom Neuen erzählt hatte. Er wurde um seine Meinung gebeten.

»Ja, Brüder, nicht jener ist ein Jude, der nach den äußerlichen Kennzeichen so aussieht, sondern der innerlich Jude ist. Ich bin während meiner ersten Frist wahren Gläubigen unter den Orthodoxen begegnet, deren Leben sittlich um vieles höher war als das mancher Baptisten und Pfingstler.«

»Aber sie sind doch nicht wiedergeborene Christen!« protestierte Kostja.

»Das bestreite ich nicht, eine große Zahl unter ihnen sind nicht wiedergeboren. Aber jene, die ich kennenlernte, waren Christus ergeben. Die meisten halten es nicht für eine Sünde, an Feiertagen ein wenig Wein zu trinken. Das wird ja in der Bibel auch nicht direkt verboten. Was die Ikonen, Kreuze usw. anbelangt, so haben sie es halt so gelernt. Können wir die Mitglieder unserer Gemeinden nicht auch so manches Falsche lehren aus mangelhafter Kenntnis der Lehre Christi? Jeder verhält sich eben gemäß

dem, was ihm aufgeschlossen worden ist«, sagte Nikanor.

»Wenn sie auch nur *ein wenig* Wein trinken, dann will ich nichts mit ihnen zu tun haben!« erklärte Trofim kategorisch.

Nikanor lächelte betreten und sagte:

»Und was ist dann mit der Mahnung des Apostels Paulus an Timotheus, in seinem ersten Brief, Kapitel 5, er solle etwas Wein zu sich nehmen? Und weißt du — Spurgeon, der berühmte englische Baptistenprediger, hat geraucht, und du bist doch so begeistert von seinen Predigten, besser gesagt, warst es in Freiheit. Er hat bis zu einem bestimmten Moment geraucht, und Gott hat durch ihn gleichwohl wunderbaren Segen gewirkt. War er etwa nicht vom Heiligen Geist? Oder warum hat der Heilige Geist, während er durch Spurgeon viele Seelen zu Christus bekehrte, manches vor ihm verborgen, so auch den Punkt des Rauchens? Das sagt noch keineswegs, daß er deshalb nicht von Gott war. Als ihm dann der Herr plötzlich die Erleuchtung schenkte, daß das Rauchen eine Sünde gegen seinen Körper sei, da hat Spurgeon, soweit ich informiert bin, das Rauchen sofort eingestellt. Das ist für uns kein Anlaß, nun zu rauchen oder zu trinken anzufangen, aber wir haben jene nicht für etwas zu richten, was ihrem Verständnis noch verborgen ist. Ihr könnt sicher sein, daß ein wahrhaft Gläubiger aus der Orthodoxie, wenn er einsieht, daß das eine oder andere Sünde ist und Gott betrübt, dann um seines Herrn willen jedes beliebige Opfer auf sich nimmt. Ich kenne Semjon noch nicht, aber jene, die ich nach dem Krieg in den Lagern kennenlernte, waren aufrichtige Christen«, schloß Nikanor.

»Was uns rettet, ist nicht unsere Zugehörigkeit zu einer Freikirche, sondern nur jene, die reinen Herzens sind, werden Gott schauen. Ein Axiom für alle Christen«, resümierte Pjotr.

»Amen!« sagten die Freunde, und sie begaben sich zusammen zu Semjon.

Er stand zwischen zwei Pritschen, mit dem Rücken zu ihnen, in Gebet versunken. Sie staunten, daß er sich nicht bekreuzigte, sondern stehend, mit gefalteten Händen, betete. Dann sah er zu den Besuchern hinüber und verbeugte sich tief vor ihnen. Nikanor reichte ihm die Hand und stellte sich vor, danach die übrigen Brüder. Sie beschlossen, im »Kollektiv« Tee zu trinken. Man rief Grischa, der im Lager zum Glauben gekommen war, und jeder ging nachsehen, ob in seinem Schränkchen nicht noch ein Stück trockenen Brotes zu finden wäre. Ungestört verbrachten sie einen wundervollen Abend. Semjon erzählte aus seinem Leben, berichtete, wie man ihn mit seiner Schwester zusammen verhaftet hatte. Sie wurde zu drei und er zu fünf Jahren Freiheitsentzug verurteilt.

Pjotr freudete sich gleich zu Beginn sehr mit Semjon an, und dieser sollte noch eine große Rolle spielen im Leben des jungen Bruders.

✱

Lapin wurde einige Zeit nach Semjon in die Kolonie eingeliefert. Er kam in Pjotrs Sektion. Der Leiter wollte ihn zwar nicht übernehmen, nachdem er die Personalakte des Neuen eingesehen hatte: dieser war schon alt und arbeitsunfähig, und er hatte sowieso genug an *einem* Gläubigen.

»Nein! Genosse Major, überreden Sie mich nicht, stecken Sie diesen Lapin in die Invaliden-Sektion!«

Doch der Chef der Operativen Abteilung flüsterte ihm verschwörerisch ins Ohr, so daß es der Arbeitszuteiler — ein Gefangener — nicht hören konnte:

»Dein Religiöser ist doch Baptist, und dieser Neue ein Adventist. kapiert du? Es wird keine Woche vergehen, und die beiden liegen sich in den Haaren. So können wir den Jungen außer Gefecht setzen, und er wird sich von seinem Glauben lossagen, das garantiere ich!«

Der Leutnant überlegte und war schließlich einverstanden, Lapin in die Brigade einzuteilen, in der Pjotr arbeitete; er würde zusehen, wie sie sich in die Wolle gerieten! Zufrieden klopfte ihm der Major auf die Schulter und sagte vertraulich:

»Du wirst sehen, sie bekommen unfehlbar Streit, und da haben wir keine Sorgen mehr mit ihrer Umerziehung. Der ›Säugling‹ wird den Alten und die ganze Religion mehr als satt bekommen!«

Der Leutnant grinste und wandte sich an Lapin, der auf weitere Anordnungen wartete:

»Na denn, Lapin, Gott werden wir hier hoffentlich vergessen! Komm in meine Sektion.«

Lapin seufzte tief und trippelte hinter dem jungen, energischen Offizier her. Unterwegs dachte er: Eure Hoffnung, Bürger Atheisten, wird allerdings zuschanden werden: »Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?«

»Das reine Mönchshospiz haben sie in der Kolonie aufgezogen«, brummelte der Sektionsleiter. »Baptisten, Pfingstler, Orthodoxe, nun auch noch ein Adventist. Eine Schweinerei ist das!«

Der Offizier schimpfte absichtlich so laut, daß Lapin ihn hören konnte. Er wollte sehen, wie dieser reagierte! Lapins freudiger Ausdruck entlockte ihm die Frage:

»Was gibt's da zu schmunzeln, Alter?«

»Ich bin froh, daß von den Unseren in der Kolonie sind, Bürger Natschalnik!«

»Was heißt da ›von den Unseren‹? Die sind ja gar nicht von deiner Konfession!«

»Das macht doch nichts! Es ist egal, wie die Wolle gefärbt ist, Hauptsache, sie sind alle Schafe. Ich bin auch ein Schaf Christi«, sagte der Alte.

Verdutzt schaute der Leutnant ihn an und überlegte. Am liebsten hätte er Lapin gleich zum Kolonieführer zurückgebracht, mit seiner Empfehlung für die Invalidenab-

teilung. Dann winkte er resigniert ab und führte ihn doch in seine Sektion, wobei er murmelte:

»Wir werden ja sehen.«

Sie sahen . . .

Lapin nahm in der Materialausgabe seine Sträflingsmontur und das Bettzeug in Empfang, das er in der Baracke im Durchgang niederlegte; dann setzte er sich in Erwartung des Brigadeleiters und der Brigade, die bald Mittagspause haben mußten, auf das Bündel.

In der Pause eilte Pjotr von der Arbeit geradewegs zu Lapin:

»Ich habe gehört, daß Sie gläubig sind?«

»Ja!« bestätigte dieser.

»Prima!« freute sich Pjotr. »Wir sind unser schon sechs, aus verschiedenen Strömungen, aber alle lieben den Herrn. Ich denke, daß auch Sie sich in unserer christlichen Familie wohlfühlen werden.«

Lapin taute etwas auf, konkretisierte jedoch zur Sicherheit:

»Aber ich bin Adventist.«

»Auf Erden«, sagte der Junge. »Im Himmel gibt es Gott sei Dank weder Baptisten noch Katholiken, Orthodoxe, Lutheraner oder Adventisten, sondern »jene, die reinen Herzens sind, werden Gott schauen«. Wenn Sie und ich uns würdig erweisen, werden auch wir darunter sein.«

Interessiert guckte Lapin den jungen Bruder an, den er fest ins Herz schloß. Zu einer tieferen Aussprache reichte es jetzt nicht mehr, da die Mittagspause schon fast vorbei war und Pjotr noch nicht gegessen hatte; außerdem mußte er noch ein freies unteres Bett finden. Doch der untere Rang war gerade belegt. Pjotr fühlte sich inzwischen schon zuhause und war rasch im Bilde, was da zu tun war. Er bat den Maulhelden Shdanow, auf den freien oberen Platz in der zweiten Reihe zu wechseln, und dieser zeigte sich sofort einverstanden. (»Von oben siehst du sogleich, wenn jemand von der Verwaltung hereinkommt . . .« . . . und

dann kann einer den Zigarettenstummel rechtzeitig verschwinden lassen; es war zwar strengstens verboten, in den Gebäuden zu rauchen.) Flink machte Pjotr Lapins Bett und sauste dann in die Kantine. Er hatte sich zu sehr verspätet und bekam kein Essen mehr. Damit der alte Adventist es nicht merkte, ging er direkt zum Arbeitsplatz.

Als er am Abend in den 23. Brigaderraum kam, sah er Lapin im friedlichen Gespräch mit Grischa. Pjotr lud die beiden zum Abendbrot ein. Zuerst wollte Lapin nicht mitgehen, weil er noch nicht auf der Verpflegungsliste war, doch der junge Baptist bestand darauf, das Abendbrot mit ihm zu teilen. Danach stellte er den Alten den übrigen Glaubensbrüdern vor.

»Ah, ein alter Bekannter!« rief Semjon erfreut. »Im KGB-Isolator und im Gefängnis in *** haben wir in derselben Zelle gegessen. Traktiert hat er mich wegen der Ikonen, Kreuze und überhaupt wegen der Orthodoxie!«

Lapin lächelte ihm zu, und Semjon umarmte ihn, küßte ihn dreimal.

»Wenn ein Adventist den Orthodoxen küßt, dann steht es nicht allzu schlimm um uns«, lachte Pjotr.

Trofim war zunächst sehr zurückhaltend gegenüber Lapin, doch nach dem gemeinsamen Gebet war auch bei ihm das Eis geschmolzen.

Am folgenden Tag befahl der Sektionschef, den 69jährigen Lapin, der an hohem Blutdruck litt, zur Arbeit zu führen. Pjotr hinterbrachte es dem Brigadeleiter. Dieser schickte sich an, den Chef aufzusuchen, doch der Sektionsleiter kam gerade selber zum Brigaderraum:

»Lapin, Sie werden ebenfalls zur Arbeit gehen, und zwar im Sektor Gebrauchsgüter. Man hat Sie in eine Arbeitsbrigade eingeteilt, also wird gepickelt.«

Lapin sah ganz verloren drein und wußte sichtlich nicht, was er dem Leutnant erwidern sollte. Da schaltete sich Pjotr ein:

»Bürger Natschalnik! Nach dem Gesetz braucht Lapin nicht zu arbeiten. Sie haben doch überhaupt kein Recht, von ihm noch Arbeit zu verlangen. Er hat sein Teil für seine Jahre schon abgearbeitet.«

»Ich habe dich nicht gefragt, ob Lapin arbeiten kann oder nicht«, schnitt ihm der Leutnant das Wort ab. »Er ist verpflichtet zu arbeiten! Das Volk zum Narren zu halten — dafür hat er auch genug Kraft gehabt — bloß zum Arbeiten soll er zu schwach sein? Er wird arbeiten!«

»Nun, wenn es nach Ihrer kommunistischen Ideologie erlaubt ist, sich über einen Menschen lustig zu machen, der Ihr Großvater sein könnte, dann schweige ich. Aber wie wollen Sie uns Gläubige davon überzeugen, daß Ihre Ideologie human sei, wenn Sie in Tat und Wahrheit mindestens Sadismus an den Tag legen?«

»Wir — Sadismus? Wir werden Sie für Desorganisation der Lagerordnung strafrechtlich zur Verantwortung ziehen!« schrie der Leutnant.

»Regen Sie sich nicht so auf, Bürger Natschalnik. Es hat keinen Sinn, sich wegen dummem Haß die Leber zu verderben. Wenn Lapin nach Ihrer Moral arbeiten muß, dann wird er arbeiten. Wenn Sie aber uns Gläubigen die Vorzüge Ihrer Ideologie gegenüber dem Evangelium weismachen wollen, dann gehen Sie bitte auch human vor, wie Sie in der Presse schreiben. Sie sind ebenfalls berechtigt, von uns zu verlangen, daß wir uns an das Evangelium halten, und es wäre meiner Meinung nach richtig, wenn Sie uns in den Strafisolator steckten, sobald wir die Gebote Jesu Christi übertreten.«

Lautes Lachen der Brigadeleiter quittierte Pjotr's Plädoyer; an der Tür hatten sich Neugierige angesammelt. Der Leutnant ging rasch der Tür zu:

»Mit dir rede ich noch mal ein Wörtchen, Grünschnabel!«

Der Brigadeleiter lief dem Leutnant nach und fragte:

»Ja und jetzt? Soll Lapin jetzt arbeiten gehen?«

»Er kann ja dableiben.«

Im Korridor hörten die Häftlinge den Sektionschef, unterwegs zu seinem Büro, weiterschimpfen:

»Die Rotznase! Warte nur! Kriegst noch was ab von mir!«

Lapin konnte also in der Wohnzone bleiben. Nachdem Pjotr ihm noch schnell ein Buch besorgt hatte, begab er sich mit seiner Brigade an die Arbeit.

*

Das einzige vorhandene Bibelteil — ein Exemplar der »Offenbarung des Johannes« — wurde von Nikanor aufbewahrt. Er vermochte es einst nach einem Besuch seiner Frau aus dem Zimmer für persönliche Besuche in die Zone zu schmuggeln. In der Zeit, da er der einzige Gläubige in der Kolonie war, lernte er das Büchlein auswendig. Gott hielt seine Hand darüber, obschon es hie und da in eine kritische Lage geriet. Nikanor versteckte es einmal in der Matratze, dann im Kissen; dann vergrub er es, in Plastik verpackt, in der Erde; dann wieder bewahrten es ihm die Kriminellen auf. Als weitere Gläubige in die Kolonie kamen, ließ Nikanor die »Offenbarung« reihum zum Lesen aus.

Es gab in der Wohnzone mehrere gedeckte Sitzplätze: runde Tische mit einer Bank rundherum und einem Holzschirm drüber. Hier konnten die Häftlinge Domino spielen. Einen Sitzplatz benutzten die Gläubigen jeweils, um gemeinsam im Buch der Offenbarung zu lesen. Sie saßen alle um das Tischchen herum, einer las vor, während ein anderer aufpassen sollte. Diesmal war Trofim an der Reihe mit Lesen.

»Auf beiden Seiten des Stromes, halbwegs zwischen ihm und den Straßen der Stadt, standen Lebensbäume, die zwölfmal Früchte tragen: in jedem Monat bringen sie ihre Früchte, und die Blätter der Bäume dienen den Völkern

zur Heilung. Es wird dort auch nichts mehr vom Bann Getroffenes geben, vielmehr wird der Thron Gottes und des Lammes in ihr stehen, und seine Knechte werden ihm dienen und werden sein Angesicht schauen, und sein Name wird auf ihren Stirnen stehen. Es wird dort auch keine Nacht mehr geben, und man bedarf keines Lampenlichtes und keines Sonnenlichtes; denn Gott der Herr wird ihnen leuchten, und sie werden in alle Ewigkeit herrschen.«

Während Trofim Vers 5 des 22. Kapitels las, war der »Wachtposten« wie die andern so ganz Ohr, daß er die nahende Gefahr nicht bemerkte — bis das Buch wie der Blitz aus Trofims Händen verschwand. Alle schauten sich erschrocken um.

Hinter Trofims Rücken stand ein Feldweibel und blätterte in der »Offenbarung«, hie und da einen Vers lesend, etwa zehn Minuten lang — den Brüdern kamen sie wie eine Ewigkeit vor. Würde er das Buch zurückgeben oder nicht? fragte sich ein jeder. Kostja betete, den Kopf auf das Tischchen gesenkt; die andern folgten seinem Beispiel, nur Semjon stocherte mit seiner Stiefelspitze auf dem Boden herum, als gehe ihn die ganze Geschichte nichts an. Schließlich reichte der Feldweibel Trofim die »Offenbarung«.

»Ein gutes Buch. Meine Eltern hatten auch eine Bibel. Aber man sollte sie vorsichtig lesen unter diesen Umständen. Man muß aufpassen, daß man sich nicht damit erwischen läßt, sonst wird sie konfisziert, und es gibt erst noch Karzerhaft. Also ihr habt mich nicht gesehen und ich euch nicht . . . Kapiert? Fahrt weiter . . .«

Er entfernte sich. Die Brüder saßen unbeweglich und wagten kaum zu glauben, was geschehen war; sie hatten Angst, der Feldweibel könnte jeden Augenblick zurückkommen und ihnen ihr Kleinod doch noch wegnehmen. Nachdem er die Offenbarung in seiner Brusttasche versorgt hatte, schlug Nikanor vor, Gott für die Hilfe zu danken.

Sie hatten Grund dazu! Erst kurz zuvor hatte jemand die Geschichte von einem handgeschriebenen Johannes-Evangelium erzählt. Eine verurteilte Glaubensschwester schmuggelte dieses Evangelium mit sich ins Lager; sie hatte es früher von einer Bekannten, welche die Bibel besaß, abgeschrieben.

Dieses Bibelteil kam die Schwester teuer zu stehen. Der Regime-Chef ihrer Kolonie befahl ihr, das handgeschriebene Büchlein unter seinen Augen in den Ofen zu werfen. Sie weigerte sich kategorisch. Darauf bekam sie fünfzehn Tage Einzelhaft im Strafisolator . . . und erkrankte an offener Tuberkulose. So teuer bezahlte sie für das Wort Gottes, um es nicht verbrennen zu müssen. Konfisziert wurde ihre Handschrift trotzdem.

Um so mehr Ursache hatten die Brüder, Gott dafür zu danken, daß ihnen die Offenbarung geblieben war.

14

Anfechtungen

In seiner Kindheit hatte Pjotr von einem Onkel biblische Geschichten gehört. Als Schüler fand er manche Erzählungen eine Zumutung für die aufgeklärte Jugend des 20. Jahrhunderts, besonders das Buch Jona. Nachdem er zum Glauben gekommen war, das heißt, sich zu Gott bekehrt hatte und aufgrund der Wassertaufe Mitglied einer Gemeinde geworden war, dachte er gründlich über das Buch Jona nach. Er bat Gott, ihm doch Klarheit zu schenken über diese Frage. Einige Hilfe gab ihm die Zeitschrift »Wissenschaft und Religion«, in der ein Artikel berichtete, daß Pottwale Menschen lebendigen Leibes verschlucken können. Es sei aber schon gelungen, solche Opfer zu retten, nachdem sie eine gewisse Zeit im Magen des Wales verbracht hatten. — Andere Dinge beschäftigten ihn danach stärker, doch im Hintergrund blieb nach wie vor das Problem solcher Wunder offen.

Nun, in der Kolonie, lächelte Pjotr resigniert über seine Zweifel, bekam indes ein unerklärliches Verlangen nach Klarheit über diese Frage. Wie man weiß, ist das Gefängnis der Ort, wo ein Christ über das bisherige Leben nachdenken kann — über sein Leben vom Tag der Umkehr bis zum Gefängnistor.

Nirgends und niemals reagiert ein Christ aber auch so empfindlich auf seine Sünden, Fehler und Mängel wie in Zeiten des Alleinseins. Etwas Ähnliches durchlebte jetzt Pjotr. Seine Glaubensbrüder schienen nichts zu bemerken, und er mochte sich ihnen nicht eröffnen. Wenn die Brüder Gemeinschaft hatten, war auch er fröhlich mit dabei. Daß er Theater spielte, sah einzig Semjon. Schwieg und wartete. Sobald Pjotr allein war, stand sein bisheriges Christenleben mit allen negativen Seiten, in seiner ganzen Unzulänglichkeit vor ihm. Nachts lag er mit offenen Augen da und ver-glich: »So hat Jesus sich verhalten — und so ich.«

Pjotr war bankrott. Er brauchte Hilfe. Einmal vermeinte er eine Stimme zu hören, die ihm zuflüsterte: »Den Heiligen Geist hast du gelästert!« Er war entsetzt über sich. Eigentlich hätte er doch gern seinen Brüdern erzählt, welche Anfechtungen er durchmachte . . . Einst auf dem Weg von der Arbeit holte ihn Semjon ein, stieß ihn leicht an und fragte:

»Was bist du so bedrückt?«

Pjotr schwieg. Womit konnte ein Orthodoxer ihm helfen, der doch nicht wiedergeboren war? dachte es trotzig in ihm.

»Weißt du, Pjotr, wenn die Erlebnisse und Anfechtungen allzu schwer sind, dann darf man nicht auf seine Sünden und Fehler sehen, sondern muß nach Golgatha blicken, auf den erbarmenden Christus. Es ist richtig, daß du dich für deine früheren Fehler geißelst, doch schau auf Christus: Er hat sie dir vergeben und sie hinter sich geworfen! Er denkt nicht mehr daran — und du schlägst dich damit herum.«

»Woher weißt du, daß ich in dieser Lage bin?«

»Ja, noch etwas. Daß der Teufel dich damit versucht, du habest den Heiligen Geist gelästert, das zeugt davon, daß er dich vernichten, dich in einen Abgrund der Verzweiflung stürzen will. Das ist die Folge davon, daß du dir frühere Sünden so zu Herzen nimmst. Mit ihnen erledigt dich der Teufel, wenn du dich nicht an die Worte des Apostels Paulus hältst, der vergaß, was dahinten lag, und sich ausstreckte nach dem Ziel, nach Christus. Paulus hat Christus nicht aus den Augen verloren, er wußte, daß das eine Katastrophe wäre für ihn! Und du — willst du dich mit deinen individuellen Gewissensqualen selbst erretten oder reinigen? Das geht nicht! Das ist katastrophal! Ich bin sündiger als du, aber ich gehe vorwärts, trete nicht auf meiner Sünde herum.«

»Woher weißt du das alles, Semjon?« fragte Pjotr noch einmal.

»Tja, nach eurer Definition bin ich ja ein Götzendiener, folglich haben mir die Götzen das alles gesagt. Ich bin ja nicht wiedergeboren, während *ihr* Gotteskinder seid!«

»Warum redest du so?! So urteilt ein Götzendiener nicht! Doch woher kennst du meine Anfechtungen? Ich habe ja niemandem davon erzählt.«

»Pjotr, ihr Baptisten meint, der Herr Jesus sei einzig euch nahe, und schaut auf die anderen Gläubigen herab, die manches anders verstehen, aber vielleicht Christus nicht weniger lieben als ihr! Erinnerst du dich daran, was Nathanael dem Philippus über Jesus sagte: ›Kann denn aus Nazareth etwas Gutes kommen?‹ Als ich in der Zone eintraf, sahen deine Freunde herablassend und geringschätzig auf mich. Als ob sie sagen wollten: Kann denn aus der Orthodoxie etwas Gutes kommen? Ich sage dir, daß Gott in einem demütigen und zerschlagenen Gefäß wohnt, nicht in einem orthodoxen oder freikirchlichen Herzen. Meine erste Frist habe ich mit Chrapow abgessen, habe

mit ihm am Herrenmahl teilgenommen, er hat mich nicht geringgeschätzt. Im Gegenteil, wenn ich einmal nicht dabei war, ließen sie mich holen, luden mich eigens zum gemeinsamen Gebet ein. Ich könnte längst Baptist sein, aber ich will mit Christus sein und warte deshalb zu; je näher er mir ist, desto eher wird er mir zeigen, was ich tun soll. Was rettet, ist der kindliche, aufrichtige Glaube, nicht die Gelehrsamkeit. Gott wollte mich bisher auf dem Arbeitsfeld unter den Orthodoxen haben, und ich übertrete seinen Willen nicht.«

Pjotr hörte Semjon zu. Von seinen vorherigen Anfechtungen war keine Spur mehr übrig! Dankbar nahm er die Zurechtweisung an. Der junge Christ konnte Semjons Worte um so leichter akzeptieren, als er nicht sektiererisch erzogen worden war; vielmehr lehnte er die enge dogmatische Einstellung selber ab. Er hatte diesbezüglich schon seine bestimmten Ansichten erworben. Längst empfand Pjotr keine Angst mehr vor allen möglichen Gruppen, hörte sich beliebige Bibelauslegungen mit großer Aufmerksamkeit an, und was sein Herz nicht annehmen konnte, wies er schweigend zurück, ohne mit den Sektierern zu diskutieren — das lag nicht in seiner Natur. Er aber hatte seine Überzeugung von der Lehre Christi; handelte es sich — sei es bei Baptisten, bei Pfingstgläubigen oder bei Adventisten — schlicht um Gesetzlichkeit oder einen Zusatz zum Wort, so runzelte er die Stirn und mied fortan den Verkehr mit ihnen. Er liebte Geschwister, die aufrichtig glaubten!

»Wenn du das Gelübde abgelegt hast, am Samstag nicht zu arbeiten, dann hast du das doch um des Herrn willen getan und nicht im Hinblick auf mich! Wenn du kein Schweinefleisch ißt — bitte, iß halt keins! Wenn du das Gelöbnis abgelegt hast, nicht zu heiraten, dann bleibe ruhig ledig — aber dann laß wirklich die Finger davon. Bleibe deinem Versprechen treu, das du Gott gegeben hast.«

Deshalb hörte Pjotr dem Jünger aus der Orthodoxen Kirche aufmerksam zu, und sein Herz war so voller Dank und Lob, daß er vorschlug:

»Semjon, könnten wir noch im Baracken-Rohbau beten?«

»Gehen wir.«

»Herr!« betete Pjotr. »Heute hast du mir einmal mehr bezeugt, daß du nicht auf die Person siehst, sondern auf das demütige und zerschlagene Herz! Danke, daß du so wunderbar und so groß bist. Danke, daß du Semjon den Zustand meines Herzens gezeigt und mich auf dich gewiesen hast. Ich lobe und preise dich! Amen.«

Nachdem auch Semjon kurz gebetet hatte, trennten sie sich.

*

»Liebes Brüderlein!

Schon lange haben wir von Dir keine Post bekommen. Mama weint Tag und Nacht. Es ist schon sechs Monate her, daß Du verhaftet wurdest. Als wir zu Dir auf Besuch fuhren, hatten wir ein Gespräch mit dem Politvize der Kolonie. Er fragte uns, wie Du zum Glauben gekommen bist, wo Du zur Schule gegangen bist und ob er Deine Lehrer kennenlernen könne.«

Pjotr mußte lächeln, als er an die Unterhaltung mit der Kolonieverwaltung über seinen Briefwechsel mit den Verwandten dachte. Doch las er den Brief seiner Schwester weiter: »Ich fragte ihn, ob Du nicht ärztliche Behandlung bekommen könntest in der Kolonie. Er erklärte: ›Wenn er nicht religiöse Propaganda betrieben hätte, könnte er soviel medizinische Betreuung haben, wie er wollte.« Mama fing zu weinen an, worauf er sagte: ›Es wäre viel besser gewesen, Ihr Sohn hätte einen umgebracht, statt gottgläubig zu werden!«

Da erinnerte sich Pjotr, daß auch sein Natschalnik vor der ganzen Sektion so etwas gesagt hatte:

»Es wäre schon besser für uns, wenn Sie Ihre Mutter getötet oder sonst einen Mord begangen hätten, statt an Gott zu glauben.«

Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich wieder dem Brief zu:

»Dieser Kasache ist so von Haß gegen Dich erfüllt, daß wir einfach um Dein Leben bangen. Mama beruhigt sich damit, daß Gott stärker ist als alle Atheisten und Dich behüten wird. Schreib doch zumindest ein paar Zeilen, wie es Dir gesundheitlich geht . . .«

Automatisch griff Pjotr nach dem linken Arm. Er schmerzte . . .

»Einige Leiter der offiziellen Kirche erklären euch außerhalb des Gesetzes und schließen weiterhin alle aus, die mit der Verordnung, welche Jugend- und Kinderarbeit verbietet, nicht einverstanden sind. Die Organe kümmern sich dann sogleich um sie und bringen sie vor Gericht. Wenn ein *Gemeindeleiter* einen solchen als außerhalb des sowjetischen Gesetzes bezeichnet, so versorgen die Behörden ihn noch so gern ins Gefängnis . . .«

Pjotr wurde traurig, bedrückt. Lange saß er unbeweglich, die Hand aufs Herz gepreßt, das schon seit einiger Zeit unregelmäßig schlug. Dann nahm er Tropfen ein und las weiter:

»Ein Prediger hier hat mir gesagt, es stehe in der Bibel nirgends geschrieben, man solle das Wort Gottes analysieren und spezielle Gebetsgemeinschaften für eine Erweckung halten. Und es stehe auch nicht geschrieben, man solle keine Filme ansehen, kein Fernsehen haben, keine antireligiöse Literatur lesen . . .«

Allerdings, dachte Pjotr, dafür steht geschrieben: »Prüfet alles, das Gute behaltet!« Draußen war er auf die Zeitschrift »Wissenschaft und Religion« abonniert gewesen, und er besaß auch alle Bücher von Jaroslawskij, Stepanow-Skworzow und den anderen atheistischen Kapazitäten. Aber er las sie kritisch, bewußt. Wer jedoch

vermag dem Einfluß des Fernsehens zu entrinnen, der Wirkung aller Bilder und Aussagen, die sich sogar dem aufmerksamen Bewußtsein entziehen? Gläubige haben nicht immer genug Geld für Brot, alles konfiszieren die Gottlosen gelegentlich durch Geldbußen, und da will sich einer doch tatsächlich einen Fernsehapparat kaufen.

*

Damals, Anfang der sechziger Jahre, waren Geldstrafen noch selten, aber es wurden doch schon Bußen auferlegt. Inzwischen haben freie Evangeliumschristen-Baptisten dem Staat bereits eine Riesensumme an Bußgeldern abliefern müssen . . . weil sie in Privathäusern Gottesdienst hielten. Sie lassen sich bewußt nicht registrieren, da sie nicht wollen, daß der kommunistische Bevollmächtigte für religiöse Kulte ihnen Anweisungen erteilt, wie sie den Gottesdienst halten müssen und wen sie nicht zulassen dürfen. Kurz, sie wollen vermeiden, daß der Bevollmächtigte ihr »Gemeindeleiter« wird!

Als Preis für ihre Freiheit haben diese Gemeinden enorme materielle Verluste zu tragen. Nicht nur haben die Bußen astronomische Zahlen erreicht, sondern es wurden auch Häuser, Hausrat, Transportmittel, Literatur beschlagnahmt, — alles zusammen gewiß an die zwei Millionen Rubel wert. Und das wird alles in den Unterhalt eines atheistischen Kaderstabes von Hunderttausenden von Mitarbeitern investiert, die zudem noch ganz miserabel arbeiten: sie verlassen sich lieber auf Verhaftungen, Repressionsmethoden und auf die KGB-Organen als auf ihre atheistische Propaganda. Zwei moderne Theologen würden diesen ganzen Atheistentroß ersetzen! Doch da sei Gott vor — gegen einen solchen satanischen Angriff sind die Gläubigen noch nicht gewappnet. Aufgrund der Gebete der Heiligen wird Gott mein Rußland vor der modernistischen Theologie bewahren und jene unter den

offiziellen Christen überführen, die sich im Westen schon von dieser Seuche haben anstecken lassen.

*

»Ich habe ihm geantwortet«, schrieb die Schwester, »ich sei nicht gläubig, aber ich würde mich nie auf die Seite der Verfolger stellen, wie es jener sogenannte Prediger tut.«

Pjotr stöhnte, legte den Brief auf die Pritsche und nahm nochmals zwanzig Tropfen Valocardin. Eine Nichtgläubige muß einen Prediger belehren! Ja eben — wenn sie schwiegen, würden die Steine schreien . . . »Gott erweckt sich aus ›Steinen‹ treue Jünger«, hatte sein Onkel, der selber Prediger war, jeweils gesagt. Der Hahn machte es Petrus bewußt, daß er Jesus verleugnet hatte, und hier überführte eine Ungläubige die Verkünder des Evangeliums, daß sie ihn verraten hatten. Am Fenster stehend, überblickte er in Gedanken das ganze Land.

Armes, armes Rußland! Mit dem Untergang des echten Christentums würde auch dich der Untergang erwarten. Vernichte doch nicht deine Lungen, mit denen du atmest! Sage dich nicht von jenen los, die dich auf Gebetshänden zum Thron des Allmächtigen tragen! Seit Jahrzehnten, ja Jahrhunderten schinden dich eine Handvoll Abenteurer, versuchen dich, um dir deine Reinheit zu rauben . . . Höre nicht auf sie! Du hast noch viel von deiner Ursprünglichkeit bewahrt. Und hüte dich vor Pharisäertum und Heuchelei! Wenn du aber die wahren Glaubensmänner ausstößt, die ihre reinen Hände zu Gott erheben für dich — dann erntest du Zerfall. Rußland, mein Rußland!

Pjotr sah zum Fenster hinaus, ohne die Lagerzone zu sehen, und seine Lippen formten diese Bitte, diesen Schrei seines Herzens. Er liebte die Weiten Rußlands unendlich . . . Jemand faßte ihn bei der Schulter. Es war Kostja.

»Was ist mit dir?«

Schweigend reichte ihm Pjotr den Brief.

*

Mit seinem linken Arm stand es schlecht, sehr schlecht sogar. Pjotr konnte ihn überhaupt nicht mehr heben. Ohne Aussicht auf ernsthafte Behandlung, solange er in der Kolonie war. Die Brüder bemerkten seine Sorge um den Arm nicht; er erwähnte zwar bisweilen, der linke Oberarm tue ihm weh, es sei wohl Rheumatismus.

Eines Tages im Juli entschloß sich der junge Häftling dennoch, den Arzt aufzusuchen. Es warteten immer sehr viele; Pjotr kam lange nicht an die Reihe. Und als er endlich im Sprechzimmer stand, kriegte er zu hören:

»Na, noch ein Simulant!«

Am liebsten wäre er gleich hinausmarschiert, doch überwand er sich und beschrieb dem Arzt seine Beschwerden. Dieser untersuchte den Arm, sah dem Patienten aufmerksam in die Augen und führte ihn dann zum Chef des Sanitätstraktes, welcher eine Menge Fragen stellte: Wann er die Geschwülste zum erstenmal bemerkt habe, seit wann er Schmerzen spüre, usw. Der Arzt ordnete an, alle üblichen Analysen vorzunehmen.

Aus dem Sanitätstrakt entlassen, suchte Pjotr sogleich seine Glaubensbrüder; sie saßen im Freien beisammen an einem Tisch und lasen Briefe. Fast gleichzeitig mit Pjotr trat auch sein Sektionschef dazu:

»Hopp, auseinander! Was ist das wieder für ein erbauliches Kränzchen?! Daß ich euch nicht so bald wieder versammelt sehe!«

»Bürger Natschalnik, wir lesen bloß Post von zuhause. Die Kinder schreiben, daß sie schon arg Sehnsucht haben . . .« sagte Nikanor ruhig.

»Na und — sollen sie halt warten! Sagt euch von eurem Gott los, und ihr könnt nach Hause!« schrie der Vorgesetzte.

»Eure Presse ist voll von Artikeln, in denen es heißt, daß wir nicht für den Glauben in Gefängnissen und Lagern sitzen, und Sie raten uns, wir sollten widerrufen. Wie paßt das zusammen?« fragte Pjotr.

»Du Rotznase — wie bist du überhaupt unter die Baptisten geraten? Dafür hätte man dich gründlich verhauen sollen! Du wirst hier noch ins Gras beißen! Jetzt aber los, auseinander!« Da bemerkte er zwei Mann von der Sektion Innere Ordnung mit ihren Armbinden und nahm sie aufs Korn:

»Wo habt ihr eure Augen? Die Sektierer halten hier eine Versammlung ab — und ihr laßt das seelenruhig zu! Auseinanderjagen! Diesem Beterpack soll der Boden unter den Füßen brennen!«

Die Brüder verzogen sich, während Pjotr stehenblieb und den zornglühenden Offizier mit aufrichtigem Mitleid ansah.

»Was stehst da herum? Marsch in die Baracke! Ich führe jetzt gleich eine Versammlung durch in Sektion 5!«

»Ich bin krank, Natschalnik!« erklärte Pjotr leise. »Ich möchte Sie lieber nicht so wütend sehen. Sie sind doch auch ein Mensch, haben etwas von humanitären Wissenschaften gehört — wie können Sie sich nur so aufregen?! Vielleicht bringt mich meine Krankheit tatsächlich bald ins Grab, aber ich möchte in Ihnen so gern einen Menschen sehen und nicht . . .«

»Eine Bestie, meinst du? Du ahnst wohl nicht, was ich mit dir tun kann!«

Pjotr lächelte traurig:

»Zu spät. Etwas früher hätten Sie mich noch einschüchtern können, aber seit ich weiß, was ich habe, ist mir alles egal. Werden Sie doch wieder menschlich, halten Sie in dieser Verfassung keine Versammlung ab. Der ›heroische sowjetische Arrestant‹ möchte zum mindesten einen Menschen in Ihnen sehen; er sieht ja sonst schon nichts Schönes, und Sie tragen auch Ihren Teil Schuld daran.«

Dann drehte er sich um und ging langsam seiner Sektion zu. Die Innendienstler sahen ihm beifällig nach; sie würden ihren Kameraden später von diesem Dialog zwischen

dem Offizier und einem Gläubigen erzählen . . .
Es gab keine Versammlung an jenem Abend.

*

Als alle Ergebnisse von den Analysen vorlagen, ließ der Chef des Sanitätstraktes Pjotr rufen:

»Wie fühlen Sie sich?«

»Gott sei Dank, gut.«

Nur nachdenklicher war er geworden mit der Krankheit; in der Brigade hatte man diese Veränderung bemerkt.

»Ich muß Sie wohl im Sanitätstrakt aufnehmen. Da Sie gläubig sind, kann ich lediglich sagen, daß ich nicht mit einem günstigen Ausgang rechne. Allen Anzeichen nach zu schließen ist es ein bösesartiges Geschwür.«

Wortlos verließ Pjotr den Raum. Nachdem er eine Weile ziellos in der Wohnzone herumgeschlendert war, ohne einen von den Freunden zu sehen, begab er sich in die Baracke. In der Brigadesektion spielten einige Häftlinge Schach, andere Domino. Der Brigadeleiter hatte eine Dominopartie verloren und wurde mit seinem Partner dazu verknurrst, fünfmal unter dem Tisch durchzukriechen. Die Gefangenen kicherten beim Anblick dieser Erwachsenen auf allen vieren. Pjotr schaute zerstreut hin und kletterte dann auf seine Pritsche. Sein Nachbar zupfte ihm am Ärmel:

»Magst was zu essen?«

»Nein danke, Dikkij.«

»Warum nicht? Ich habe geheim von gutem Menschen einen Hammelschwanz bekommen. Iß doch, nur bisschen«, redete ihm Dikkij zu. Er sprach schlecht Russisch, aber herzensgut war er, der Tschetschene. Es war Pjotr ein Rätsel, wie er für »Beihilfe zum Mord« fünfzehn Jahre Freiheitsentzug hatte erhalten können.

»Danke, Dikkij. Du bist wirklich gut. Aber ich mag nicht essen. Ich bin krank, und es ist zu spät, meinen Arm zu operieren, wenn ich den Arzt richtig verstanden habe.«

»Nicht traurig sein! Arzt weiß auch nicht alles richtig.«

Die Kameraden zeigten Anteilnahme; sie hörten zu spielen auf und gingen in den Korridor hinaus, um dort zu rauchen. Nach einer Weile kam Semjon in die Baracke und sagte leise zu Pjotrs Rücken:

»Komm, steh auf, wir gehen ein wenig frische Luft schnappen zusammen.«

Pjotr drehte sich halb um und lehnte ab: er wolle allein sein.

»So geht das nicht, Pjotr. So darfst du dir's nicht zu Herzen nehmen. Gott hat es zugelassen, er kann auch helfen. Zeig dich doch wenigstens bei den Brüdern. Verschweigt seine Krankheit und verkriecht sich vor ihnen . . .«

Da gehorchte Pjotr und zog die Schuhe an. Beim Spazieren erzählte Semjon aus seinem Leben. Pjotr hörte nicht zu. Er war nicht da. So überhörte er auch die Frage. Semjon gab ihm einen Schubs:

»Wach auf! Wollen wir im Rohbau beten gehen?«

»Gut. Aber da drüben sind Lapin, Grischa und Nikanor, sie kommen vielleicht auch.«

Und zu fünft verschwanden sie in der halbfertigen Baracke. Einer nach dem andern betete kurz; Semjon stand neben dem jungen Bruder, und als er an die Reihe kam, legte er beide Hände auf dessen Kopf und betete:

»Herr! Du kennst die Not unseres Bruders, und ich bitte dich, tritt für ihn ein und heile ihn! Du hast es getan, als du auf Erden warst, und du bist heute derselbe Gott und bleibst derselbe in Ewigkeit. Amen.«

Er betete leise, aber eindringlich, mit seinem ganzen Wesen bat er Gott darum, rang er darum.

Dann gingen sie auseinander; Semjon begleitete Pjotr in seine Sektion und riet ihm, ja bestand darauf, er solle sich jetzt hinlegen.

*

Pjotr erwachte mit einem unaussprechlichen Freudengefühl. Er sprang von der Pritsche und lief in den Hof, um sich zu waschen. Mit dem linken Arm rieb er ebenso flink wie mit dem rechten und merkte überhaupt nichts dabei. Er sang ein Lied bei sich: »Dein Auge Tag und Nacht sieht immerdar auf mich . . .«

»Na, heut strahlt Pjotr mal wieder!« sagte der Brigadeleiter. »Dir hat wohl vom Schatz geträumt.«

Lapin, der auch beim Waschen war, lächelte.

»Nicht doch, Brigadier, ich freue mich einfach deshalb, weil ich mit Christus bin! Diese Freude bietet Gott auch Ihnen an. Je schneller Sie sie ergreifen . . .« sagte Pjotr und trocknete sich fertig ab.

Beim Anziehen fragte Dikkij, ob er heute essen komme. Pjotr öffnete sein Schränkchen mit der rechten Hand, und mit der linken wollte er die Schüssel herausholen — da fuhr es ihm blitzartig durch den Kopf: er konnte den linken Arm doch nicht mehr bewegen! Aber der tat ihm überhaupt nicht mehr weh! Mit der Rechten fingerte er am Oberarm herum.

»Dikkij, faß mal an, wo sind bloß meine Knoten hingekommen?«

Der Nachbar tastete den Oberarm ab und konstatierte staunend, daß nichts von einem Geschwür zu fühlen war.

Den eintretenden Lapin lud Pjotr ebenfalls ein, nach den Knoten zu suchen; immer mehr Gefangene standen schon um Pjotr herum.

»Warum geht ihr nicht in die Kantine?« rief der Brigadeleiter. »Bald müßt ihr zur Arbeit.«

»Taste du mal!« rief Dikkij. Der Brigadeleiter kam heran — aber da geschah etwas gänzlich Unerwartetes. Mit einem eleganten Schlag seiner Linken in dessen Magen-grube beförderte Pjotr den Brigadier auf die nächste Pritsche. Alle lachten laut heraus. Verlegen sah der junge Häftling zu Boden; er wußte selber nicht, wie es dazu gekommen war. Der Brigadeleiter rappelte sich hoch, guckte

ungläubig Pjotrs Arm an, schluckte den Schmerz hinunter und begab sich wortlos in die Kantine. Pjotr eilte ihm nach, um sich zu entschuldigen. Die Antwort war nicht unfreundlich:

»So was habe ich in meinem Leben noch nie gesehen. Entweder hast du nie ein Geschwür gehabt, oder es gibt tatsächlich einen Gott . . .«

Darauf war nichts zu erwidern. Zu Semjon mußte Pjotr jetzt! Er vergaß das Frühstück ganz. Der Bruder saß auf seiner Pritsche und reagierte überhaupt nicht auf Pjotrs Erscheinen.

»Taste mal«, bat dieser.

»Das möchte ich nicht tun. Man versucht Gott nicht. Er ist treu in seinen Verheißungen. Aber folgendes: Der Ruhm gehört ganz allein Gott. Sieh zu, schreibe niemals in deinem Leben mir oder einem andern den Ruhm dafür zu. Sonst wirst du eine Niederlage erleiden. Die Ehre kommt einzig und allein Gott zu und niemandem sonst. Preise und danke Gott. Und merke dir diese Wahrheit fürs ganze Leben. Wenn nicht Gott eingegriffen hätte, wärest du gestorben.« Semjon lächelte liebevoll, faltete die Hände und schloß: »Ehre und Preis sei dir, Gott! Dir allein alle Ehre! Amen.«

Derweil wurde schon zum Wachtaufzug geschrien.

*

Der Chef des Sanitätstrakts traf Pjotr nach der Arbeit und fragte:

»Nun, fahren wir ins Sanitätszentrum?«

»Gar keine Lust, Bürger Natschalnik. Ich bin völlig gesund.«

»Seit wann denn?« spottete der Arzt.

»Tasten Sie den Arm ab, Bürger Natschalnik, wenn Sie es nicht glauben.« Pjotr streckte die Linke aus; der Leutnant kontrollierte die Stelle, sah den Häftling prüfend an und murmelte:

»Wie gehext . . .«

Dann tastete er den Oberarm nochmals sorgfältig ab, schüttelte mißtrauisch den Kopf und ging seines Weges.

*

Seine Zweifel bezüglich der Jona-Geschichte waren endgültig beseitigt. Pjotr glaubte nun mühelos, daß es sich genauso zugetragen hatte, wie die Bibel berichtet. Gott, der Wunder vollbrachte, der die Gebete seiner Kinder erhörte, dieser Gott konnte auch einen Fisch schaffen, der Jona drei Tage lang im Bauch trug und ihn dann von selber ungeschoren wieder ausspuckte. Vielleicht existieren solche Super-Pottwale noch heute!

Pjotr war selig. Glückliche ist aber auch, wer nicht sieht und doch glaubt!

15

Schweigen und plaudern

Am 16. Juli 1963 ließ der Stellvertreter des Koloniefürsprechers für polit-erzieherische Arbeit die drei Baptisten auf sein Büro kommen. Er hieß sie auf den Stühlen an der Wand Platz nehmen; im Sessel hinter seinem gewaltigen Schreibtisch war der kasachische Politvize ganz Herr der Lage. Einst Lehrer in einer Kasachstaner Provinzschule, versuchte er sich nun darin, Häftlinge im Geiste des Kommunismus zu erziehen.

Die Sonne streifte mit ihren letzten Strahlen fast wie spöttisch das Gesicht des Politvize und verschwand dann. Pjotr saß in Gedanken versunken; Trofim sah auf seine Fingernägel, während Kostja sich vor Erschöpfung kaum auf dem Stuhl halten konnte. Seine Radikulitis* quälte ihn derart, daß er fast nicht mehr zu arbeiten vermochte. Allerdings erteilte ihm der Arzt keine Dispens. Nichts zu

* »Wurzelsyndrom«, Erkrankung der Rückenmarksnervenwurzeln.

sehen von einer Krankheit, wie soll man da einen Häftling von der Arbeit befreien? Ihn behandeln? Das Kreuz? Woher kann ich wissen, daß ihm das Kreuz wehtut? Weil er es sagt? Und wenn er nur simuliert? So philosophierte der Arzt über Kostjas Beschwerden. Und so schleppte dieser weiterhin Baumstämme zur Sägerei, unter Aufbietung der letzten Kräfte.

Zunächst ließ sich der Politvize Zeit, die Gesichter der Baptisten zu studieren. Er mußte mit den Gläubigen *ein Gespräch* über ein antireligiöses Thema *führen*, um die entsprechende Stelle in seinem Heft dann abhaken zu können: Erledigt.

Pjotr hatte in Erfahrung gebracht, daß der Politvize selber gegen die Partei sündigte und zuhause insgeheim seine muselmanischen Gebete sprach. Das hatte ihm ein Mulla anvertraut, den man als Neunzigjährigen verhaftet und in eine Besserungsarbeitskolonie gesteckt hatte, weil er dem Kultus-Bevollmächtigten nicht gehorchte, sondern seine Urenkel mit dem Koran erzog.

Die Baptisten und der Moslem-Kommunist fochten mit ihren Blicken ein wortloses Duell aus. Der Junge mit seinem ewigen Lächeln! Der Offizier runzelte die Stirn, öffnete sein Heft und schrieb die Namen der drei Christen hinein.

»Können wir jetzt gehen, Bürger Natschalnik?« fragte Pjotr.

»Was? Wie? Gehen?« Der Politvize meinte, nicht recht gehört zu haben.

»Sie haben uns ja schon aufgeschrieben, das heißt Sie haben das ›Gespräch mit uns geführt‹ — also sind wir entlassen?« erklärte jener.

»Schweig!« brüllte der Politvize. »Ich habe euch kommen lassen, damit ihr endlich vernünftig werdet... Ihr glaubt an Gott?«

»Ja, wir sind Gläubige«, bestätigte Trofim.

»Schweig!« Die drei fuhren zusammen; man hatte nicht erwarten können, daß der Kasache auf diese Antwort hin so heftig reagieren würde. Er ist wohl angetrunken, dachte Pjotr.

»Lenin, der Fihrer des Proletariats, hat gesagt: Die Religion hat der Mensch gemacht. Klar?« Genüßlich legte der Politvize diesen Trumpf auf den Tisch.

»Das hat nicht Lenin gesagt, Bürger Natschalnik«, wandte Pjotr ein.

»Schweig! Du Grinschnabel, aufpassen! Den Menschen hat nicht Gott gemacht, sondern der Affe. Kapiert?«

Pjotr prustete in sein Taschentuch, das er vorsichtshalber schon in der Hand hielt, und sogar Kostja sah erheitert auf.

»Schweig! Woriber lacht ihr da?!«

»Entschuldigen Sie, Bürger Natschalnik. Wenn man jung ist, hat man noch Sinn für Humor und lacht gern. Ich möchte hoffen, daß Sie uns ein bißchen Fröhlichkeit gestatten in Ihrer Gesellschaft — wir haben ja schon fast verlernt, was Humor und Freude ist . . . Das heißt, nein: Grund zum Freuen haben wir immer.«

Der Politvize kramte in einer Schublade und kläffte wieder:

»Schweig! Den Menschen hat der Affe geschaffen.«

»Dieses gescheite Vieh möchte ich mal sehen, das den Menschen geschaffen hat! Dann sind die Wissenschaftler, die das herausgefunden haben, allesamt nicht soviel wert wie sein Schwanz«, folgerte Trofim.

»Was? Wem sein Schwanz? Wollt ihr mein Gewissen beleidigen?«

Er muß wohl empfindlich reagieren, denn diese Entdeckung hat ja nur er selber machen können, dachte Trofim. Der empörte Politvize rutschte auf seinem Sessel hin und her.

»Verzeihen Sie, Bürger Natschalnik, ich wollte Ihr Gewissen bestimmt nicht beleidigen«, sagte Trofim. »Ich habe

alle Achtung für die Arbeit der Wissenschaftler, und wenn sie eine so umwerfende Entdeckung gemacht haben, da mußten sie doch ihrem Schöpfer, dem Makaken, zumindest ein Denkmal aus purem Gold aufstellen oder ihm posthum den Nobelpreis zuerkennen!«

»Was für einen noblen Preis? Ihr burschusen Vorurteile! Ihr habt Verbindung ins Ausland! Ihr wollt den Kapitalismus einführen! Und den Sozialismus erschüttern!«

Trofim saß mit gesenktem Kopf da, während Pjotr überlegte, ob der Politvize nicht gar unter Drogen stand. Rauschgift-Spezialisten im Lager behaupteten, er sei als Kuknar-Trinker* von der Schule gejagt worden.

»Bürger Natschalnik, wir können den Sozialismus gar nicht zerstören«, begann Kostja. »Wir erwarten einen neuen Himmel und eine neue Erde, wo Gerechtigkeit herrscht. Der Sozialismus verkündet: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und nach diesen Eigenschaften streben wir ja auch. Sie haben wohl zum Spaß gesagt, der Affe habe den Menschen geschaffen?«

»Schweig! Du mußt wissen, was der Proletariats-Führer gesagt hat! Arbeit hat den Menschen geschaffen. Klar?«

Er schöpfte seine Weisheit aus einer kasachischen Zeitschrift, in welcher er sich die Kernsätze angestrichen hatte und die er nun recht unglücklich ins Russische übertrug. Die Autoren und Ausdrücke gerieten ihm sichtlich durcheinander.

»Die Arbeit macht aus unserem Bruder einen Krüppel, während der Arzt überhaupt nicht daran denkt, ihn zu behandeln«, warf Pjotr ein, auf Kostja weisend.

»Schweig! Bist immer der Kligste! Willst in den Karzer?« Nach kurzem Suchen in seiner Zeitschrift folgte:

»Die Religion ist Opium für das Volk. Klar?«

»Nein!« reagierte Kostja trotz seiner Müdigkeit.

»Wie nicht?«

* Kuknar ist »Tee« aus indischem Hanf; hat haschischähnliche Wirkung.

»Bürger Natschalnik, wir wissen nicht, was Opium ist. Ich habe diesen Satz in der marxistischen Literatur schon angetroffen, aber in meinem Leben noch nie Opium gesehen, und deshalb kann ich es nicht mit Religion vergleichen«, sagte Pjotr.

»Schweig! Ich bring dich in den Karzer, da lernst du, was Opium ist!«

»Gibt es dort Opium zu essen statt Brot?« erkundigte sich Trofim. »Kein Wunder, daß die Häftlinge so gern hingehen!«

»Schweig!« Der Politvize hieb mit der Faust auf den Schreibtisch, daß sein Briefbeschwerer in hohem Bogen zu Boden fiel — und das Telephon begann zu klingeln. Böse starrte der Offizier eine Weile auf den Apparat, ehe er sich faßte und den Hörer abnahm.

»Hallo?«

Die Häftlinge erkannten den Tonfall des Oberstleutnants. Im Zuhören bedeutete der Politvize den drei Häftlingen zu gehen.

»Danke.«

»Schweig!«

»Waaas?« schrie auf der andern Seite der Koloniefest.

»Entschuldigung. Ich sage das zu den Baptisten. Den Jungen muß man in Karzer tun. Meint, er ist der Allerklügste . . . Ja, ich komme sofort.«

Das hörten die Brüder noch vom Korridor aus.

»Na tatsächlich!« schüttelte Kostja den Kopf. »Entweder ist er schizophren oder betrunken oder er hat Rauschgift genommen.«

»Ich habe gehört, er sündige nicht mit Haschisch, sondern mit Kuknar. Aber wer weiß. Es geht uns übrigens nichts an. Unsere Sache ist es, für ihn zu beten, daß Gott sich seiner erbarme und ihn zur Umkehr führe. Wenn er so weitermacht, tritt er bald einmal derart ins Fettnäpfchen, daß man ihn sogar bei der Lagerverwaltung nicht mehr dulden kann, obschon sie mehrheitlich mit Menschen ar-

beiten, die nicht mehr Menschen sind. Es braucht einer ja nicht viel Grips, um Gefangene zu bewachen, zur Arbeit zu zwingen, in den Karzer zu setzen und ihnen *nötigenfalls* — nach ihrer Meinung — die Fresse zu verhauen«, sagte Trofim und seufzte.

»Wißt ihr was, beten wir noch zusammen? Bitten wir für den Politvize, meinen Sektionschef und die gesamte Administration«, schlug Pjotr vor.

An diesem Abend setzten sie sich ganz besonders ein in der Fürbitte für die Verwaltung der Kolonie und die Soldaten, welche sie bewachten.

*

Es vergingen ein paar Wochen nach dem »Gespräch« des Politvize mit den Häftlingen, die dabei schweigen mußten. Der peinliche Eindruck indessen verging nicht.

Einst wollten die gläubigen Häftlinge aus Lenins Werken die Stellen heraussuchen, wo er sich über die Religion äußert. In der Bibliothek baten sie um Band 6 der Gesammelten Werke. Der Bibliothekar erklärte ihnen, gemäß Anordnung des Politvize dürfe marxistisch-leninistische Literatur nur im Lesesaal eingesehen werden. Die Brüder schauten einander an, und zu dritt begaben sie sich dann zum Politvize, um von ihm eine Ausnahmeregelung zu erbitten, damit sie Lenin »zu Hause« in den Baracken studieren könnten. Diesmal war Kostja nicht dabei, aber Nikanor begleitete Pjotr und Trofim.

Als geborener Pädagoge fand Nikanor einen Schlüssel zu jedem Menschen. Man konnte nur staunen, wenn dieser Gemeindeleiter sich mit irgendwem unterhielt. Die Häftlinge begannen ihn die »Lager-Njanja« zu nennen. Und er rechtfertigte seinen Titel einer Kinderfrau — für alle, die moralische Unterstützung brauchten. Wer Kummer oder Sorgen hatte, ging damit zu Nikanor. Ein Mörder beichtete ihm, wieviel andere Verbrechen — unge-

sühnte — er noch auf dem Gewissen hatte, und verließ die Njanja getröstet im Wissen: Sobald er sich zu Christus bekehren würde, konnten auch diese Sünden für immer getilgt werden oder wären es schon; nur müsse man fest daran glauben, wenn man vom Herrn die volle Vergebung empfangen habe. Während die Untersuchungsrichter jahrelang nachforschten, um einem Verbrechen auf die Spur zu kommen, schaffte Nikanor das in zwanzig Minuten eines Gesprächs. Und er konnte schweigen! Er würde das Gehörte niemals weitersagen — weder seinen Glaubensgenossen noch seiner Frau, noch den Organen, auch unter Androhung des Todes nicht. Man hat seine Einstellung verurteilt, hat gesagt, die Sünde müsse gesühnt werden usw., doch Nikanor erwiderte mit demütigem Lächeln jedesmal einfach, die Strafe für die Sünde habe Christus getragen:

»Dieser Kriminelle wird künftig kein Verbrechen mehr begehen, und deshalb würde ich selber schuldig, wenn ich den Untersuchungsbehörden von der Beichte des ehemaligen Verbrechers erzählte. Die sowjetischen orthodoxen Priester werden allerdings gezwungen, den Kultus-Bevollmächtigten über den Inhalt der Beichtgespräche ihrer Gemeindeglieder in Kenntnis zu setzen. Ich traf im Gefängnis einen Burschen, der aufgrund der Denunzierung durch einen Priester verhaftet worden war . . .«

*

Folgendermaßen erzählte Nikanor diese Begebenheit.

Der Bursche klaute einer Studentin ihre goldene Uhr. Doch sein Gewissen quälte ihn ungewohnterweise. Einst kam er zufällig an einer orthodoxen Kirche vorbei und trat ein. Die andachtsvolle Atmosphäre machte ihn zum Beichten gestimmt, und so wandte er sich nach der Liturgie an den Priester: Ob er nicht ein paar Minuten Zeit hätte?

»Aber gewiß doch, bitte! Was haben Sie, mein Sohn?«

Mein Sohn! Diese Anrede hatte der Dieb als Fünfjähriger zum letztenmal gehört, als seine Mutter noch lebte; von da an war er ein Dieb gewesen. Der Krieg hat viele unglücklich gemacht . . . Nun fing der Bursche zu schluchzen an. Schloß sein Herz auf:

»Ich bin sündig, Batjuschka! Ich bin ein Dieb, habe viel gestohlen, und neulich habe ich einer Studentin die Uhr weggenommen — und gesehen, wie sie in der Straßenbahn weinte und allen erzählte, daß die Uhr ihre einzige Kostbarkeit, ihr Andenken an die Mutter gewesen sei . . .«

Der Priester hörte sich alles an und sagte:

»Mein Sohn! Gott vergibt dir deine Schuld. Geh zum Mädchen, bringe ihr die Uhr zurück und bitte sie um Verzeihung. Sie wird dir auch vergeben.«

Der Dieb fuhr zum Studentenwohnheim, fahndete zwei Stunden lang und fand schließlich sein Opfer, allein im Zimmer. Da beichtete er nochmals . . . Sie fiel ihm um den Hals und dankte ihm herzlich. Er befreite sich aus der Umarmung, doppelt beschämt.

»Sie sind so freundlich, lassen Sie mir doch Ihre Adresse, ich möchte mich Ihnen noch irgendwie erkenntlich zeigen.«

Die Adresse? Sie will mich bei der Polizei anzeigen? Nie! Im Laufschrift verließ er das Wohnheim . . . Und einen Monat später wurde er verhaftet.

»Sie haben eine Uhr gestohlen.«

»Eine Uhr?«

»Jawohl.«

»Was für eine Uhr?«

»Die Uhr der Studentin X.«

»Unsinn. Die Uhr hat sie längst wieder.«

»Aber Sie haben den Akt des Verbrechens begangen und müssen dafür die Strafe tragen, um in Zukunft nicht wieder zu stehlen.«

»Ich wünsche eine Konfrontation mit Bürgerin X.«

Man arrangierte ein Treffen mit dem Priester.

»Mein Sohn, du hast mir doch diese Sünde gebeichtet?«

»Ach soo läuft das? Ob ich dir gebeichtet habe? Hab ich. Und du — hast geplaudert, Pope? Weißt du, was du bist? Ein Seelenverderber.«

Zuletzt tauchte auch die Studentin wieder auf; sie kam zum Prozeß.

»Dieser junge Mann hat Ihnen eine Uhr gestohlen?« fragte der Richter.

»Dieser junge Mann ist ehrlicher als alle, die ich in meinem Leben je getroffen hatte. Er hat mir den Glauben an die Menschen gegeben . . .«

Er hatte ihr den Glauben an die Menschen gegeben! Sie korrespondierten, während er seine drei Jahre absaß. Der Priester aber, der nicht schwieg, hatte *ihm* eine Abscheu gegen Christus gegeben . . . Und gegen die Christen.

»Du glaubst an Gott? Du bist Prediger? Schweinehunde seid ihr, Seelenverderber! Ihr seid nicht gut genug, um allesamt abgeschlachtet zu werden! Mit meinen eigenen Händen würde ich euch alle umbringen . . .«

Der Priester hatte den Dieb zum potentiellen Mörder gemacht . . .

Nachdem er mir seine ganze Geschichte erzählt hatte — so berichtet Nikanor weiter —, konnte ich eine Woche lang überhaupt nichts essen, und die ganzen Nächte schrie ich zu Gott, ins Gefängniskissen vergraben: Herr! Durch die Hand dieses Diebes oder eines anderen Verbrechers — bringe mich um! — für diesen Priester! So kann ich nicht mehr leben! Ich bitte um den Tod und um nichts anderes! Ich schäme mich!

Gewiß — man schämt sich. Ich hatte für diesen traurigen Priester ein schlechtes Gewissen. Seelsorger lassen sich als Marionetten in den Händen der atheistischen Behörden dazu gebrauchen, die Autorität Christi in den Augen der Bevölkerung zu untergraben . . .

Gott sei Dank, der ehrliche Dieb kam endlich frei und heiratete die inzwischen diplomierte Ärztin. Als ich mit einem Freund den Priester aufsuchte und wir ihn baten, sich beim ehemaligen Dieb zu entschuldigen, warf er uns hinaus . . . — schloß Nikanor.

✱

Nun stießen die drei Christen vor der Tür zum Büro auf den Politvize. Er sah nüchterner aus.

Nikanor legte dem Politvize die Bitte der Freunde vor. Dieser schickte sich schon an zu antworten, als wie aus der Erde gewachsen der Natschalnik der fünften Sektion vor ihnen stand und gestikulierend ausrief:

»Wo denken Sie hin! Auf keinen Fall darf man ihnen die Lektüre von Marx und Lenin erlauben! Sie schießen sonst mit unseren eigenen Waffen — gegen uns!«

Die Brüder schmunzelten. Pjotr versuchte, seine Gedanken zu einer Antwort zusammenzukriegen, aber kaum hatte er den Mund geöffnet, hieß es:

»Schweig! Du kriegst Karzer statt Lenin und Marx!«

»Aber, Bürger Natschalnik, wir bitten ja nicht um eine Bibel, wir bitten ja um die offiziellen Werke Lenins!« sagte Trofim.

»Schweig! Bist nicht gefragt! Ihr wollt uns Lenin auf den Kopf hauen.«

»Wir — mit dem Toten schlagen . . . ? Wir sind keine Schlägertypen und eifern Ihnen nicht nach im Haß.«

Das wurde ganz still und knapp gesagt. Der Politvize, hilflos die Augen rollend, hätte Nikanors Worte zu gern nochmals gehört: so ein pikantes Material für eine Strafsache! Die Blicke der beiden Pädagogen begegneten sich. Der eine schaute demütig und freundlich, leuchtete vor Liebe, der andere schoß blinden Haß und Ärger — ein schweigendes Duell. Schließlich mußte der Kasache den Blick abwenden. Es war unmöglich standzuhalten.

Unmöglich auch, weiterhin so wütend zu sein. Unmöglich zu fordern, Nikanor solle seine Antwort wiederholen. Unmöglich, diesem kristallklaren Blick mit Karzer zu drohen . . . Der Politvize ahnte, daß er verloren hatte. Er schämte sich. Er merkte, daß sein Häftlings-Kollege bedeutend klüger war als er, daß er mit diesen Gläubigen nicht fertig wurde, daß jedenfalls nicht er *sie* erziehen würde . . . und daß er sie mit seiner Moral nicht gewinnen konnte . . . Doch er mußte etwas sagen.

»Leutnant, verbieten Sie dem Bibliothekar, ihnen Bücher von Lenin in den Lesesaal zu geben.«

»Danke, Bürger Natschalnik!« sagte Pjotr wieder, und sie gingen.

»Schweig!« ertönte es zum Abschied.

Nachdenklich verließen die Gläubigen ihren »Erzieher«. Die Kasachen lobten den Politvize. Sie fanden, er sei doch recht gelehrt in Sachen Staats- und Rechtstheorie; er könne seine Gedanken bloß auf Russisch nicht so gewählt ausdrücken. Vielleicht. Den Gläubigen tat er einfach richtig leid.

Jahre vergehen. Wieder in Freiheit, trafen Brüder aus jenem Lager 1970 bei Nikanor zusammen, tauschten Neuigkeiten und alte Erinnerungen aus. Eigentlich glich der Politvize in manchem dem orthodoxen Priester, der nicht schweigen konnte, fanden sie — und hielten einen Tag des Fastens und Betens für diese Seelen.

Weitere vier Jahre später erzählte einer der Brüder dem KGB-Beamten, der *sich um ihn kümmerte*, von diesen traurigen Erziehern in den Haftanstalten, diesen Trinkern und Rauschgiftsüchtigen. Der KGB-Offizier lachte: Was fällt den Kollegen von der Lagerverwaltung nicht alles ein! Schlau genug sind sie, für ihr Brot nicht in einer Fabrik zu schufteln, sondern sich für das Schikanieren der Strafgefangenen bezahlen zu lassen! Wen kümmert es, ob diese sich *bessern* . . .

Das KGB beginnt wieder Ernst zu machen

Das Büro des Operativen Bevollmächtigten kannte Pjotr vom ersten freien Tag her, als ihm der Operative verbot, Briefe zu schreiben, die das Wort »Gott« enthielten. Der Atheist qualifizierte es als gesetzlich verbotene antigesellschaftliche Propaganda und Agitation; zur Zeit des Personenkultes hatte er ein für allemal *gelernt*, daß die Gläubigen, indem sie zu Gott beten und von Gott erzählen, die Grundlagen des Staates untergraben und deshalb liquidiert werden müssen. Gott sei Dank, die meisten jener Christen sind inzwischen heimgegangen, haben ausgelitten. Viele Hundert plagen sich aber noch heute als Lebenslängliche in den Lagern; Chruschtschow hatte doch nicht alle rehabilitiert. Aufrührerisch sind sie, gefährlich... Hm... wollen allein von Gott abhängen, nur seine Macht über sich fühlen... Das gibt's nicht! Sollen diese Fanatiker ihre Tage in irgendeinem Lager in Mordwinien oder Komi beschließen! Waren Gläubige zusammen in einem Lager? Zusammen waren sie zwar, aber in Lagern für Kriminelle...

Die zweite Vorladung überraschte Pjotr. Er scherte wie jeden Tag Felle, als der Diensthabende des Operativen ihn holte. Semjon saß daneben:

»Geh, Pjotr, mit Gott. Ich werde beten...«

Pjotr ging. Was half es zu rätseln, wofür und weshalb er gerufen wurde? Er würde es bald genug wissen. Das Herz war ihm nicht leicht.

Das Büro des Operativen ist so ausgestattet, daß kein Geräusch, ja kein Schrei hinausdringen kann. Wer die äußere Tür hinter sich geschlossen hat, dann die innere, der ist von der Außenwelt isoliert, und »sein« Operativer kann ihn unbehelligt anschreien und anfluchen und schlagen — kein Mensch hört etwas und keiner eilt zu Hilfe.

Als Pjotr die innere Tür zugemacht hatte, erblickte er hinter dem Schreibtisch einen hochgewachsenen älteren Mann, der mit dem Major plauderte. Pjotr grüßte und meldete:

»Häftling Soundso auf Ihre Vorladung hin erschienen!«

Wie in der Armee, obschon er nicht als Soldat gedient hatte; in die Armee Christi allerdings war er rekrutiert worden, aber dort tönt es anders.

Sogleich ging der Major und ließ den Herrn in Zivil mit dem Häftling allein. Der ältere Herr befahl Pjotr, sich ihm gegenüber zu setzen und seine Hände — auf den Tisch zu legen. Der Häftling gehorchte. Er wurde vom Unbekannten zunächst mit einer Art Neugierde gemustert und bekam dann dessen Ausweis gezeigt. Vor ihm saß ein Oberstleutnant des KGB, Chef der Untersuchungsabteilung des Gebiets. Es lief Pjotr kalt über den Rücken, doch da standen Jesu Worte vor ihm: »Sorgt euch nicht, was ihr antworten sollt« — und sein Herz füllte sich mit Frieden.

»Wundern Sie sich nicht, daß ein Mitarbeiter des Staatssicherheits-Komitees Sie zu einem Gespräch hat kommen lassen?«

Pjotr zuckte die Schultern:

»Was gibt es da sich zu wundern? Bloß was die Staatssicherheit eigentlich mit der Religion zu schaffen hat, das ist nicht klar.«

»Das werden Sie gleich verstehen. Ich habe mit Ihren sibirischen Freunden geplaudert, sie ein bißchen ausgefragt! An Ihrem früheren Wohnort sind Sie, etwa zwanzig Leute, zu Gebetsgemeinschaften zusammengekommen! Wollen Sie so freundlich sein und erzählen, wer dort Gemeindeleiter war, bitte?«

»Auf solche Fragen antworte ich grundsätzlich nicht. Es liegt auf der Hand, daß Sie sowieso wissen, wer wo Gemeindeleiter ist, wer Diakon oder sonst ein Amtsträger, und die Bestätigung von einem Gläubigen brauchen Sie höch-

stens, um eine Strafsache gegen einen unserer Brüder aufzubauen. Also — ich kann nichts sagen.«

»Ist es denn ein Geheimnis, wer bei euch Gemeindeleiter war? So, wer hat eure Gottesdienste geleitet in Sibirien?«

»Die Gottesdienste leitet immer allein der Herr selbst durch den Heiligen Geist, worum die Gläubigen auch bitten«, antwortete Pjotr.

»Hören Sie auf mit dem Quatsch!« Der Offizier zog eine Bibel aus der Tischi-schublade.

Na, das wußten wir ja auch nicht, daß der Operative eine Bibel bei sich hat! Ob man ihn mal bitten kann, sie uns auszuleihen? dachte Pjotr.

Der Oberstleutnant begann aus dem ersten Petrusbrief zu lesen.

»Die Hirten nun unter euch ermahne ich als ihr Mit-hirte . . .« und fragte: »Wer war bei euch der Hirte?«

Pjotr bat um die Bibel. Schweigend reichte sie ihm der Offizier. Das zehnte Kapitel des Johannesevangeliums aufschlagend, las Pjotr:

»Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte gibt sein Leben für die Schafe hin . . .«

»Genug!« unterbrach ihn der KGB-Mann verärgert. »Antworten Sie auf meine Frage oder nicht?«

»Nie.«

Der Oberstleutnant blickte Pjotr eine halbe Ewigkeit in die Augen und sagte schließlich:

»Wie können Sie es wagen, mir die Antwort zu verweigern! Sie nennen sich Christ und unterwerfen sich den Organen der Sowjetmacht nicht! Was sind Sie da für ein Christ? Ein schöner Scharlatan, wenn Sie gegen das Evangelium gehen.«

»Danke, daß Sie die pastorale Sorge um die Erfüllung des Evangeliums auf sich nehmen. Ich sage der Administration immer, wenn wir etwas gegen Gottes Wort tun, solle man uns dafür in den Karzer sperren! Damit wir Christus nicht vergessen!«

Inzwischen hatte der Oberstleutnant die gesuchte Stelle im Römerbrief gefunden und las vor:

»Jedermann sei den vorgesetzten Obrigkeiten untertan . . .« Wie verstehen Sie das, was hier geschrieben ist?«

»Gut, ich erkläre Ihnen, wie ich überhaupt die Unterordnung des Christen gegenüber den vorgesetzten Obrigkeiten verstehe. Gewisse Gläubige rechtfertigen ihr Verhalten mit dem Gebot zum Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, in Paulus' Römerbrief. Der Brief wurde an Christen geschrieben, die zu jener Zeit äußerst brutal verfolgt wurden. Wollte der Apostel Paulus etwa nicht, daß sie in den Tod gingen? Riet er ihnen, sich lieber von Christus loszusagen? Weil er sah, daß sie in Neros Amphitheatern von wilden Tieren zerrissen wurden, hat er ihnen wohl deshalb befohlen, dem Diktator mehr zu gehorchen als Jesus Christus? Haben Sie Sienkiewicz' Buch ›Quo vadis?‹ gelesen? Es gibt da eine Szene, wo der Apostel Paulus in Rom ist, in einem Amphitheater, und die Christen tröstet, die man gekreuzigt hatte. Er sagt nicht: ›Kommt herunter vom Kreuz!‹ wie uns heute eure Marionetten in Priestergewändern raten. Sondern er erinnert sie daran, daß sie bald beim Herrn sein werden; diesen Trost gab er ihnen, damit sie treu bleiben sollten — nicht dem Nero, sondern dem Herrn Jesus.

Wenn die weltliche Macht von uns verlangt, daß wir ehrlich arbeiten und die übrigen bürgerlichen Pflichten erfüllen, die der Lehre Christi nicht zuwiderlaufen, so sind wir verpflichtet, ihr zu gehorchen, auch wenn sie erklärter Gottesgegner ist. Aber wenn die Behörden — oder das KGB — das Gewissen des Christen zu manipulieren versuchen und ihm diktieren, wie er zu seinem Gott beten müsse, wie ihm dienen und so fort, dann kann er es nicht verantworten, Ihnen zu gehorchen — statt Christus. Sie verbieten uns das Evangelisieren; als man das dem Apostel Paulus verbot, war ihm Gottes Willen wichtiger: *Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!*

Was Ihre konkrete Frage angeht, so schreibt derselbe Apostel: »Seid allezeit bereit, euch gegen jedermann zu verantworten, der von euch Rechenschaft über die Hoffnung fordert, die in euch lebt . . .« Nun wollen Sie aber von mir nicht Rechenschaft über meine Hoffnung, sondern fragen mich über den Dienst meiner Brüder in der Gemeinde aus. Es sei ja keine Sünde, Sie wüßten es ja sowieso, und so weiter . . . Dann hat Judas auch keine Sünde begangen; Jesus kannte sowieso jeder, und er führte bloß die Soldaten nach Gethsemane . . . Es gibt auch ohne mich genug solche Judasse, die Sie doch selber verachten und sich am ersten Pfahl aufhängen lassen, sobald sie nicht mehr gebraucht werden . . .«

Der Oberstleutnant in Zivil notierte eifrig, während Pjotr sprach und nun schloß:

»Also denn, Bürger Oberstleutnant, suchen Sie sich anderswo Zuträger; mir lebt sich's in der Kolonie nicht schlecht. Der Natschalnik der Operativen Abteilung sagt, wir lebten wie im Kommunismus. Und mein Sektionschef mahnte wörtlich: »Es ist für euch eine Sünde zu murren, ihr habt hier regelrechten echten Kommunismus.« Wir sind bereit, unsere Zeit durchzustehen . . .«

Lachend unterbrach ihn der Oberstleutnant:

»Interessante Briefe über den Kommunismus haben Sie geschrieben!« Pjotr zuckte schweigend die Schultern. »Hören Sie, junger Mann, es wird ein schlechtes Ende mit Ihnen nehmen. Geben Sie es auf, so zu leben! Wir werden uns gezwungen sehen, Sie viel strenger zu behandeln! Hängen Sie Ihre Religion an den Nagel, Sie fangen doch eben erst zu leben an! Sie haben noch das ganze Leben vor sich!«

»Manchmal frage ich mich wirklich, was diese sinnlosen Unterhaltungen sollen, Bürger Natschalnik. Wir Gläubigen kennen das Programm des Aufbaus der kommunistischen Gesellschaft: Im Vollkommunismus darf es keine bourgeoisen Vorurteile mehr geben, das heißt, man wird mit der Religion aufräumen, koste es, was es wolle. Wenn

man nicht in der Lage ist, das *ideologisch* zu erreichen — durch die Zersetzung der Gemeinden von innen und durch Anwerbung der religiösen Führer als Denunzianten —, dann werden, *falls* Gott das zuläßt, die Gläubigen eben physisch ausgerottet. Also sind wir Christen hier, in der sogenannten allerdemokratischsten Gesellschaft der Welt, zur physischen Liquidierung verurteilt . . . Mich beruhigt zwar der Gedanke, daß die kommunistische Gesellschaft wohl nicht ganz ohne Lager auskommen wird; denn jemand muß doch die Dreckarbeit tun; und so werden wir dann vielleicht begnadigt, und man läßt uns dieser Gesellschaft die Stiefel putzen? Das hat mir — Verzeihung — eine Schullehrerin beigebracht, es ist also nicht meine Erfindung. In den paar Jahren, die gemäß Chruschtschows Aufbauplan noch übrig sind, werden Sie jedenfalls mit uns Baptisten nicht zu Rande kommen. Da werden Sie noch eher mit ihm fertig als mit uns. Bei uns ist die Grundlage stabiler als bei Ihnen.«

Pjotr brach ab und fragte sich, ob er wohl wieder zuviel gesagt habe, oder etwas Ungeschicktes, so daß der KGB-Offizier ihm einen Strick draus drehen könnte. Dieser legte die Feder weg:

»So. Also Sie wollen nicht antworten?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Wollen Sie gefälligst die Hände auf den Tisch legen?!«

»Wozu? Damit Sie meine Erregung sehen können? Wer hat denn keine Angst vor Ihnen? Ich habe auch Angst vor Ihnen und bin nervös. Mein Untersuchungsrichter hat mir allerdings seinerzeit damit gedroht, mir mit einer Ahle das Herz zu durchbohren! (Geht das aufs Konto des kommunistischen Humanismus?) Nun, ich bin ihm nicht böse. Unter Stalin hatte er wohl viele Häftlinge zum Winseln gebracht, und die Lust am Einschüchtern vergeht einem Menschen nicht schlagartig, nachdem er einmal auf den Geschmack gekommen ist, sich als Herr der Lage zu fühlen . . .«

»Warum haben Sie nicht Beschwerde eingelegt, daß der Untersuchungsrichter seine Kompetenzen überschritten habe?«

»Bei wem? Bei Ihnen? Sie haben ja auch nicht das Recht, von mir zu verlangen, ich solle die Hände auf den Tisch legen! Psychologische Attacke? Lohnt sich nicht . . .«

»Das ist keineswegs unsere Absicht, junger Mann, sondern wir versuchen euch lediglich klarzumachen, daß ihr gescheiter nicht mit den Behörden in Konflikt kommt. Wegen der Drohung des Untersuchungsrichters können Sie Beschwerde einlegen . . .«

»Wir beschweren uns nie darüber, daß Sie uns verfolgen und verhöhnen, sondern soweit ich weiß, setzen die Gläubigen die Sowjetregierung davon in Kenntnis, daß die lokalen Machtorgane sich in dem und dem gesetzwidrig verhalten haben. Und außerdem informieren wir das ganze Gottesvolk, damit die Glaubensgeschwister für Verfolger und Verfolgte beten. Es ist doch phantastisch: Millionen von Christen beten jetzt vielleicht für Sie und für mich! Mir gibt das Sicherheit und Kraft! Während Sie uns gerade die Gebetskraft nehmen wollen.«

»Die Baptisten im Ausland beten nicht für euch«, runzelte der Offizier die Stirn. »Sie halten's mit unseren offiziellen Baptisten und werden euch nie unterstützen. Dafür sorgen wir schon, nur keine Angst.«

Pjotr blieb ruhig:

»Prima. Gut zu wissen, daß unsere Hilfe nicht von Christen kommt, die sich vom Evangelium entfernt haben, sondern von Gott, unserem Vater.«

»Folgendes. Was die sibirischen Gläubigen anbelangt, müssen wir morgen nochmals reden. Für heute reicht es. Gehen Sie.«

Der junge Häftling grüßte und verließ das Büro. Trofim, Kostja, Nikanor und Lapin warteten schon auf ihn.

Er erzählte ihnen die ganze Unterhaltung mit dem KGB-Offizier und bat die Freunde um ihre Meinung; er hatte Angst, daß er vor lauter Temperament etwas Falsches gesagt haben könnte. Das Gespräch mit dem KGB-Mann überrumpelte ihn völlig. Nachdem er seine fünf Jahre Freiheitsentzug bekommen hatte, erwartete er nicht, daß die KGB-Organen sich noch mit ihm befassen würden . . . Er verstand Gründe und Anlaß des Besuches aus der KGB-Untersuchungsabteilung in der Kolonie nicht.

Während die Freunde das Gespräch im Gebet an Jesus abgaben, stieß auch Semjon zu ihnen. Er ließ sich ins Bild setzen und lächelte dann.

»Wißt ihr was, zerbrecht euch nicht die Köpfe! Es dreht sich nicht um die sibirischen Gläubigen, die gehen den Oberstleutnant überhaupt nichts an. Des Pudels Kern ist irgendwann nach eurem Prozeß zu suchen.«

»Wie?«

»Natürlich. Es geht nicht um den Gemeindeleiter, über den dich der Oberstleutnant befragt hat. Er wußte genau, daß du ihm auf diese Frage ebensowenig antworten würdest wie auf andere solche. Er hat gewiß bei der Staatsanwaltschaft, beim Gericht und bei der Kolonieverwaltung Angaben eingeholt über dich und deine geistliche Entwicklung. Und wollte einfach den Boden sondieren, wie weit du ideologisch gesehen in Zukunft ihre planmäßige Arbeit der Zerstörung der Gemeinden und Kirchen von innen stören könntest. Du hast bemerkt, daß er alles aufschrieb, was du sagtest; jetzt wird er das mit seinen Kollegen besprechen, und morgen kannst du von ihm eine Überraschung gewärtigen — etwa in der Richtung, daß du für die Erbauer des Kommunismus so ungefähr der allergefährlichste Mensch bist . . .«

»Wie soll ich mich diesen KGB-Genossen gegenüber bloß verhalten?« fragte Pjotr.

»Offen gesagt, Pjotr, du hast in deinem Leben schon eine Reihe ernster Fehler begangen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sich bereits in Sibirien die KGB-Organen mit dir befaßt?« Der Bursche nickte. »Also denn, diese Genossen haben an uns Versuchskaninchen schon einiges gelernt. Die Gläubigen sind für die Partei, für den Atheismus der Feind Nummer 1. Bekanntlich haben sie sich eingeredet, es dürfe im Kommunismus kein Christentum mehr geben — nur noch die kommunistische Religion. Chruschtschow hat feierlich erklärt, daß noch diese Generation von Sowjetmenschen im Kommunismus leben werde. Das ist natürlich leeres Geschwätz, aber untätig dasitzen können sie nicht; sie versuchen das Gesicht zu wahren. Stellt euch vor, nach ihren menschlichen Vorstellungen müssen sie in knapp zwanzig Jahren die materielle Basis für den Kommunismus beieinander haben. Und die ideologische? Dafür bräuchten sie mindestens noch ein paar hundert Jahre, und auch dann käme ihr Utopia nicht zustande, da sie blutig begonnen haben und blutig enden werden. Nach Stalin haben sie zwar vorübergehend den Appetit auf Blut verloren. Es wurde beschlossen, im ganzen Land alle religiösen Gemeinschaften — unter ihren staatlichen Schutz zu nehmen? O nein, sondern unter ihre atheistische Kontrolle. Wozu das? So ist es leichter, mit den Gläubigen aufzuräumen. Man erklärt den totalen Krieg, aber nicht einen Krieg wie zur Zeit des Personenkultes. Sie haben es verstanden, den von ihnen anerkannten christlichen Vereinigungen antievan-gelische Dokumente aufzuzwingen, die darauf angelegt sind, die Kirchen und Gemeinden zu schwächen. Sie wissen, daß manche diese Falle durchschauen und Opposition machen werden. Doch sie können sich an den Fingern abzählen, daß es darunter eine Menge Feiglinge gibt, die ihnen aus Angst liebdienern und die Zersetzung der Kirchen *von innen* bewerkstelligen werden. Jene Einzelnen aber, die offen gegen die Kompromißbereiten vom EChB-Allunionsbund oder vom Patriarchat auftreten, diese wird

man vernichten. Wartet bloß ab, es vergeht kein Jahr, und auf Anweisung des KGB wird irgendwo ein Experiment gestartet: Man wird in einem Gefängnis einen Christen töten, und die Organe werden beobachten, wie die Gläubigen darauf reagieren. Das wird sich wiederholen, um sie einzuschüchtern: Dieses Los erwartet alle Christen, die nicht freiwillig den geistlichen Tod wählen. Am wichtigsten ist den Organen aber die christliche Jugend; auch da werden sie versuchen, das Experiment mit einer Ermordung durchzuführen, obschon sie einsehen müßten, daß man die Jugend damit nicht vom Weg abhalten kann. Vielleicht halt doch? Und sie werden es tun. Ihre Linie ist es, über Leichen zum Ziel zu schreiten. Wieviele Christen, die Gott treu blieben, habe ich umkommen sehen!

Also, Pjotr, es wäre besser gewesen, wenn du dich schon gleich bei der ersten Begegnung mit den KGB-Genossen als völliger Ignorant präsentiert hättest. Nun geh erst einmal und versuche dich zu erinnern, was du den Organen in Vergangenheit alles gesagt hast . . .«

Pjotr ging in seine Baracke.

Er schief die ganze Nacht nicht und dachte nach. Das war ernst: Wenn die KGB-Organen in den Kampf gegen einen Christen eingeschaltet wurden, dann roch es nach Blut.

*

Illustration

Nachdem sich die gewiegtsten Tschekisten mit den Gläubigen zu befassen begannen, konnte gemäß der Erfahrung der Vergangenheit der erste Todesfall nicht fern sein. Was Semjon vorausgesehen hatte, bewahrheitete sich bereits nach fünf Monaten. Ein Mitglied der EChB-Gemeinde in Kulunda wurde Anfang 1964 unter der Regie des KGB brutal umgebracht — Nikolaj Chmara, den man

zunächst, gemeinsam mit Subbotin und seinem Bruder, Wassilij Chmara, zu fünf Jahren Freiheitsentzug verurteilt hatte. Es war dieses Experiment: Wie würden sich die Gläubigen daraufhin verhalten? Hätten die Organe die Spuren verwischen wollen, dann hätten sie den Toten seiner Frau Marija nie herausgegeben. Der ärztliche Befund nannte Lungenentzündung als Todesursache. Marija und den Freunden fiel indessen auf, daß Nikolaj mit glühenden Eisen traktiert worden sein mußte, daß ein Bein aus dem Hüftgelenk ausgerenkt war; und im geöffneten Mund fehlte die Zunge.

KGB-Oberleutnant Wdowetschenko wollte mir 1974 weismachen, es handle sich dabei um eine Provokation von seiten der Gläubigen; tatsächlich sei Chmara an einem epileptischen Anfall gestorben, und seine Zunge habe sich dabei im Schlund verfangen. Auch Iwan Moissejew sei bei leibe nicht umgebracht worden, sondern normal ertrunken.

Ich mußte ihm folgende logischen Folgerungen vorlegen: Angenommen, die Gläubigen lügen und haben Erfindungen über die Ermordung Chmaras und Moissejews in Umlauf gebracht. Angenommen, die beiden KGB-Versionen sind zutreffend. Konnte die hohe Temperatur — bei Lungenentzündung bis 42° — Chmara die Haut verbrennen und Spuren wie von Brenneisen hinterlassen? Wer weiß, vielleicht sterben in der Sowjetunion bald massenhaft Christen an solcher Lungenentzündung. Weiter: Chmara brachte es in seinem Fieberwahn eventuell auch noch fertig, sich das Bein auszurenken. Aber: Seine Zunge wurde herausgerissen oder -geschnitten und verschwand nicht einfach im Schlund. Es gibt Photos als Belege, ich habe sie gesehen im Verlauf meiner KGB-Untersuchung 1966 in Taschkent, und ich verlangte, daß man sie unserer »Strafsache« beihefte, da man uns unter anderem auch Verleumdung der Organe der Sowjetmacht anlastete. Sie halten doch viel auf eine weiße Weste! Sie lassen sich ihren Heiligen nicht entthronen! (Als ich im Gefängnis

dem Operativen einst sagte, für mich sei Lenin keine Ikone, da war er bereit, mich für a n t i s o w j e t i s c h e P r o p a g a n d a zu bestrafen. Für ihn ist er wohl eine Ikone.)

Nun sind also gemäß der Behauptung des Oberleutnants Wdowetschenko die Fälle Chmara, Moissejew und andere einfach »Provokation« unsererseits.

»Wenn es Wahrheit ist, German«, sagte er zu mir, »dann werfe ich mein Parteibüchlein weg!«

Er wird es wegwerfen müssen, so teuer es ihm ist.

(Über die Provokationen dieses Mannes und seines Vorgesetzten, eines Majors, gegen eine nichtregistrierte EChB-Gemeinde schrieb ich zweimal an die Sowjetregierung. Eine Antwort habe ich nie bekommen, »dafür« die Ausreise-Erlaubnis, während das KGB seine provokatorische Tätigkeit in der freien EChB-Gemeinde in Frunse ungehindert weiterführt . . .)

Zurück zum Fall Nikolaj Chmara. Ist es Verleumdung zu sagen, er sei auf KGB-Geheiß ermordet worden?

Es gibt da einige Fakten zu berücksichtigen, abgesehen von den Photos.

Dem Direktor des Gefängnisses, in dem Chmara umkam, und seinem Stellvertreter machte man den Prozeß; die Anklage lautete auf »Mißbrauch der Dienststellung«. Sie mußten die Strafe (an die acht Jahre Freiheitsentzug) natürlich nicht voll absitzen und wurden im Rang befördert; das ist uns Gläubigen allerdings nicht so wichtig. »Mein ist die Rache«, spricht Gott. Aber auch das Benehmen der beiden Offiziere vor Gericht ließ auf mächtige Deckung schließen. Im Beisein der Witwe beantworteten sie die Fragen des Richters herausfordernd, süffisant.

Laut meinem KGB-Gewährsmann Wdowetschenko standen die beiden nicht wegen des Mordes vor Gericht, sondern weil sie der Witwe die Leiche herausgaben. Wenn er Lungenentzündung oder (zum ersten und letzten Mal in

seinem Leben) einen epileptischen Anfall gehabt hätte, wäre das kaum als Strafdelikt geahndet worden.

Ferner: Vor meiner zweiten Verhaftung 1966 führten KGB-Beamte bei mir und mehreren anderen Christen eine Haussuchung durch, und in deren Verlauf — es wird namentlich nach Geschriebenem und Gedrucktem gefahndet, das den Begriff »Gott« enthält — wandte sich KGB-Major Kurbanow, der alle Haussuchungen leitete, an mich:

»Wir werden mit dir genau gleich verfahren wie mit Chmara.« Er sagte nicht »wie die Offiziere von der Gefängnisadministration mit ihm verfahren«, sondern bezog es auf das KGB.

Wdowetschenko, werfen Sie Ihr Parteibüchlein weg! Sie haben verloren!

Vielleicht war es dafür nur ein Einzelfall? Hauptmann Litenkow vom KGB sagte mir:

»Das war der einzige Fall in der Praxis der Organe, und Sie reiten dermaßen drauf herum!«

Der einzige Fall von Tötlichkeiten — abgesehen von allen Fällen, da Beamte der Organe den Gläubigen Arme und Beine brechen, sie für vierzehn Tage auf der Polizeiwache einsperren und sie »die fünfte Ecke« suchen lassen . . . Man weiß nicht, was die fünfte Ecke ist? Der sowjetische Kriminelle hat sich schon daran gewöhnt, und die Christen werden sich auch bald daran gewöhnt haben. Man ruft ihn in ein Büro, dort stehen schon acht, zehn Polizisten, solche stämmigen Kerle, und die Balgerei kann beginnen! Der Häftling fliegt von einer Ecke in die andere, hin und her, ohne den Boden zu berühren. Diese Methode hinterläßt kaum Spuren auf dem Körper. Die Organe haben sich im Prügeln perfektioniert. Und man ist »vorsichtiger«, praktiziert das nicht gleich massenhaft. Einen, oder zwei, oder ein Dutzend hat man verprügelt, na und? Das sind ja nicht zehntausend. Doch der einzige in

der Praxis der Organe ist der Fall Chmara nicht geblieben . . .

Sondern es folgte das »Jugendexperiment«, dem Iwan Moissejew zum Opfer fiel. Malträtiert und ertränkt.

Da sitzen wir, der KGB-Oberleutnant Wdowetschenko und ich. (So eine »friedliche Diskussion« endet für den Gläubigen immer mit drei bis fünf Jahren Haft, sie können einem auch mehr geben, sie können auch . . .) Da sagt mir dieser Jurij Nikolajewitsch, sehr höflich und pädagogisch — er hatte früher in einem Lager in der Arbeiterjugend-Schule Häftlinge unterrichtet:

»Man darf doch nicht einfach Tatsachen verdrehen, German! Moissejew ist ertrunken! Er bekam beim Schwimmen Krämpfe und schaffte es nicht mehr, ans Ufer zu kommen. Seine Kameraden wollten ihn retten und hinterließen Spuren an seinem Körper; danach machte ein Arzt einige Spritzen in der Herzgegend. Und ihr schreit sogleich Zeter und Mord . . .«

»Nun, gut. Ich bin nicht dabeigewesen. Aber es kann sich logischerweise nicht so abgespielt haben. Moissejew war eins achtzig groß und ertrank in einer Tiefe von 156 cm, ein paar Schritte vom Ufer entfernt. Wäre es denn für seine Kameraden schwierig gewesen, ihm den Kopf über Wasser zu halten, bis man einen Siebentonner-Kran herbeigeschafft hatte, um ihn aus dem Wasser zu ziehen? Umgekehrt — seinen Kopf u n t e r Wasser zu halten war offenbar noch leichter . . .«

Weiter fragte ich den KGB-Offizier, warum es sie so aufbringt, wenn ihre Praxis in der ganzen Welt bekannt wird.

Die Gläubigen »provokieren«, »lügen« — weshalb haben die Organe dann Dutzende von Leuten hinter Gitter getan, die Iwan Moissejews Standhaftigkeit als Christ bezeugten? Die Organe gießen kübelweise Dreck über die Christen, vor der gesamten Weltöffentlichkeit, setzen dazu Kirchenfunktionäre, Presse, Radio, Film und

Fernsehen ein; und die Christen schreiben lediglich: Das stimmt doch alles nicht! Nichts weiter. Sie werfen keine Steine, und wenn sie anklagen, dann mit Grund.

Glaubhaft widerlegen können's die Organe nicht. Darum schreien sie so laut: Das haben die Verwandten, die Mitchristen erfunden! Die Massenprügelei von Polizei und Hilfspolizei gegen Gläubige, während eines Gottesdienstes in Omsk — erfunden! Und die Schlägerei, der im Gefängnis von Baku ein kirchlicher Amtsträger zum Opfer fiel, ist die auch gelogen? Wer hat ihn geschlagen? Laut einem Augenzeugen, der damals in Baku einsaß, setzte der Gefängnisdirektor eines Tages das Gerücht in Umlauf, der Baptistenprediger sei ein Spitzel, ein Denunziant. Gläubiger Denunziant — das ist zwar ein Paradox, aber Denunzianten werden von den Gefangenen nicht nur verachtet, sondern möglichst totgeschlagen, damit sie nicht länger für den operativen Beamten arbeiten können. Wie kämen die Häftlinge dazu nachzuprüfen, ob es eine Provokation war?! Sie schlugen den Mann halbtot, und nur durch ein Wunder überlebte er. »Das haben die Häftlinge gemacht, nicht wir!« lautete die Antwort. Man hatte die Häftlinge indessen aufgehetzt, d a m i t die Zellenkameraden ihn lynchten. Auch Schreibtischmörder können ihre Hände nicht in Unschuld waschen.

In Frunse veranstalteten die KGB-Organe und der Bezirkssowjet Quartier-»Versammlungen« im Zeichen des Kampfes gegen die Religion. Man trommelte alle Bewohner eines einzelnen Quartiers zusammen und las Verleumdungen an die Adresse von Gläubigen vor. Oder man ließ vorlesen. Da buchstabiert die Nachbarin einer gläubigen Familie stockend »ihre« Anklage zusammen; ein Mitarbeiter des Bezirkssowjets hilft ihr, verbessert. Ehemalige Kriegsgefangene, die nach dem Krieg zum Glauben gekommen und einer freien EChB-Gemeinde beigetreten waren, werden von ihren Mitbürgern als Vaterlandsverräter angeprangert, als antisowjetische Elemente. In einer

Reihe von Auftritten hageln darauf erfundene Anklagen bezüglich Verletzung der Religionsgesetze auf die Gläubigen ein.

»Verräter!« äußert sich da d a s V o l k, »begnadigte Verräter — und dann verletzen sie noch die sowjetischen Gesetze! Erschießen! Alle bis zum letzten umbringen, auch Kleinkinder nicht verschonen!«

Ein Betrunkener macht sich stark:

»Bringt sie mir hierher, und ich erwürge sie allesamt mit diesen meinen Händen!«

Oder ist es ein angeheuerter Agent, der seine Rolle gut spielt?

Nach zwei, drei Stunden ist die Hetze zu Ende. Die Polizei ist auf dem Platz. Es sind zwar die Organe, welche die Bevölkerung gegen die Gläubigen aufhetzen, aber es soll in ihrer Anwesenheit keiner erwürgt werden.

Und wenn nach einer solchen Veranstaltung in Omsk ein paar Rowdys einen Gläubigen auf der Straße umgebracht haben, so »waren das ja nicht wir«, nicht die Organe. Wenn Hilfspolizisten in der Straßenbahn ein paar Gläubige anfallen und sie verhauen, wie es ebenfalls in Omsk geschah, dann wird das »Prophylaxe« genannt.

Oder es versammeln sich, in derselben Stadt, Christen zu dritt zum Gebet in Privathäusern, und sogleich kommt die Polizei angefahren und holt sie in ihr »Hotel«. Nach Verabreichung einer Portion Prophylaxe entläßt man die Gläubigen wieder, und dann zahlen sie eine Buße von je 50 Rubeln, bei einem Monatslohn von 80 bis 100 Rubel.

Und die Regierung verkündet der Weltöffentlichkeit feierlich: »Bei uns wird niemand um des Glaubens willen verfolgt!« Daß man den Gläubigen ihre Kinder wegnimmt, weil die Eltern sie in der Liebe Christi erzogen haben — das fällt ebenfalls nicht unter »Verfolgung um des Glaubens willen«.

Die sowjetischen Gläubigen fragen sich, womit wohl die Beamten der Organisation der Vereinten Nationen so be-

schäftigt sind, daß sie bisher auf keinen Brief diskriminierter und verfolgter Christen reagiert haben. Tausende von nichtregistrierten Gemeinden schrieben der UNO-Menschenrechtskommission schon über die Verletzung elementarer Rechte, lediglich aufgrund religiöser Überzeugungen, aufgrund der Zugehörigkeit zum Rat der Kirchen der Evangeliumschristen-Baptisten. Und es haben sich viele selber die Antwort zurechtgelegt, es handele sich bei der UNO um eine internationale atheistische Organisation, welche die Interessen der religionsfeindlichen Kommunisten verteidige.

Schließlich bekennen sich in der Bundesrepublik Deutschland sogar schon Dutzende von Theologen und Pastoren zum Marxismus; Zwillingbrüder der Modernisten, die nicht wissen, ob es Gott gibt. Und dulden es ihre Schäfchen nicht?

Auch darauf stützen sich die Atheisten im Osten. Auch darum können sie ungestraft aufhetzen, verfolgen, hie und da stirbt ein Christ daran, was tut's? Die UNO hält sich zurück, und vor der Weltöffentlichkeit sind sie gut und rein . . . Und in den Augen der Christen im Westen?

Recht hatte Professor Galperin, der Atheismus-Philosoph, recht haben auch die KGB-Offiziere, recht hatte Chruschtschow:

»Man verfolgt euch Christen — was freut ihr euch da nicht?«

Sie freuen sich, sterben lächelnd, nehmen die Schläge an und danken Gott, daß er sie würdigt, um seines Namens willen zu leiden. Aber: Das können sie nicht ohne die Fürbitte Tausender lebendiger Christen!

Um einen kleinen Einblick ins Leben der Christen Sowjetrußlands zu geben, wird auch dieses Buch geschrieben. Es geht nicht um Empörung gegen den Kommunismus oder gegen die Atheisten. Sondern es bedeutet die Erfüllung der Bitte vieler Gläubiger, mit denen ich in Unfreiheit war: Das Volk Gottes in der ganzen Welt

zum Gebet für sie aufzurufen und dringend einzuladen, selber nicht bloß Namenchristen, sondern lebendige Gotteskinder zu sein! Damit jeder an seinem Platz auszuhalten vermag, hüben und drüben.

Was die Menschenrechts-Charta anbelangt, hat mir KGB-Oberleutnant Wdowetschenko erläutert, sie stehe bei uns bloß auf dem Papier. (Von dieser Äußerung einer Amtsperson setzte ich die Sowjetregierung in Kenntnis. Sie schwieg. Er hatte recht gehabt.) Es hätte auch seine Vorteile, wenn die Christen eindeutig wüßten, daß sie gemäß den Gesetzen des Landes verfolgt werden müssen . . . So wie es ist, klammern sie sich an das Papier, fordern legale Gerechtigkeit, wie ein Apostel Paulus das tun konnte — und das Gesetz zeigt ihnen den Rücken. Dadurch werden dann die Fronten doch noch klar. Sonst wären vielleicht die Gemeindeleiter schon lauter KGB-Beamte.

17

Pjotr blendet zurück, oder Die Kompromißfrage

Sibirien.

Wieviele frohe und traurige Erinnerungen tauchten bei diesem Namen auf: Sibirien! Dort kam Pjotr zur Welt, dort kam er zum Glauben. In dieser Nacht mußte er nüchtern Schritt um Schritt seines nicht allzu langen Lebens durchdenken und gleichsam mit Rotstift die Fehler anstreichen. Er war noch zu unerfahren gewesen, um keine zu bögen. Öfters vergaß er, daß er Bürger eines Landes war, in dem Fehler teuer zu stehen kommen, ja bisweilen das Leben kosten können.

Mutter hatte ihm viel über den Vater erzählt. Mit einiger Wehmut erinnerte sie sich an sein kompromißloses Verhalten.

Im Krieg holte man ihn und seine Brüder wie andere Angehörige nationaler Minderheiten in die *Arbeitsarmee*. Sie sollten nach Workuta in die Kohlenbergwerke, das

Vaterland braucht Brennstoff! 1942 vertraute man den Bürgern deutscher Herkunft den Dienst in der Roten Armee nicht mehr an.

Es war Winter. Ein Raupentraktor, der im Schrittempo fuhr, sollte die Arbeitsdienstler in die 50 Kilometer entfernte Stadt bringen. Bei 40 Grad unter Null zehn Stunden unterwegs! Sie froren entsetzlich. Um sich zu erwärmen, sprangen sie bald vom Schlitten, den der Traktor zog, schubsten und stießen einander und liefen dem Gefährt wieder nach. Dabei stürzte Pjotrs Vater und geriet unter den Schlitten, der ihn übel zurichtete. Schluß mit Laufen. In der Stadt kam er sogleich ins Krankenhaus. Er hätte nun simulieren können, damit man ihn nach Hause lasse, doch sein Gewissen verbot das. Dabei wußte er, daß er nicht lange durchhalten würde in der Arbeitsarmee — er mit seinem Magengeschwür. Fuhr gleichwohl mit seinen Brüdern nach Workuta. Dort trennte man sie: Verwandte können nicht zusammenbleiben. 1943 landete er im Spital. Ein Ulcus gilt heute nicht als schlimme Krankheit, wenn man Diät hält und von einem Spezialisten behandelt wird — aber damals? Ein operativer Eingriff ist nötig! So diagnostizierte der Arzt und fragte sogleich:

»Hast du Tabak?« Der Kranke schüttelte den Kopf; er rauchte als Christ nicht. »Dann bist erledigt.« Damit ging der Arzt.

Tabak rettete viele. Für Tabak gaben manche ihre Ration her . . .

Drei Tage hielt die schmerzhafteste Oberbauchkolik an; der Arzt trat zum Bett und schüttelte den Kopf:

»Für nichts und wieder nichts stirbt der Bursche!«

Und gab ihm eine Spritze. Der Kranke wurde schnell ruhiger, sagte noch: »Herr, ich lege meine Familie in deine Hände!« Und starb, an Magenperforation.

Ein Paket für ihn mit Lebensmitteln und Tabak erreichte das Krankenhaus am übernächsten Tag. Kopfschüttelnd stand der Arzt vor der Bescherung:

»Schade um den Burschen. Hätte er zwei Tage länger durchgehalten, ich hätte ihn operiert. Woher konnte ich denn wissen, daß heute ein Paket ankommt . . .«

Er habe den ganzen Tag gebrummt.

Ein Bruder hörte rein zufällig vom Todesfall und beschaffte sich mit Mühe eine Begräbnisbewilligung. Lange suchte er unter dem Stapel steifgefrorener Leichen, ohne den Körper seines Bruders zu finden. Die Arbeitsdienstler starben wie die Fliegen und endeten auf dem gemeinsamen Haufen. Wer wollte denn noch Gräber ausheben in der ewig gefrorenen Erde!

Wenn mein Vater noch lebte, dachte Pjotr, säßen wir jetzt vielleicht zusammen im Lager. Er war ein treuer Christ gewesen. Wer hatte damals nicht alles krank gespielt, um seine Haut zu retten. Dem Vater war ein reines Gewissen mehr wert — mehr als dieses Leben.

Herr, bewahre mein Gewissen vor Sünde . . . Und wo ich Schuld auf mich geladen habe, vergib doch! bat Pjotr auf seiner Pritsche. Und zeige mir mein Leben in deinem Licht!

Die Kindheit.

Er liebte seine russischen Kameraden, und sie mochten ihn ebenfalls leiden. Wenn die Kinder etwas angerichtet hatten, nahm er immer die Schuld auf sich. Das wurde bisweilen unglaublich: »Na, das kannst du doch nicht getan haben, du bist ja gar nicht dabei gewesen!«

»Aber wenn ich mitgewesen wäre, hätte ich es bestimmt getan!«

Man bestrafte ihn nicht. Er war ja vaterlos.

Die Umkehr.

Ein Evangelist kam ins Dorf. Man traf sich insgeheim im Haus eines Gläubigen. Bis dahin hatte es keine Versammlungen und Gottesdienste gegeben. In jenen Jahren waren die Christen einer um den anderen verhaftet worden. Der Evangelist predigte über die Wiedergeburt, das Geborenwerden von oben. Er malte den Hörern vor

Augen, was es heißt, vom Geist Gottes geboren und gesetzlicher Sohn des himmlischen Vaters zu werden. Da hatte er als Waise ausgerufen:

»Ich will einen solchen Vater! Jetzt, gleich, sofort! Gebt mir ihn!«

Bewegtheit bei den Anwesenden, sein Gebet unter Schluchzen:

»Vater, vergib mir, daß ich nicht wußte, daß du da bist und da warst! Ich will dein sein, nur dein! Ich will niemandem sonst gehören, nur dir allein! Nimm mich jetzt an — diese Sekunde!«

Freude und tiefe Ruhe im Herzen. Strahlendes Lächeln und das erste Gespräch mit den ungläubigen Freunden:

»Ich bin Christ geworden und habe jetzt einen wunderbaren himmlischen Vater.«

Die Freunde guckten und hoben wie auf Kommando einen Finger an die Stirn: Der spinnt! In der Schule brachte man ihnen bei, es gebe nur *einen* Vater aller Völker: Lenin. Bis 1953 war das zwar Stalin gewesen, dann hatte man ihn begraben und Lenin auferstehen lassen.

Pjotr aber erzählte von jenem Tag an, schon als Halbwüchsiger, von Jesus Christus, durch den er einen Vater erhalten hatte. Seine Freunde wandten sich von ihm ab. Doch er hatte mehr gewonnen, als er verlor.

Begräbnis.

Wenn jemand starb, geleitete ihn das ganze Dorf zu Grabe. So auch die sterbliche Hülle eines Gläubigen, der an Tuberkulose gestorben war. Ein alter Bruder sowie Pjotr predigten. Es wurde nicht gelacht, es wurde nicht denunziert. Aber der Bruder des Toten, der vom Ural zum Begräbnis kam, sah finster drein. Was ihm durch den Kopf ging, erzählte er später.

Von einem Gott reden sie? Welcher Quatsch — von etwas zu reden, was es nicht gibt und nicht geben kann. Ewigkeit? Hirngespinnst! — Doch was er hörte, ließ sich nicht so leicht abtun, ließ ihm keine Ruhe. — Alles ist von

selbst entstanden, und diesen Gott hat sich der Mensch zu-rechtgemacht . . . Jawohl — der Mensch. Wer von Gott redet, der ist ein verdummter Scharlatan. Bourgeoise Vor-urteile! Was verzapft er da: »Nur in Jesus Christus erlangt der Mensch Frieden und Ruhe für seine Seele. Anders kann es ein Reich der Wahrheit und Güte auf Erden nicht geben . . . Der Teufel wird durch Christus unterworfen, und dann wird die Braut Christi tausend Jahre mit ihrem Herrn auf Erden herrschen.« Verrückt . . . Eindeutig anti-sowjetisch. Diesen Milchbart und den Alten muß man den Organen melden. Wer hat es nur gewagt, sie dermaßen zu benebeln! Wo hat denn die Schule ihre Augen gehabt, und der Komsomol und das KP-Bezirkskomitee? Nein, man muß die zuständigen Instanzen auf sie aufmerksam machen . . .

Finster verließ Andrej den Friedhof, lehnte sogar das Abendessen ab, mochte nicht mit seiner gläubigen Mutter und dem ganzen Verein zusammensein, lief bis spätabends im Gastzimmer auf und ab. Legte sich hin, mit dem festen Vorsatz, am Morgen auf dem Polizeiposten Meldung zu erstatten, damit man diese Dunkelmänner Mores lehre! Er fand keinen Schlaf.

Es wurde hell. Ist denn schon Morgen? Andrej hob den Kopf und sah zum Fenster hinaus. Unmöglich; noch waren die Sterne zu sehen. Indes, im Zimmer wurde es zusehends heller. Er wollte es achselzuckend abtun. Fuhr sich über die Stirn. Er hatte doch keine Halluzinationen! Er wollte wieder zu schlafen versuchen.

»Öffne die Augen und sieh!«

Er erzitterte, als er die Stimme hörte, machte die Augen auf und kniete unwillkürlich nieder vor dem Besucher in blendend weißem Gewand, der sich ihm näherte. Hinter ihm sah Andrej eine Erhöhung. Darauf stand ein Kreuz, und am Kreuz der Christus.

»Du hast mich gerufen?« kam wieder die freundliche Stimme.

Andrej konnte seinen Blick nicht abwenden.

»Du wirst den Bruder sehen, aber nur über Golgatha!«

Das waren die Worte des Erlösers!

Er schluchzte auf und flehte:

»Vergib! Vergib für den Unglauben!«

Seine Mutter hörte ihn und kam erschrocken ins Zimmer gelaufen . . . und fiel auf die Knie. Und gemeinsam beteten sie.

Andrej ging am Morgen nicht zur Polizei, sondern suchte die beiden auf, die bei der Beerdigung gepredigt hatten.

Abschied.

Es wurde Zeit für Andrej, zur Familie und an die Arbeit zurückzukehren. Seine Mutter lud einige Gläubige zum Abschiedsessen ein.

Ihr Häuschen war gleich gebaut wie die meisten Behausungen der umgesiedelten Deutschen in Sibirien: aus getrockneten Waldboden-Ziegeln. Diese Hütten standen bis zu dreißig Jahren; manche stehen noch heute. Im Winter baute man aus Strohballen ein Vorhäuschen an, damit die Tür nicht mit Schnee verweht werden konnte.

Hier fand nun also die Abschiedsfeier statt. Die friedliche Unterhaltung unterbrach ein Klopfen, und ohne das »Herein!« abzuwarten, drängte sich eine Schar von Besuchern herein — von der Dorfverwaltung, vom Parteikomitee, und die Schuldirektorin war auch dabei:

»Also«, begann sie, »man hat uns aus dem Bezirkskomitee angerufen, daß ihr hier eine Gebetsversammlung abhaltet, und wir haben die Pflicht, eine Akte darüber zu erstellen.«

Die Hausfrau erklärte, daß sie lediglich Abschied von ihrem Sohn feierten. Man hörte ihr nicht zu, das Protokoll wurde aufgenommen, und dann trollten sich die Besucher.

Nach mehreren Monaten erhielt Andrejs Mutter eine Verordnung vom Bezirksexekutivkomitee auf eine Buße von 200 Rubeln »wegen Abhaltung eines Gottesdienstes in

einem Haus unter Verletzung der feuerpolizeilichen Bestimmungen«.

Die Gläubigen einigten sich, die Buße nur zu bezahlen, falls das Volksgericht die Verordnung bestätigen würde. So verfaßten sie eine Eingabe:

»Sehr geehrte Genossen!

Wir, die wir an den lebendigen Gott glauben, haben Ihre Verordnung gelesen und betrachten sie aus den angeführten Gründen als gesetzwidrig:

Im Haus unseres Gemeindegliedes wurde kein Gottesdienst abgehalten; es war ein Abschiedsessen, das die Hauswirtin für ihren Sohn veranstaltete; im ganzen waren elf Personen anwesend.

Die feuerpolizeilichen Bestimmungen wurden nicht verletzt:

1. Es rauchte niemand.
2. Im Flur befinden sich ein 200-Liter-Faß mit Wasser, zwei Brecheisen, fünf Eimer und das weitere Feuerlösch-Inventar.

Wir sind bereit, zur Bezahlung der Buße beizutragen, wenn das Volksgericht Ihre Verordnung als gesetzlich begründet anerkennt.«

Zehn Unterschriften

Eine Woche darauf lud man Pjotr in die Sowchosverwaltung vor. Im Büro des Direktors wartete ein Mitarbeiter der Staatssicherheit auf ihn. Nach den üblichen Formalitäten stellte der KGB-Hauptmann die Frage, weshalb Andrejs Mutter die Buße nicht bezahle.

»Die Buße wird auf Entscheid des Volksgerichts bezahlt«, antwortete Pjotr.

Darauf wollte der Offizier wissen, wie Andrej zum Glauben gekommen sei.

»Fragen Sie ihn selber, er wird es Ihnen gern erzählen.«

»Wer ist der Leiter eurer Gläubigen-Gruppe?«

»Das ist Ihnen aus unserem Gesuch nach Registrierung bekannt.«

»Ich habe Sie gefragt!«

»Ich habe Ihnen geantwortet.«

»Mit Leuten wie Sie, Pjotr, können wir nicht den Kommunismus aufbauen!«

»Ach ja?! Gewisse Leute verbreiten aber die Version, Jesus sei Kommunist gewesen«, sagte Pjotr.

»Ist ja absurd. Euer Christus hat die Kapitalisten, Ausbeuter, Sklavenhalter und dergleichen verteidigt.«

». . . und die Kommunisten, nicht wahr?«

»Waaas?«

»Jesus Christus ist nicht zur Erde gekommen, um eine Revolution durchzuführen. Sein Ziel war es, die Welt vom Bösen, vom Haß, von Zerstörungen und Unglück zu retten. Mit andern Worten: seine Mission bestand darin, Frieden, Freude und Ruhe in die Menschenherzen zu tragen. Sie haben ihn abgelehnt und darum keinen Frieden.«

Der Hauptmann räusperte sich.

»Als man euren Christus kreuzigte, da lautete die Anklage: König der Juden. Er hatte politische Ziele verfolgt. Sie sind noch jung, Pjotr, und wissen nicht, wo Sie gelandet sind. Sie tun mir leid, und ich möchte Ihnen helfen, aus den religiösen Netzen loszukommen.«

»Danke, solche Hilfe brauche ich nicht.«

»Und die Nichtbezahlung der Buße, ist das nicht auch Politik?« fragte der Hauptmann.

»Aha, darauf soll's hinaus! Man fängt bei einem politischen Christus an und endet bei politischen Baptisten. Nero klagte die Christen der Brandstiftung an, die Inquisition wiederum der Häresie, und Sie beschuldigen die Gläubigen des Antisowjetismus — alle bloß deshalb, weil wir den gekreuzigten Christus verkünden. Einiges haben Sie von den Vorfahren doch gelernt. Für uns ist das ein Zeugnis, daß die Methoden eures Vaters, dieses Lügners, noch dieselben sind.«

»Und der Baptist Truman, was hat der angerichtet? Atombomben auf Hiroshima und auf Nagasaki ließ er abwerfen! Und der Baptist Rockefeller, der Milliardär, beutet Tausende von Menschen aus! Die Kapitalisten benutzen die Religion zur Ausbeutung des Menschen durch den Menschen! Sie sind noch jung, Pjotr, und verstehen vieles noch nicht. Aber Sie haben noch das ganze Leben vor sich. Sie würden einen guten Komsomolfunktionär abgeben, und Sie könnten Karriere machen. Lassen Sie Ihren Gott! Sie haben einen so guten und mitfühlenden Charakter — Eigenschaften, die für einen Komsomolfunktionär gerade so unerlässlich sind.«

»Danke, aber ich habe mich schon unwiderruflich an Jesus Christus verkauft. Sie kommen zu spät. Was den Mißbrauch der Religion zu eigennützigem Zwecken angeht, reichen Sie den Kapitalisten gewiß das Wasser. Sie benutzen ja mit entsprechendem Erfolg die Führer der religiösen Vereinigungen zur Erreichung Ihrer politischen Ziele, ohne diese Kapitalistenmethode zu verachten. Solange die religiösen Führer im Ausland Ihr Prestige erhöhen, dulden Sie sie. Solange sie sich Ihren *Organen* unterordnen, können sie existieren. Sobald indessen einer oder die ganze Geistlichkeit erklären würde, daß sie nun der Lehre Christi folgen wollten, statt im Ausland Politik zu machen, würden sie bestimmt auf der Stelle ausgeschaltet.«

Der Hauptmann schwieg und fragte dann:

»Wer hat jene Eingabe geschrieben?«

»Sie ist nicht an Sie gerichtet. Wenn uns die Empfänger fragen, dann sagen wir auch, wer geschrieben und wer unterschrieben hat.«

Da kam der Feuerwehrkommandant ins Büro gestolpert, mit einer merklichen Wodkafahne.

»Aha, sieh mal, da ist der Lump! Rädelsführer! Auf-rührer! Na warte, wir machen aus dir ein Hammelhorn!«

Pjotr stand auf und sagte schnell:

»Ich ertrage den Geruch von Wodka nicht. Entschuldigen Sie mich, Genosse Hauptmann. Wenn Sie mich wieder brauchen, dann rufen Sie mich halt noch einmal. Ich gehe jetzt arbeiten.«

Zum Abschied hörte er:

»Der Junge wird uns noch zu schaffen machen. Wir müssen ihn möglichst bald loswerden.«

Pjotr machte sich an einen Traktor, der auf Reparatur wartete.

Am Abend versammelten sich die Gläubigen im Haus des alten Leiters zum Gebet; dem Alten hatten die Organe am selben Tag mit Gefängnis und physischer Vergeltung gedroht. Pjotr berichtete den Geschwistern von seiner Unterhaltung mit dem KGB-Hauptmann. Zwei Stunden blieben sie im Gebet beisammen.

*

Nun, da Pjotr selber inhaftiert war, und nicht in Sibirien, sondern in Kasachstan, dachte er auf seiner Pritsche über die Vergangenheit, über die bisherigen Gespräche mit KGB-Offizieren nach, um eventuelle Fehler und Unterlassungen zu entdecken. Die Organe interessierten sich für ihn, seit sie erstmals Wind bekommen hatten, daß der Junge zu den Kompromißlosen gehörte. Früh hatte er die Politik der Behörden mit den religiösen Vereinigungen durchschaut, und er beschwor seine Glaubensbrüder in Sibirien leidenschaftlich, mit der Welt, mit den Behörden keinen Kompromiß einzugehen. Er pflegte zu sagen, Jesus Christus stehe über aller Politik, und es sei eines Christen unwürdig, sich in die staatliche Politik ziehen zu lassen. Noch in der Volksuniversität hatte er sich gemerkt, was ihnen der Dozent für Marxismus-Leninismus beibrachte:

»Lenin flattierte den Christen, weil und solange das für die Revolution vorteilhaft war. Wir flattieren jetzt den

Verbänden der religiösen Gemeinschaften, solange sie nach unserer Pfeife tanzen, aber das Parteiprogramm besteht darin, mit der Religion Schluß zu machen. Und zwar unwiderruflich und endgültig.«

Bei einer Tasse Tee im Büro des Professors fragte ihn Pjotr einst, wie er die Tatsache beurteile, daß dieser Kampf gegen die Religion so lange dauere.

»Wissen Sie, junger Mann, diese Frage ist schwer zu beantworten. Mit Stalins Methoden, ohne Samthandschuhe, wäre es nicht allzu schwierig, der Religion den Garaus zu machen. Immerhin sind die Gläubigen unter behördlicher Kontrolle. Die Gemeinden sind sozusagen verpflichtet, ihren Dienst, ihre Predigten, ihr ganzes Leben in Übereinstimmung mit der Parteipolitik zu bringen. 1942 hätten wir die Totenmesse über dem Sarg der Religion anstimmen sollen, aber Stalin hat die Kirchen neu eröffnet. Warum? Das war vorteilhaft. Viele religiöse Führer haben beim blutrünstigen Stalin angebissen. Sie sind auf den Kompromiß eingegangen. Und auf was für einen! Sie fingen gut an — zugunsten des Sieges über den Faschismus, aber dadurch haben sie, ohne dessen gewahr zu werden, mit der Zeit den Glauben ihrer Gemeinden verwässert. Alle religiösen Vereinigungen können in der UdSSR bestehen, aber unter einer Bedingung: Sie müssen das Evangelisieren drangeben. Das heißt, die Religion ist zum langsamen Tod verurteilt. Der Partei ist zur Verwirklichung ihrer Religionspolitik der Zustand des Christentums im Westen ausgesprochen nützlich, insofern dort bei vielen Kirchen bloß noch die Form übriggeblieben ist. Wir, junger Mann, haben arbeiten gelernt. Für das russische Christentum bedeutet dieser Zustand der westlichen Christen den Tod. Warum? Sie müssen wissen: Die russische Bevölkerung ist ihrer Art nach sehr religiös. Und wenn die Partei die religiösen Funktionäre zu zwingen vermag, das Leben und den Dienst ihrer Kirchen und Gemeinden dem Leben der Kirchen im Westen anzugleichen, dann

wird die Religion in der UdSSR erledigt sein. Der Westen ist immerhin noch gesättigt mit allen möglichen christlichen Traditionen. Unser sozialistisches System hingegen ist mit Atheismus gesättigt. Deshalb wollen manche christlichen Strömungen, die einsehen, daß die Registrierung ihrer Gruppen bei den Behörden nicht dem Geist des Evangeliums entspricht und ihren geistlichen Tod bedeutet, nicht darauf eingehen. Aber die KGB-Organen werden sich schon darum kümmern, daß alle Denominationen in diesem Sarg landen. Stellen Sie sich vor, daß sogar alle Bibeln im Besitz der Gläubigen beim KGB aktenkundig sind! Deshalb werden beharrlicher ideologischer Kampf und größere Repressionen mit dem Christentum im großen und ganzen fertig werden. Der Rest, der die Parteipolitik rechtzeitig durchschaut, aber bei der Lehre ihres Christus bleibt, der wird liquidiert werden müssen. Stalin hat Millionen umgebracht, was würde es uns da kosten, eine halbe Million umzulegen? Rein nichts. Aber aus Rücksicht auf die Meinung der internationalen Öffentlichkeit geht die Partei nicht so vor, sondern webt ein feines Netz um die religiösen Vereinigungen.«

»Wußten Sie, Genosse Professor, daß ich selber gläubig bin und zu einer nichtregistrierten EChB-Gemeinde gehöre?« fragte Pjotr.

Der Professor lachte:

»Darum habe ich Sie auch eingeladen. Wissen Sie, junger Mann, Sie tun mir leid. Ich habe selber zwölf Jahre in Lagern abgesessen — für eine Bagatelle. Auf Kolyma war ich, zusammen mit Geistlichen der Wahren Orthodoxen Kirche. Ich habe viele von ihnen begraben. Durch ein Wunder bin ich noch am Leben. Sie starben wie die Fliegen, ließen aber nie den Kopf hängen. Natürlich haben sie geerntet, was sie gesät hatten: Sie hatten selber Andersdenkende verfolgt. Ich weiß noch, wie ein Metropolit vor dem Tod alle seine Glaubensbrüder zu sich rief und ihnen sein Vermächtnis gab: ›Kinder, für unsere Sünden hat uns

der Herr gestraft! Tragt es und tut Buße! Murr nicht; und wenn einer am Leben bleibt, so geht keine Kompromisse mit der gottlosen Macht ein, sondern haltet an der Reinheit der Lehre fest und nehmt um Christi willen allen Spott und Hohn auf euch. Betet um das Wiedererstehen eines christlichen Rußland.«

Also, junger Mann, ich bitte Sie, seien Sie vorsichtig, seien Sie aufrichtig. Wenn Sie tatsächlich die Lehre Christi lieben, dann tun Sie's von ganzem Herzen. Wenn es aber bloß Romantik ist, dann geben Sie es auf, sich selber und die Leute zu täuschen, und sagen Sie dem Glauben ab. Ich habe viel Kummer und Verrat mitangesehen, aber ich kann nicht gleichgültig sein angesichts des Verrates im Patriarchat und im Baptistenbund. Mein Lieber, Sie sind noch jung, Sie wissen vieles noch nicht. Ich habe schon gemerkt, daß Sie die Waffen der Partei gegen die Religion kennenlernen wollen. Passen Sie auf; wenn das KGB dahinterkommt, dann sind Sie im Nu versorgt. Man hat ja schon viele Tausende liquidiert, was sage ich — Millionen! Wenn Sie die Wiedergeburt Rußlands wollen, dann schließen Sie sich keiner offiziell anerkannten Vereinigung an. Das sind Fallen! Christus ist die Wiedergeburt für Rußland. ›Der lebendige Christus unter den Völkern!‹ Eine tote Religion, eine Marionettenreligion in den Händen der Partei — das bedeutet letztlich den Untergang der Zivilisation . . .

Geben Sie den Besuch unserer Volksuniversität auf, junger Mann, solange man Ihnen nicht auf die Spur gekommen ist. Wenn Ihnen irgendwelche Fragen auftauchen, so suchen Sie mich jederzeit auf, und solange ich am Leben bin, werde ich Ihnen gern helfen, über die Religionspolitik der Partei klarzuwerden. Sie müssen wissen: *Ein* Funktionär einer Religionsgemeinschaft im Ausland ersetzt Hunderte der gescheitesten Berufsdiplomaten. Deshalb duldet die Partei sie auch. Sie gebraucht sie für ihre Politik, sowohl im Ausland wie zuhause.

Ich wäre Ihnen allerdings nicht mehr gewogen, sollte mir zu Ohren kommen, daß auch Sie die Interessen der Wiedergeburt Rußlands verraten haben sollten. Ich doziere Marxismus-Leninismus entgegen meinem Gewissen, ich weiß, daß diese Lehre niemals all das vergossene Blut von sich wischen, all das Leid rechtfertigen kann, das sie unserem Volk gebracht hat. Mischen Sie sich nicht in die Politik ein, sondern bringen Sie dem Volk Ihren Christus . . .«

Der Professor erhob sich und ließ Pjotr gehen.

Ein Jahr später weinte Pjotr über dem Sarg dieses Mannes, und alle wunderten sich höchlich über seine Tränen. Nur das KGB hatte Verständnis dafür.

18

„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“

In solchen Erinnerungen verbrachte Pjotr eine schlaflose Nacht. Am Morgen ging er wie gewohnt zur Arbeit. Punkt zehn Uhr sollte er dann wieder vor dem KGB-Offizier erscheinen. Welche Hilfe, daß die Brüder es wußten und für ihn beten konnten!

Pjotr dankte Gott aufrichtig dafür, daß er ihn mit diesen Männern zusammengeführt hatte. Niemals hätte ein Außenstehender feststellen können, daß sie den verschiedensten Denominationen angehörten! Die Gefangenschaft, der gemeinsame Grund für den Freiheitsentzug, die eine Hoffnung — das einte sie. Es gab keine ernstlichen Meinungsverschiedenheiten über die Heilige Schrift; und wenn der Reformadventist Lapin hie und da etwas vorbrachte, was die anderen nicht annehmen konnten, dann beharrte er nicht darauf, war zu lernen bereit. Er besaß die Gabe, Schläge von seiten der Administration vorauszu-

sehen und davor zu warnen. Den »Lagerchristen« Grischana nahm Lapin ganz unter seine Fittiche. Nikanor von der Pfingstgemeinde wiederum verstand es, Lektionen in wahrer Demut zu geben; dabei hatte er tiefes väterliches Verständnis und Autorität. Er konnte versöhnen und belehren. Demütig war auch Semjon, ihr Orthodoxer mit der von allen anerkannten prophetischen Gabe, dank der er rechtzeitig dem Eindringen von Sünde in ihrem Kreis zu wehren wußte. Trofim und Kostja schließlich waren abgeurteilt worden, weil sie mit Hingabe evangelisiert hatten. Als früherer Chorleiter sang Kostja stets, so schwer ihm auch sein mochte. Er quälte sich sehr mit seiner Radikulitis; doch er nahm die Krankheit als nötigen »Stachel im Fleisch« an und wollte nicht, daß Semjon über ihm bete. Das akzeptierten die Brüder. Denn wie es Kostja sah, war das der Wille des Herrn für ihn.

Sie sprachen nur über das, was sie diesem einen Herrn näherbrachte. Pjotr freute sich über seine Brüder: Bei Jesus wird gewiß keiner von uns je sagen, er sei Pfingstler, Lutheraner, Orthodoxer, Baptist oder noch etwas gewesen. Diese Hülle bleibt zurück, Gott sei Dank . . .

Gegen zehn Uhr begleitete ihn Semjon zum Büro des Operativen.

»Gewiß, Pjotr, es ist schwierig, ihnen jetzt weiszumachen, daß du dich überhaupt nicht auskennst. Aber weißt du, was mich immer beschäftigt hat, wenn ich die letzten Stunden Jesu auf Erden überdachte: Er hat auf viele Fragen einfach geschwiegen. Wenn das nicht möglich ist, dann schlage sie mit ihren Waffen, verweise sie auf ihre Ungerechtigkeit. Das darf ein Christ tun, da er ja berufen ist, die ganze Welt und sogar deren Herrscher der Sünden zu überführen. Alle müssen umkehren, auch dieser Oberstleutnant. Nun denn, mit Gott!«

Semjon gab Pjotr einen Klaps auf die Schulter und kehrte zurück, während Pjotr solcherart vorbereitet frohgemut an die Tür klopfte.

Der KGB-Oberstleutnant wartete schon auf Pjotr, aber diesmal waren auch der Operative sowie der zweite Bevollmächtigte dabei, und der Häftling mußte die Fragen in Anwesenheit aller drei Offiziere beantworten, die sich Notizen machten.

Die erste Frage:

»Vor Gericht haben Sie gesagt, ein Christ solle besser körperliche Sklaverei ertragen als geistliche. Wir finden, daß Ihr Ausdruck eindeutig antisowjetisch gefärbt ist. Was genau haben Sie damit gemeint?«

Pjotr sah sich vor seine Richter zurückversetzt. Während der Ermittlung mußte er viel mit dem Untersuchungsrichter reden, der ihn stets mit der Ahle in der Hand verhört und ihn dabei vielsagend angeschaut hatte. Der junge Häftling zeigte Humor, reagierte jeweils gar nicht auf die Fragen, sondern erzählte russische Märchen, die der Kasache mit Vergnügen anhörte... bis ihm aufging, daß Pjotr ihn wegen der Ahle als kindisch betrachtete. Einmal bat er sogar darum, das Ding in die Hand nehmen zu dürfen.

»Man muß doch immerhin mal abmessen, ob dieses furchtbare Instrument bis zu meinem Herzen reicht. Sie sollten mich gescheiter mit einer Pistole bedrohen, das wäre doch spannender.«

Da hatte der Untersuchungsrichter die Ahle endgültig in einer Schublade verschwinden lassen.

Was erstaunlich war: Pjotr wußte schon lange vor der Gerichtsverhandlung, daß er fünf Jahre Freiheitsentzug bekommen würde, falls er am Glauben festhielt. Nun, der Untersuchungsrichter hatte es ihm gesagt. Nach Meinung (!) des Stadtexekutivkomitees verdiene er nicht weniger als fünf Jahre, und zwar bei strengem Regime, obschon strenges Regime eigentlich nur bei Vorbestraften verhängt wurde. Während des Prozesses, als sich das Gericht zur Beratung zurückzog, fragte Pjotr den Wachkommandanten, weshalb die Beratung so lange dauere. Er erklärte es

genauso wie der Anwalt (Pjotr, Kostja und Trofim hatten einen Verteidiger abgelehnt, aber ihr Mitangeklagter ließ sich doch einen aufdrängen, der dann in seinem Plädoyer die drei Brüder meisterhaft belastete und seinen Mandanten damit losbekam . . .):

»Die Richter sind ins Gebietskomitee der Partei gefahren, um sich dort hinsichtlich eurer Frist zu besprechen.«

»Wozu denn?« fragte Pjotr naiv. »Der Untersuchungsrichter hat mir doch längst verraten, daß man uns fünf Jahre bei strengem Regime geben wird. Er sagte, so sei es vom Stadtexekutivkomitee beschlossen.«

»Schon«, erläuterte der Anwalt. »Alle nahmen an, ihr würdet es euch nochmals überlegen, euch bei der registrierten EChB-Gemeinde entschuldigen und zu ihr zurückkehren. Ihr hättet bloß eine Unterschrift zu leisten brauchen — und man hätte euch freigelassen. Wenn ihr schon nicht widerrufen wollt, so hättet ihr doch mindestens auf dieses eingehen können. Da ihr so eigensinnig in eurer Haltung beharrt, sind die Richter eben gänzlich perplex zu einer Beratung ins Gebietskomitee gegangen. Jetzt werdet ihr wohl eure fünf Jahre bekommen.«

*

Illustration

Mir versprach ein KGB-Untersuchungsrichter in Taschkent, sobald ich mich bereit erkläre, Mitglied der registrierten Gemeinde des EChB-Allunionsrates zu werden, werde das Gericht mich alsogleich freisprechen. Er sagte, ich könnte in jener Gemeinde eine schöne Karriere machen. Und eigenartig, als weder Chrapow noch ich, noch die beinamputierte Nadeshda Matjuchina und die gelähmte Maja Belan darauf eingingen, sondern das Angebot des KGB und des Gerichtes ausschlugen, da verurteilte man Chrapow zu fünf, mich zu vier und unsere beiden

Mitangeklagten zu je drei Jahren Besserungsarbeits-Lager. Wer nicht in der KGB-genehmen Gemeinde mitmachen will, soll sich ein paar Jahre in den Taschkenter Arbeitslagern »bessern« lassen — auch die beiden invaliden Mädchen! Die Hirten von der Allunionsrats-Gemeinde kommentierten:

»Sie hätten sich halt nicht sträuben dürfen, wo die Obrigkeit ihnen jenen Weg vorschrieb.«

Ein Ältester der nichtregistrierten Gemeinde in Taldykurgan erklärte vor Gericht, er schließe sich der registrierten Gemeinde an; so blieb er in Freiheit, wogegen seine Mitangeklagten zu drei bis fünf Jahren Straflager verurteilt wurden.

Wer aber in eine registrierte EChB-Gemeinde des Allunionsrates heimkehrte, kletterte alsbald die hierarchische Leiter empor.

Während ich meine zweite Strafe abbüßte, bekam ich Ende Januar 1968 — nach Verkündigung einer Amnestie zu Ehren des 50. Jahrestages der Oktoberrevolution (1967) — Besuch von den KGB-Organen und vom Amt für die Angelegenheiten der Religionen; als Kultus-Bevollmächtigter aus Moskau stellte einer sich vor. (Vielleicht war er auch vom Allunionsrat der Evangeliumschrinden-Baptisten.) Zuvor war ich von der Befreiungskommission vorgeladen worden, und dort verlas der Natschalnik der Koloniesektion meine Charakteristik:

»Name, Vorname, arbeitet gut, Verhalten gut, ist mit positiven Leuten befreundet, überzeugter Baptist, hat den Weg der Besserung nicht angetreten.«

Worauf man mir die Amnestie verweigerte.

Die Genossen aus dem KGB schlugen mir nun vor, ich solle doch Mitglied der registrierten Baptistengemeinde im Dorf Dshetyssaj (Usbekische SSR) werden, dort bräuchten sie einen jungen und energischen Gemeindeleiter.

»Ich bin aber nicht zum Leiter geweiht, ich bin ein gewöhnliches Gemeindeglied . . .«

»Das macht nichts, nur deine Einwilligung ist erforderlich.«

Nur ja sagen müßte ich; sie würden sich dann darum kümmern, daß wirkungsvoll bekannt werde, der bisherige »Märtyrer« sei mit dem Rat der Kirchen der EChB nun plötzlich nicht mehr einverstanden, und daß es mit meiner Karriere klappte. Es wäre wohl keine schlechte Laufbahn geworden. Das KGB spielt nicht nur bei der Rekrutierung von »zuverlässigem« Führungsnachwuchs für den Allunionsrat der EChB eine Rolle.

*

Deshalb hatte auch Pjotr allerhand zu bedenken, als ihm der Oberstleutnant seine Fangfrage stellte. Er mußte die richtige Antwort finden; schweigen durfte er nicht, das konnte beliebig ausgelegt werden. Eine kluge, erschöpfende Antwort, sonst . . . Nein, keine Angst, auch das liegt in Gottes Hand. Er dachte konzentriert nach, und die Offiziere warteten geduldig.

»Ich habe lange überlegt, Bürger Oberstleutnant, nicht weil es schwierig wäre, Ihre Frage zu beantworten, sondern weil ich meinen Standpunkt erschöpfend darlegen möchte. Sie glauben nicht an das Evangelium, aber ich kann es nicht umgehen, auf die Bibel zu verweisen.

Jesus Christus hat seine Jünger beauftragt, aller Kreatur das Evangelium zu verkünden. Sie haben uns das mit der Stalin-Verfassung verboten und uns nur das Recht gelassen, »religiöse Kulte abzuhalten«. Das heißt, den Kern des Christseins haben Sie mit der Verfassung getroffen, indem Sie uns das Recht zu evangelisieren nahmen und uns nur das Zweitrangige — die Abhaltung religiöser Kulte — weiterhin gestatteten. Inwiefern das »Zweitrangige«? Weil dort wiederum das Recht zu evangelisieren fehlt, d. h. das Recht, zu Christus zu rufen. Jeder Gottesdienst müßte ein Dienen für den lebendigen Christus sein und unbedingt

auch den Ruf zu ihm, zu Gott enthalten. Den Aufruf im Zeichen der Liebe Christi . . . Ohne diese Einladung zur Entscheidung wird die Religion tatsächlich zum Opium, zur schlichten Verdunkelung des Verstandes, zur leeren Form — oder gar zum bewußten Selbstmord . . .«

Man unterbrach Pjotr:

»Sie haben gesagt, Christus habe den Jüngern das Evangelisieren aufgetragen — aber doch nicht euch, den Gläubigen, die 2000 Jahre später leben.«

Pjotr antwortete:

»Wir Gläubigen stellen den lebendigen Organismus des Christus dar, und seine Worte an die Jünger, seine Kraft sind für uns heute ebenso aktuell wie damals nach Pfingsten für die Jünger. Nun, für mich persönlich erhebt sich die Frage, wem ich in Sachen Gottesdienst mehr gehorchen soll — Jesus Christus oder Ihnen. Es ist mir bewußt, daß einen Christen, der Gott mehr zu gehorchen versucht als Ihnen, in der UdSSR das Gefängnis und in anderen Ländern andere Verfolgungen erwarten; wenn er Ihnen mehr gehorcht, so ist keine Rede vom Gefängnis, er kann sogar Karriere machen — dafür wird er Ihr Sklave sein und nicht mehr Gottes Knecht. Einem aufrichtigen Christen fällt es nicht schwer, sich sogleich, vom Augenblick seiner Umkehr an, zu entscheiden: *nur für Christus zu leben, nur ihm zu gehorchen*; während einer, der in der Religion für sich einen Vorteil sucht, Ihnen gehört. Denen, die Jesus Christus zum Gegenstand einer Karriere machen . . .«

»Weitere Argumente haben Sie nicht zur Begründung?« fragte der Oberstleutnant. Der Major und der Leutnant von der Operativen Abteilung notierten fleißig.

»Doch. Ich möchte Sie auf die Probleme aufmerksam machen, welchen die Gläubigen in unserem Land begegnen. Es ist bezeichnend, daß die Partei den Personenkult verurteilt hat, nicht aber das berüchtigte Gesetz von 1929, welches im Grunde genommen die Kirche in

Fesseln legte und sie von den atheistischen Behörden abhängig machte. In der Verfassung heißt es, daß die Kirche vom Staat getrennt sei, aber der Staat hat ihre Tätigkeit bis auf die Abhaltung religiöser Kulte beschnitten. Eigentlich haben Sie sich das Recht herausgenommen, der Kirche Ihre Bedingungen zu diktieren. Das ist eine furchtbare geistliche Sklaverei, und ein Christ, der damit einverstanden ist, der ist verrückt — oder ein Verräter. Ich persönlich ziehe es vor, von Jesus Christus allein abhängig zu sein. Ich sage nicht, daß ich bestimmt mein Leben lang konsequent zu sein vermag in dieser Frage, aber ich bitte Gott um Kraft, ihm und nur ihm treu bleiben zu dürfen.

Nun möchte ich Sie auf folgendes aufmerksam machen. Sie haben alle möglichen Konventionen und Deklarationen im Bereich der Menschenrechte und der Ausbildung unterzeichnet. Ich weiß aber nicht, ob es noch ein Land gibt, das die bezüglich schlimmer dasteht als unseres. Chruschtschow hatte recht, als er sagte, es gebe hierzulande nur *eine* Freiheit — den Kommunismus aufzubauen. Deshalb brauchen Sie offenbar auf die elementarsten Menschenrechte keine Rücksicht zu nehmen, etwa jenes auf Ausbildung. Ein Beispiel, eines von vielen. An der Medizinischen Lehranstalt von Orenburg studierten zwei junge Leute, Marija Rempel und Petja Peters. Und eines un schönen Tages werden sie von der Lehranstalt verwiesen. Grund: Ihre Zugehörigkeit zu einer Baptistengemeinde.

Marija wollte Arztgehilfin werden. Die Mutter verdiente 30 Rubel im Monat, davon mußte sie selber leben und ihre beiden Töchter durchbringen, eine Schülerin und Marija in der Berufsschule. Nachdem Marija — unter Entbehrungen — fast drei Jahre gelernt hatte, kam ihr Traum in Gefahr. Zunächst entzog man ihr als einer Gläubigen das Stipendium und begann sie umzuerziehen. Und wer kennt die Methoden der ›Umerziehung‹ nicht? Die Mitschüler spotteten. Die Lehrkräfte geben schlechtere Noten.

Aber Marija lernte hartnäckig fleißig weiter. Trotz der ganzen Lawine von Verfolgungen und Beschränkungen wollte sie doch das Diplom erhalten. Eines Tages erhebt man gegen sie die Anschuldigung, sie glaube nicht, daß der Mensch vom Affen abstamme. In Biologie hatte sie eine gute Note gehabt, die Prüfungen in diesem Fach waren längst abgelegt — schon im ersten Kursjahr. Der Lehrer verschlechterte ihre Note. Dann verlangte man die Wiederholung der Biologieprüfung. Marija hörte sich diesen Beschluß ruhig an, da sie sich ihrer Kenntnisse sicher war. »Aber«, sagte ihr Klassenlehrer, »wenn du dich nicht von deinen religiösen Überzeugungen lossagst, kriegst du so oder so ein Ungenügend.« Alle gaben zu, daß sie eine gute Schülerin war, nur glaube sie leider an Gott statt an die Evolution.

Sagen Sie, muß ich glauben, daß der Mensch vom Affen abstammt? Vielleicht erklären morgen die Wissenschaftler, der Mensch habe sich aus dem Delphin entwickelt? Oder von den grunzenden Säugetieren?«

Der Oberstleutnant runzelte die Stirn:

»Was die Frage von der Herkunft des Menschen anbelangt, so ist das eine Hypothese, das heißt: eine Annahme . . .«

»Wegen einer solchen Hypothese werden die Gläubigen zu Dutzenden von den höheren Lehranstalten verjagt. Die Rempel und Peters wurden im März 1959 ausgeschlossen. Auf ihre Beschwerden erfolgte einfach keine Reaktion von den zuständigen Behörden; man hatte nichts dagegen, daß die angehenden Fachkader wegen ihres Glaubens von der Lehranstalt gewiesen wurden. Immerhin vermerkte man auf der Bescheinigung, die Marija im Rektorat abholen mußte, sie sei wegen »akademischen Rückstandes« ausgeschlossen worden, nicht etwa wegen ihres Glaubens . . . Zum Abschied fragte die Direktorin, Frau Lwowa, indessen, ob Marija nun wirklich weiterhin an Gott glauben

wolle, sich nicht von ihm lossage. Diese antwortete mit einem festen Nein.

Als Marija sich erkundigte, ob sie die Prüfungen in Zukunft nicht doch noch ablegen könne, erhielt sie den Bescheid: ›Ja, wenn du eine Bescheinigung von der Komsomolorganisation bringst, daß du dem Jugendverband beigetreten bist.‹ Selbstverständlich ist sie nicht Komsomolzin geworden um des Diploms willen. ›Vernünftig‹ wäre das zwar gewesen, und es wird hie und da doch getan, aber die Rempel konnte sich nicht für die geistige Sklaverei entscheiden, welche so diskret und geschickt ein Netz um den Gläubigen webt. Sie zog es vor, ihrem Gott treu zu bleiben, wie Petja Peters, wie Schura Kosoresowa und viele andere; ich könnte die Liste lange fortsetzen.

Zum Beispiel die Beziehungen der Sowjetmacht-Organen zu Y. Ich kenne niemanden, der mehr Zeit in Gefängnissen und Lagern abgesehen hätte. Er war Oberingenieur bei der Bauverwaltung in Joschkar-Ole, im Autonomen Gebiet der Mari. In den langen Jahren auf Kolyma hatte er in Sachen Hoch- und Tiefbau einiges gelernt von einem ungeheuer gescheiterten Ingenieur, der seinerzeit irgendwo Anstoß erregt hatte und *versorgt* worden war. Y., der Baupraktiker, auch kein schlechter Theoretiker, arbeitete also sehr erfolgreich, bis er eines Tages ›wegen Zugehörigkeit zu einer religiösen Sekte‹ entlassen wurde. Nun, Y. ging los, um sich über diese Gesetzeswidrigkeit zu beschweren. Immerhin verkündet ihr vor der Weltöffentlichkeit, daß in unserem Lande die Bürgerrechte aufgrund religiöser Überzeugungen nicht eingeschränkt werden. Da spricht also Y. bei einer Abgeordneten des Obersten Sowjets vor. Die Volksvertreterin hört ihm zu und beginnt ihn dann hochzunehmen. ›Sie, so ein gescheiter und fähiger Mann, verkümmern da in Ihrer Sekte! Sagen Sie sich doch von Ihren christlichen Ansichten los, und alle Wege stehen Ihnen offen! Natürlich hat man Sie zu Recht entlassen!‹

Damit hatte Y. seine gesetzlich verankerten Rechte gesehen.

Und wenn ich die Wahl habe, so möchte ich nicht in Sklaverei geraten. Ich möchte nicht um meines zeitweiligen, irdischen Wohlergehens willen zur Marionette in Ihren Händen werden; das würde für mein Gewissen regelrechte Sklaverei bedeuten. Ich bin schon gekauft worden, ein für allemal, in die Knechtschaft der *Freiheit Christi*, und deshalb ziehe ich es vor, schlimmstenfalls Gefängnisse, Prügel, Verhöhnung, Verleumdungen und alle möglichen Repressalien zu erdulden, doch für Sie arbeiten werde ich nicht. Meine Bürgerpflicht bin ich immer und überall zu erfüllen bereit. Aber wenn es darum geht, die Interessen Christi preiszugeben, dann sitze ich lieber im Gefängnis als auf einem Posten von Ihren Gnaden.

Vorderhand sehe ich es so. und ich gedenke meine Überzeugung nicht zu ändern. Wenn ich für meine christliche Überzeugung mehr als diese fünf Jahre Freiheitsentzug verdient habe, so kümmern Sie sich schleunigst darum und hängen Sie mir noch etwas an. Mein Gott wacht über mich, und mehr, als er zuläßt, kann mir nie zustoßen.«

Pjotr verstummte, die Hände auf den Tisch gestützt. Er wußte, daß er nicht lebend aus dem Raum gekommen wäre, hätte er solches ein paar Jahre früher geäußert. Aber damals war er noch klein gewesen, und inzwischen hatte sich einiges geändert. Hat es sich grundsätzlich geändert? Mit einer Geste wurde Pjotr entlassen. Er kam gerade zum Mittagessen zurecht. Die Sonne schien ihm in die Augen, und er blieb mitten in der Wohnzone stehen, die frische feuchte Luft einatmend. Hinter der Zone floß der Irtysch und lockte und zog mit seiner Frische und seinen Möven, die einmal hier, einmal da unvermittelt auftauchten und wieder verschwanden . . .

✱

Illustration

Anastas Mikojan, Präsident des Präsidiums des Obersten Sowjets, empfing im September 1965 eine Gruppe von Gläubigen, darunter Lydia Goworun, Koslow, Pawel Jakimenkow, Jossif Bondarenko und Baturin: Sie unterbreiteten dem Staatsoberhaupt Dokumente über die Repression der Gläubigen durch die Organe der lokalen Behörden. Sie hatten Photos dabei, die belegten, daß Chmara liquidiert worden war; und andere Aufnahmen zeigten, wie gottesdienstliche Versammlungen gesprengt wurden, wie sich Kultus-Bevollmächtigte unverschämt in die innere Ordnung von Gemeinden einmischten, wie Polizisten Gläubige verprügelten, wie man Gläubige in Massenschlägereien hineinzog, usw. Das Staatsoberhaupt der UdSSR gab ihnen zum Abschied sein Wort, daß fürderhin solche Erscheinungen in der Praxis der Organe nicht statthaben sollten.

Bald danach wurde Mikojan pensioniert. Und sein Nachfolger billigte eine zentralisierte Kampagne gegen die Religion. Wenige Monate nach Mikojans Pensionierung begannen Massenverhaftungen von Christen, namentlich unter den Leitern der freien, nichtregistrierten EChB-Gemeinden. Gläubige Eltern büßten ihre elterlichen Rechte ein, man nahm ihnen die Kinder weg, auferlegte ihnen unverhältnismäßig hohe Bußen.

Einmal von hier, einmal von da trafen Nachrichten über physische Maßnahmen gegen Gläubige ein. Gemeindefeiler Ostapenko wurde gehängt; auf Lojko schoß man eine Pistole ab.

In Omsk kehrte der Leiter der Baptistengemeinde, Michail Sigarjow, aus der Kolonie zurück. Seine Frau war inzwischen gestorben, und die acht Kinder wurden von der Großmutter versorgt. Die Behörden wollten sie zwar gern in ein Kinderheim stecken, aber dank den Gebeten und dem Einsatz der Gläubigen blieb dem Vater seine Familie

erhalten. Nur . . . zwei, drei Monate nach seiner Entlassung wollte Sigarjow seinem Freund ein Paket in die Kolonie bringen. Dieser hätte allerdings erst nach Abbüßung der ersten Hälfte seiner Frist Pakete empfangen dürfen. Sigarjow fuhr trotzdem zum Lager, übergab dem Verantwortlichen für Besucherzimmer und Pakete sein Päckchen mit den dringend benötigten Lebensmitteln. Zehn Rubel legte er dazu und einen Zettel mit der Erklärung: das Paket bitte an seinen Freund, das Geld sei für den Verantwortlichen. Dieser hätte die Sachen selbstverständlich weitergeleitet, doch da tauchte unverhofft der Operative Bevollmächtigte auf, beschlagnahmte den Zettel und befahl, Sigarjow das Paket und die zehn Rubel zurückzugeben. Niedergeschlagen kehrte der Gemeindeleiter nach Hause.

Ein paar Tage darauf wurde Sigarjow vom KGB vorgeladen. Man plauderte sehr höflich mit ihm.

»Schauen Sie, Genosse Sigarjow, es wäre an der Zeit, daß Sie vernünftig werden. Eine Notiz an den Aufseher, der in der Institution *** für Besucherzimmer und Pakete zuständig ist, Ihre Notiz, ist uns zugeleitet worden. Bestechung einer Dienstperson, dafür müssen Sie sich natürlich vor Gericht verantworten. Aber . . . wir vergessen die Sache, wenn Sie uns entgegenkommen. Wir garantieren Ihnen und Ihrer Baptistengemeinde volle Freiheit, stören keine Versammlungen, wenn Sie sich einverstanden erklären, für uns zu arbeiten. Zu Ihren Funktionen wird es gehören, uns über die Gastprediger Mitteilung zu erstatten, über die Aufnahme neuer Mitglieder und so, bis in die Details, also nichts, was Ihr Gewissen belasten könnte. Nun?«

»Was muten Sie mir zu«, sagte Sigarjow, bleich geworden. »Wie könnte ich? Ich bin der Leiter der Gemeinde und soll als Denunziant arbeiten? Kommt nicht in Frage. Dann ist mir das Gefängnis lieber!«

»Also Sie wählen das Gefängnis? Oder überlegen Sie sich's nochmals?«

»Nein.«

»Gut, Sie können fünf Jahre absitzen und derweil über Ihr Verhalten nachdenken.«

Sigarjow kommt in die Gemeinde, berichtet seinen Leuten, wie man ihn wegen jener zehn Rubel für fünf Jahre einsperren will. Verabschiedet sich von allen, von den Kindern und der alten Mutter. Und nicht zu früh: Schon wird er verhaftet und vom Gericht wegen Bestechung zu fünf Jahren Freiheitsentzug in einer Haftanstalt mit strengem Regime verurteilt.

Seine Freunde erzählten einem Verdienten Juristen der Republik davon, der sagte, so etwas höre er zum ersten Mal; Berufung gegen das Urteil, und Sigarjow sei wieder frei. Als Maximalstrafe hätte man ihm am Arbeitsplatz einen Tadel aussprechen können. Aber als er erfuhr, das sei das Werk des KGB, sagte er, hilflos die Schultern zuckend:

»Ja d a n n bin ich machtlos . . .«

Ja, da war die Justiz machtlos.

Auch Petja Peters wurde, weil er ihre Forderung und Aufforderung zur Mitarbeit ablehnte, von den KGB-Organen verfolgt, so daß er sich gezwungen sah, einen Offenen Brief an die Regierung zu schreiben — und darauf unterzutauchen, da ihm die Regierung keine Sicherheit vor dem KGB garantieren konnte. Es war derselbe Peters, den man wegen seines Glaubens von der medizinischen Fachschule ausgeschlossen hatte.

Der Schwiegersohn des Predigers Skornjakow von der nichtregistrierten evangelischen Gemeinde in Dshambul zog mit seiner Familie in diese Stadt um — und mußte wieder wegziehen. Der Grund? Immer der gleiche. Das KGB bemühte sich darum, den jungen Mann zur Kollaboration, zur Beschattung seines Schwiegervaters zu gewinnen.

Den Vorsitzenden des Rates der Kirchen der EChB, Gennadij K. Krjutschkow, bedrängten die Organe auch lange um seine Einwilligung zur Zusammenarbeit,

stets dasselbe KGB, doch er schlug die Angebote aus. Dafür muß er untergetaucht leben, um sich dem Zugriff der Organe zu entziehen und seiner Arbeit als Vorsitzender des Rates der Kirchen obliegen zu können. Es war seine Wohnung, in der die KGB-Organe Abhörgeräte amerikanischer Produktion installiert hatten.

Dem KGB ist jedes Mittel recht, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen — den Kirchen und Gemeinden seinen Willen zu diktieren. Da sind der Unverschämtheit der KGB-Beamten keine Grenzen gesetzt. »Mein« KGB-Oberleutnant in Kirgisien, Jurij Wdowetschenko, besucht die Gläubigen zu Hause und am Arbeitsplatz, wirbt sie schon beinahe offen zur Mitarbeit mit dem KGB an, dazu, die Gemeinde von innen zu zersetzen. Einer Schwester der nichtregistrierten EChB-Gemeinde (Rat der Kirchen) in Frunse stellte er sich als »Bruder in Christo« vor. Und erst gegen Ende des Gesprächs kam die Frau dahinter, daß es sich um einen Wolf im Schafspelz handelte. Er und sein Vorgesetzter, ein KGB-Major, sind mit Erpressungen und Provokationen unendlich erfinderisch.

Mir gegenüber erklärte Wdowetschenko, es sei völlig gerechtfertigt, Gläubige wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft von den Mittel- und Hochschulen zu jagen. Der Major lud den Vorarbeiter Iwan Alexejewitsch P., Mitglied der nichtregistrierten Baptistengemeinde in Frunse, zur Zusammenarbeit ein; wenn er nicht einverstanden sei, so habe man die Möglichkeit, ihn die Stelle verlieren zu lassen. Dem Nikolaj Iwaschtschenko von derselben Kirche verhiess der Oberleutnant, man könne ihn auch zwingen, falls er nicht freiwillig mithelfe.

»Ich werde dich zu unserem Sprachrohr machen im Kreis eurer Gemeinde.«

Mit andern Worten: zum Kanal des KGB für Provokationen, zum Werkzeug für die Verfolgung der Gläubigen.

Wdowetschenko war es, der unter den Gläubigen verbreitete, ich sei antisowjetisch eingestellt, und beschwichtigte mich darauf, es mache ja nicht mehr viel, da man mir bald die Ausreise aus der UdSSR gestatten werde.

Derselbe KGB-Offizier sammelt allen möglichen Klatsch über Christen und hausiert fleißig damit, um Mißtrauen, Feindseligkeit und Verdacht unter den Gemeindegliedern zu säen. Einzelne lassen sich beeinflussen und einschüchtern; unter Androhung von Vergeltungsmaßnahmen gewinnt das KGB sie für Verleumdung der Gemeindeältesten und Prediger. Fünf Jahre lang kriselte es in der Gemeinde von Frunse, bis endlich an den Tag kam, woher der Wind wehte — und man dem Betreffenden das KGB-Handwerk legte. Damit hörten Hetze, Erpressung und Provokation von seiten des KGB unter den Gläubigen all'erdings nicht auf. Anfang 1974 erreichten die Repressalien gegen diese Gemeinde einen Höhepunkt mit der Sprengung von gottesdienstlichen Versammlungen, und die Bußen für Gottesdienste in Privatwohnungen, wohin man auswich, betrug allein im Januar 2000 Rubel.

Wie verhält sich die sowjetische Regierung zur Verfolgung der gläubigen Bürger? Mikojan hatte doch garantiert, es werde künftig zu keinen solchen Ausschreitungen mehr kommen wie bis 1965? Hat er nicht sein Wort — das Ehrenwort eines Kommunisten und Staatsoberhauptes — gegeben? Wie erwähnt: Nach dem denkwürdigen Gespräch, zu dem Mikojan die Gläubigen-Delegation empfangen hatte, verschärfte sich die Repression. Der Kampf gegen die Christen wird eindeutig zentralisiert geführt, nicht einfach nach Lust und Laune lokaler Beamter, und er unterscheidet sich nur geringfügig von den Aktionen gegen die Gläubigen zur Zeit des Stalinkultes. Er wird jetzt besser bemäntelt.

Besonders scheint dem KGB daran gelegen, daß sich der Rat der EChB-Kirchen wieder mit dem Allunionsrat

vereinige. »Sie, Genosse Krjutschkow, werden — wenn Sie mit uns zusammenarbeiten — alle möglichen internationalen Kongresse im Ausland besuchen können und werden in Ehren und Würden gehalten werden.« Das heißt, man wünscht den Zusammenschluß der beiden Kirchen nicht auf der Grundlage des Evangeliums, sondern auf jener der Kollaboration mit dem KGB.

Unverblümt stehen die KGB-Offiziere noch heute dazu, daß der Kampf gegen die Gläubigen in den Jahren des Personenkultes eine völlig gerechtfertigte Aktion war, die Rehabilitierung der betroffenen Gläubigen dagegen ein schwerer Fehler; fernerhin werde die Sowjetregierung nie mehr einen einzigen durch die Organe gemäßregelten Christen rehabilitieren. Das Programm muß doch erfüllt werden!

19

Geburtstag

In Nikanors Familie soll gefeiert werden: seine kleine Ljuba wird fünf Jahre alt! Tagelang überlegte sich die Mutter schon, wie sie die Feier gestalten könnte, damit die Kinder die Abwesenheit des Vaters nicht so empfänden. Wenn Nikanor im Kreise seiner Familie war, so kaufte er den Kindern zum Geburtstag immer eine Tafel Schokolade, und das Geburtstagskind teilte sie dann feierlich mit den Geschwistern. Zu dieser Zeit waren ihrer fünf.

Etwas Besseres als Pellkartoffeln konnte die Mutter indessen nicht organisieren. Dampfend kamen sie auf den Tisch, dazu ein wenig Schmalz und ein paar Zwiebeln. Und ein großer Berg geschnittenen Brotes. Geld für eine Schokolade hatte Mama selbstverständlich nicht. Sie setzte die Kinder um den Tisch, las dem Geburtstagskind einen Bibelvers als Glückwunsch und betete. Dann begannen sie zu essen.

»Papotschka in der Kolonie möchte sicher auch Kartoffeln . . .« sagte Ljuba.

Die Älteste legte ihre Gabel weg, guckte auf Ljuba — und lief schluchzend vom Tisch, die Geschwister folgten eines um das andere. Bestürzt sah die Mutter zu. Ljuba stocherte noch ein bißchen in ihren Kartoffeln herum und weinte dann los:

»Papotschka! Ich will nicht Gebultstag haben ohne Papa!«

Und damit rannte auch sie hinaus. Die Mutter konnte selber nicht mehr an sich halten, vergrub den Kopf in den Händen. Der Vater fehlte so sehr; sie konnten ohne ihn nicht froh feiern. Manchmal bemerken Kinder kaum, ob der Vater zuhause ist oder nicht; wenn nur Mama da ist. Aber Nikanors Kinder waren ihrem Vater sehr zugetan. Seine Zartheit im Umgang mit ihnen hatte nun zur Folge, daß sie die Trennung vom Vater sehr schmerzlich erlebten.

Wer konnte so wie er an einem Geburtstag feierlich gratulieren, Glückwünsche aussprechen, ein bescheidenes Geschenklein überreichen, nach dem Abendessen mit den Kindern beten . . . und sie dann auf seinem Rücken reiten lassen?! Er das Reitpferd, sie die Reiter. Lustig hatten sie's zusammen! Und wenn Leute aus der Gemeinde Nikanor dabei antrafen, kamen sie unwillkürlich auf den Gedanken, daß ihr Hirte in der Tat auch die ganze Last der Gemeinde mit allen Freuden und Leiden trug, ohne je zu klagen, ohne ungeduldig zu werden. Er war zu allen so kameradschaftlich und freundlich, die er da trug auf seinem Buckel — aber nicht irgendwohin, sondern dem Ziel entgegen, näher zu Jesus Christus. Nun war er weg, und auch die Gemeinde sah sich verwaist, sehnte sich nach ihm, betete für ihn.

Rasch faßte sich Nikanors Frau wieder. Im Hof fand sie das Geburtstagskind und schloß es in die Arme. Die Kleine versuchte sie beide zu trösten:

»Der Heiland blingt uns Papa zulück . . .«
Die Mutter lächelte . . .

✽

G., ein alter Freund Nikanors, wollte wie gewohnt früh schlafen gehen. Am Morgen mußte er zeitig aus den Federn. Aber irgendwie war sein Herz aufgewühlt, eine unverständliche Spannung gab ihm keine Ruhe. Er überlegte, ob er im Laufe des Tages etwas unterlassen hatte, doch fand er keinen Grund zur Unruhe hier. Er drehte sich herum, betete nochmals und versuchte einzuschlafen, indes — die Unrast ließ sich nicht verscheuchen.

»Was ist nur mit mir los heute? In der Gemeinde ist doch, scheint's, alles in Ordnung. Wozu der Alarm?«

Es war dunkel im Zimmer, da er die Läden zugezogen hatte. Damals, im Gefängnis, brannte Tag und Nacht eine elektrische Birne, tat den Augen weh. Viele schlaflose Nächte hatte er dort durchwacht. Aber jetzt lebte er doch ruhig . . .

»Steh auf und geh ins Feinkostgeschäft.«

Er wies den verrückten Gedanken von sich.

»Steh auf und geh ins Feinkostgeschäft.«

Dummes Zeug, was sollte er dort?

»Steh auf, geh ins Feinkostgeschäft!« — ein eindeutiger Befehl. Er erzitterte und sprang aus dem Bett.

»Oxana! Hast du mich gerufen?«

»Nicht doch, schlaf, ich habe noch zu tun in der Küche«, kam die Antwort von seiner Frau.

Er legte sich wieder hin, kniff die Augen zu und begann zu zählen: Hundert, neunundneunzig, achtundneunzig . . . siebenundachtzig . . .

»Steh auf und geh ins Feinkostgeschäft!«

Ach Herr, was ist das? Er erhob sich, kleidete sich rasch an, nahm Geld und ging los.

»Wohin gehst?« rief ihm die Frau verwundert nach.
»Bin gleich zurück!« rief er, schon von der Treppe.
Er ging zum Geschäft. Und jetzt? fragte er den unsichtbaren Auftraggeber.

»Nur ruhig, tu, was ich dir sage . . .«

Zitternd sah er sich um. Niemand. Nur hie und da ein Käufer, der den Laden betritt oder verläßt.

»Nicht stehenbleiben. Geh hinein und kaufe eine Schokolade.«

Schokolade? Was soll der Luxus? Dann überlegte er sich's aber und gehorchte. Und jetzt was?

»Bringe sie Nikanors Familie!«

Ach, bin ich doch gedankenlos! dachte er. Wie habe ich nicht sogleich erraten, daß sie etwas brauchen! Aber was ist heute los, daß sie nicht Brot oder andere Lebensmittel nötig haben, sondern Schokolade? Na, ich werde es ja bald wissen.

Er ging schneller. Die Unruhe war gänzlich verflogen. Schon klopfte er an Nikanors Haustür.

*

Mutter und Kinder hatten sich schließlich beruhigt, und während die Frau die Kartoffeln aufwärmte, brachte der Briefträger Post.

»Ein Blief von Papi!« frohlockte das Geburtstagskind.

Ungeduldig wurde der Umschlag geöffnet . . . Der Vater gratulierte Ljuba und schrieb, er sei gesund und bete darum, daß seine Geburtstagstochter gehorsam sei, daß Gott sie gesund erhalten möge — und die übrigen auch. Zum Schluß schrieb er ein Gedicht. Es hatte zehn Zeilen, und Ljuba wollte es unbedingt auswendig lernen. Freudig bewegt setzte man sich nochmals an den Tisch und aß nun mit Appetit!

Am Abend versammelte die Mutter alle Kinder in der Stube, las ihnen ein Kapitel aus der Bibel vor und erläuterte ihnen den Text:

»Wir haben gelesen, daß der Apostel Paulus schreibt: ›In dieser Hoffnung werden wir auch keineswegs enttäuscht.‹ Wenn wir auf die Hilfe von Leuten hoffen, dann werden wir Enttäuschungen erleben, aber wenn wir unsere Hoffnung auf Gott setzen, werden wir nie enttäuscht. Darum legen wir alle unsere Sorgen auf den Herrn und erwarten voller Hoffnung bessere Zeiten für unseren Papa und uns alle. Die Hauptsache ist immer, im Glauben Gott zu bitten, und er wird unsere Gebete unbedingt beantwortet, wenn wir niemanden außer ihm haben, auf den wir hoffen.«

Die Familie kniete zum Gebet nieder. Als letzte betete Ljuba:

»Heiland, danke, daß du so gut bist! Danke für den Blief von Papa! Schau gut zu ihm, damit er gesund bleibt und nicht tlaulich ist. Und hilf auch der Mami. Heiland, als Papa zuhaus war, hat er uns zum Gebultstag eine Schokolade geschenkt — und jetzt kann das niemand tun als du? Wir hoffen auf dich, und bling bitte eine Schokolade. Amen.«

Belustigt fingen die größeren Kinder sie zu necken an, doch die Mutter betete noch das Vaterunser und nahm Ljuba und ihr Gebet damit in Schutz. Da klopfte es. Wer konnte so spät noch kommen?

Es war G. Verlegen erzählte er Nikanors Frau die Geschichte von der Schokolade. Die kleine Ljuba hatte die Ohrchen gespitzt und jauchzte nun:

»Juhu! Der Heiland hat mich beten gehölt und eine Schokolade geschickt! Wie lieb Gott ist!«

Ergriffen stand G. dabei und sinnierte:

Wenig, allzu wenig Aufmerksamkeit schenken wir diesen Kindern, und Gott hat mich heute überführt. Ich hatte nicht einmal gewußt, daß in diesem Haus heute ein Festtag ist . . .

Nun half er aber froh Geburtstag feiern; sie sangen und dankten zum Schluß ihrem Herrn.

Zwei Wochen darauf las Nikanor seinen Freunden in der Kolonie den Brief von zuhause über die Feier vor. Dieser Geburtstagsbericht war ihnen eine große Stärkung.

20

Späte Einsichten

Der Sommer ist die beste Zeit für den Lagerhäftling, und der Sonntag sein liebster Tag. Falls es keine »Sonntags-Arbeit« oder sonstigen Veranstaltungen gibt, kann er zum Beispiel von der oberen Etage einer Baracke aus die Landschaft beobachten. Manche kraxelten sogar auf die Dächer, um besser nach den seltenen Irtysch-Dampferchen oder flinken Motorbooten ausschauen zu können, die so rasch wieder verschwanden hinter der Flußbiegung.

»Die Ausflügler ahnen nicht einmal, daß sie so nahe an einer Kolonie vorbeifahren«, murkte da wohl einer.

Wenn ein Aufseher bemerkte, daß Häftlinge von den Fenstern der ersten Etage oder gar von einem Dach aus die Freiheit betrachteten, wimmelte es in der ganzen Zone plötzlich von Natschalniki, welche die allzu Neugierigen von ihren Auslugposten verjagten. Ein legendärer Häftling hatte einmal so lange über den Stacheldrahtverhau gestarrt, war so von Freiheitssehnsucht gepackt worden, daß er Selbstmord beging! Der Häftling darf sich nicht nach der Freiheit sehnen. Tag und Nacht wird ihm ins Bewußtsein gehämmert, er sei ein Verbrecher, nicht würdig, frei herumzulaufen und freie Luft zu atmen.

(Die Grenze zwischen *würdig* und *nicht würdig* mag willkürlich gezogen werden. Da sitzt in der Kolonie ein junger Haschischraucher, der jedem versichert, er müsse ein Jahr absitzen, weil man ihn gleich beim zweiten Mal erwischte habe. »In meinem ganzen Leben habe ich bloß *einen* Joint geraucht, und dafür hat man mir ein *Jahr*

aufgebrummt, während der Politvize andauernd high sein kann, bitteschön . . . Und ein Aufseher ist Dealer, verkauft auch den Häftlingen Haschisch, ja bitteschön! Das sieht wohl kein Mensch?!«)

Ein freier Tag ohne »gesellschaftliche Aufgaben« war ein Festtag auch für die Gläubigen; da konnten sie länger beisammen sein, einander zuhören.

»Wenn der Herr uns die Freiheit wiedergibt, dann möchte ich, falls er es möglich macht, viele Gemeinden besuchen und viele Freunde kennenlernen und die Gemeinschaft mit ihnen genießen!« träumt Pjotr.

Die übrigen freuen sich derweil im Gedanken daran, wie sie mit ihren Frauen und Kindern am Gottesdienst teilnehmen werden . . . Lapin erzählte meistens von seiner Liebblingsenkelin Natascha.

Vor dem Mittagessen bemühten sie sich, mit den Briefen und den Kleinigkeiten ihres »Haushalts« fertigzuwerden. Sie aßen nicht immer alle sieben gleichzeitig; aber an diesem Sonntag hatten sie sich für die Kantine verabredet.

Es gab in der Kolonie mehr oder weniger erträgliches Essen — dank jenen Fellen! Weil die Häftlinge das Scheren besorgten, lieferte das Fleischkombinat der Kolonieküche hie und da Hammelrippchen . . . ohne Fleisch, versteht sich. Aber welches Aroma sie der Suppe verliehen!

Lapin hatte ein besonderes Problem. Er aß als Adventist kein Schweinefleisch. Wie, die Häftlinge kriegen sogar Schweinernes? Aber sicher! Laut Reglement täglich 50 Gramm Fleisch, einschließlich Knochen. Wieviel Gramm einer dann im Magen hat, das wird ja nicht gewogen. »Fleisch fressen hättet ihr halt in der Freiheit sollen!« prägte der Koloniefchef zu sagen. (Nun, ein Sajranow hatte es versucht — und sich für sein Schaf drei Jahre eingehandelt.)

In der Suppe schwammen gewöhnlich winzige Speckstückchen, für Lapin ein Sakrileg. Er konnte einem richtig

leid tun, wie er jedes Fetzen herausfischte und erst danach seine Suppe auslöffelte.

Diesmal setzten sich Lapin, Pjotr, Grischa und Semjon zusammen, während Trofim, Kostja und Nikanor an einem andern Tisch saßen. Sie beteten, begannen zu essen — und Lapin begann zu fischen. Er warf die Fettstückchen achtlos auf den Tisch. Semjon lachte:

»Hör mal, Bruder, tu den Speck lieber mir in die Suppe! Ich Sünder esse alles, was dir gemäß deinem Gesetz verboten ist.«

Von da an landeten die schweinernen Kalorien in Semjons Teller. Speck war nur sehr wenig in der Suppe, aber Lapin mußte ja auch die mikroskopisch kleinen Fettstückchen herausfischen. Semjon kommentierte:

»Es ist schwer, unter dem mosaischen Gesetz zu leben — arg schwer. Diese Verbote hat Christus abgetan, aber wir klammern uns bisweilen noch daran. Schaffen uns selber solche Nöte, und wenn man tatsächlich für das Evangelium, für die Lehre Christi leiden sollte, dann ist keine Kraft da. Man hat sich verausgabt mit menschlichen Gesetzhkeiten . . .«

»Machst du etwa keine aus den Ikonen?« brummte Lapin.

Semjon lächelte, aß weiter. Der alte Gemeindeführer fing nun auch seine bläuliche Graupensuppe zu löffeln an. Niedergeschlagen und unglücklich sah er heute aus. Als er fertig gegessen hatte, sagte Lapin:

»Ja, es stimmt, alle diese Verbote und Zäune haben wir selber errichtet, mit eigenen Händen. Wir kümmern uns selten um die Meinung unseres Gottes, sondern stellen unsere private Meinung oder die Meinung einer menschlichen Autorität über alles. Dir hat man es in der Kindheit beigebracht, vor Ikonen zu beten, und mir, das mosaische Gesetz einzuhalten. Und so gehen wir im gewohnten Trott voran, ohne zu untersuchen, ob das Gott gefällt oder nicht. So habe ich fünfzig Jahre lang die Leute unterwiesen. In

der Ewigkeit wird Gott uns fragen, ob wir — ihr und ich — unsre Leute richtig gelehrt haben. Werden wir's verantworten können? Werden wir nicht als Versager dastehen, beschämt? Ich diskutiere manchmal über das mosaische Gesetz — eben weil man mir's als Kind so beigebracht hatte. Es sind schließlich Menschen gewesen, die sowohl mich als auch euch belehrt haben. Und wenn es Menschen waren, so ist es gewiß nicht ohne Mängel abgegangen! Etwas Eigenes haben sie ihrer Verkündigung beigemischt, und wir haben nicht geprüft: Stimmt es oder nicht? Gott aber wird uns nicht danach fragen, was wir von Menschen gelernt haben, sondern was wir von Gott selber gelernt haben im Laufe unseres Lebens. Der Apostel Paulus schreibt an die Galater von der Frucht des Heiligen Geistes. Ich denke über sie nach. Die Ewigkeit rückt für mich näher, aber ich habe mir diese Eigenschaften nicht zur Vollkommenheit angeeignet. Die Zäune hinderten mich daran. Denominationalle sektiererische Zäune. Wir haben uns innerhalb unserer Umzäunungen entwickelt, nicht unter der Gnade Gottes. Gott wird mich nicht fragen, was ich auf Erden gemäß einer hervorragenden Gabe gewirkt habe, die er mir gab. Sondern: Wie ich seinen Geboten gehorcht habe. Ob ich diese Frucht des Heiligen Geistes hatte. Es wird uns nichts helfen, daß vielleicht Hunderte von Seelen durch unsere Predigt zur Umkehr kamen — wenn wir nicht demütig, liebevoll, geduldig, enthaltsam und so weiter gewesen sind. Viele, die die Gabe der Verkündigung erhalten, gehen danach dem Stolz auf den Leim! Welche Gefahr und welche Häresie liegt doch darin, daß wir uns manchmal ein Verdienst an der Buße eines Sünders zuschreiben! Ich erinnere mich, wie nach einer Predigt von mir zehn Zuhörer zum Glauben kamen. Wißt ihr, was ich da tat? Ich hing eine Tabelle an die Wand und notierte: Am so-und-sovielten bekehrten sich zehn Seelen durch die Predigt. Und was denkt ihr? Sie sind später allesamt abgefallen.

Und da standen mir plötzlich Jesu Worte vor Augen: »Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater ihn zieht . . .« Das ist ein Axiom! Und ich hatte das Werk des himmlischen Vaters mir selber zugeschrieben! Man hätte mich dafür aus der Kirche jagen sollen — statt dessen liebte und schätzte man mich noch. Ich war mir selbst zuwider . . .«

»Gut, daß du's nicht den Leuten warst«, knurrte Semjon. »Oder vielleicht doch auch?«

Lapin kniff kurzsichtig die Augen zusammen und lächelte:

»Na, du traktierst mich heut aber, Semjon! Ich bin zwar auch nicht besser. Eben, unsere Not liegt darin, daß wir die Seelen für unsere eigene Umzäunung zur Umkehr bringen, und dann werden aus ihnen bisweilen solche Pharisäer, mit ihrer inneren Gemeinschafts-Gesetzlichkeit. In meiner Gemeinde durfte man kein Schweinefleisch essen, am Samstag keine Arbeit tun und so weiter. Bei den Baptisten darf man keinen Wein trinken, nicht rauchen und so weiter. Aber das Böse — Streit, Unversöhnlichkeit, Haß, Zorn und all das sitzt fest in unseren Gemeindegliedern — und dem schenken wir am allerwenigsten Aufmerksamkeit. Innerhalb einer Glaubensgemeinschaft fühlt man sich gerecht, doch daß sie innerlich eine Räuberhöhle ist, merkt man kaum. Wir urteilen lediglich nach dem Äußeren — Gott aber sieht das Herz an . . .«

»Du hast noch vergessen, Bruder, uns Orthodoxe zu erwähnen. Die dürfen Wein trinken, rauchen und so weiter . . .«

»Nur zu, nur zu — danach wird es dir leid tun. In unserem Dorf war in den dreißiger Jahren ein Mönch, ein Einsiedler, und den haben sowohl Baptisten als auch Adventisten sowie Orthodoxe um Rat angegangen. Und keinem hat er den Rat verweigert, allen hat er das Richtige gesagt. Ein heiliger Mann war das. Ich hätte ihm vor dem Tod so gern ein bißchen ähnlich sein wollen, ganz zu schweigen

von Ähnlichkeit mit Christus, von dem ich noch so weit entfernt bin. Hab dich bloß nicht so, Semjon: du auch.«

»Sage gescheiter, ich versuche gar nicht, ihm zu gleichen!« gab Semjon zurück. »Sag, hieß der Mönch Alexander?« Lapin nickte. »Vater Alexander habe ich im Lager getroffen. Er war in der Tat ein beispielhafter Christ. Er überführte Bischöfe und Erzbischöfe so, daß sie nicht wußten, wohin sich retten vor seinem Blick. Mich mochte er leiden — wie du ja auch —, und er ließ mich ungeschoren. Er ist dort gestorben. Wir waren untröstlich . . .« schloß Semjon.

»Gestorben ist er . . .« registrierte Lapin mit Bedauern. »Wir hatten nichts mehr gehört . . .«

»Dieser Mann hatte tatsächlich nichts an sich außer Frucht des Heiligen Geistes! Wir sagten immer, er werde Adventist werden . . .« Semjon lachte.

»Und die Baptisten dachten, er schließe sich ihnen an«, konterte der adventistische Gemeindeführer.

»Nur die Kommunisten haben nicht gehofft, er werde einer der Ihren, wie?« fragte Semjon.

»Offenbar nicht. Als sie ihn in seiner Einsiedlerzelle in der Steppe fanden, verhafteten sie ihn sogleich«, berichtete wieder Lapin.

»Hopp, Beterpack, raus aus der Kantine! Vollgefressen, muß man auch den Anstand haben, zu verduften! Verschwindet, und daß ich euch nicht wieder zusammen erwische!« Der diensthabende Offizier brüllte über ihren Köpfen.

Sie trennten sich. Lapin und Pjotr gingen in ihre Sektion und redeten unterwegs weiter.

»Wie gern möchte ich Jesu Charakter haben!« sagte Lapin vor sich hin. »Dann fallen alle unnützen äußeren Formen ab . . .«

»Sehen Sie es schon lange so?«

»Weißt du, Pjotr, das ist jetzt das zwanzigste Jahr, daß ich in Lagern herumkomme, und unwillkürlich muß ich

mir die Frage stellen: Wofür bin ich hier — weil ich Christ bin oder weil ich Adventist bin? Die Gemeinde zuhause, die Mitglieder unserer Kirche werden natürlich von diesen meinen Qualen schon nichts mehr erfahren; ich werde ja kaum lebendig entlassen werden . . . Danke, daß du mich vor der körperlichen Arbeit gerettet hast, sonst wäre es bereits aus mit mir . . . Und nun geben mir diese Fragen keine Ruhe. Mein Lieber, im Gefängnis, in der Kolonie oder in der Verbannung sitzen kann man nur als Christ, nicht als Eiferer irgendeiner Denomination . . .« Er hielt einen Moment inne und fuhr dann fort: »Ich komme Semjon immer wieder mit dem Vorwurf, die Orthodoxen beugten sich vor Götzen — dabei hatte er weder damals im Gefängnis noch hat er jetzt hier Ikonen bei sich. Wieviele Götzen wir dagegen in unseren Herzen haben können, das hab ich überhaupt nicht bemerkt vor lauter blindem Eifer für das mosaische Gesetz. Man sagt leicht, es gelte, für den Herrn zu leben. Doch wie oft sind Gläubige nicht darauf aus, das Beste für ihre unsterbliche Seele zu finden, sondern das, was ihr Fleisch will! Dann ist es nicht unbegründet, wenn man uns verachtet, Pjotr, ganz und gar nicht unbegründet. Folge du nur nicht jenen nach, die den annehmlichsten Weg für ihr Fleisch suchen oder aber — sich's verdienen wollen, dem Fleisch zur Ehre. Als Engel präsentieren sich diese Pharisäer, meinen, die Hilfe Gottes gepachtet zu haben . . . Und wie sie auf jene herunterschauen, die zuerst nach dem Reich Gottes trachten, wie sie sie zurücksetzen, sie gar verleumden, bis man so einem ›Frommen‹ einmal den Spiegel vorhält. O Gott! Meine sträfliche Nachlässigkeit, daß ich bisweilen ein echtes Korn nicht von einem unfruchtbaren zu unterscheiden wußte . . .«

Sie waren bei ihrer Baracke angelangt; Lapin legte sich auf die Pritsche, um auszuruhen. Er wurde immer rasch müde. Der Blutdruck kletterte höher und höher, die Kopfschmerzen ließen gar nicht mehr nach. Das sei halt das Alter, hatte der Arzt gesagt, da könne man nicht helfen.

Pjotr durchdachte auf seiner Pritsche das Gehörte. Er lernte viel von diesen Predigern, die in ihren alten Tagen Bilanz zogen und zugaben, daß sie manches falsch gemacht hatten . . . Mit siebzig war Lapin endlich darauf geführt worden: Es geht darum, *Christ* zu sein, den lebendigen Christus zu kennen und sich um ihn zusammenzuschließen. Also nicht etwa *organisierter* Ökumenismus; sondern er sieht, wie fruchtlos es ist, sich um toter Formen und Dogmen willen in den Haaren zu liegen.

*

Eines Tages begann Pjotr zu hinken. Die papierne Innensohle seiner Schuhe hatte sich gelöst, und die stumpfen Nägel hatten durch den steten Druck schmerzhaft Verhornungen entstehen lassen. Er konnte nicht mehr auftreten. Der Arzt guckte sich die Fußsohlen an und kicherte:

»Na, wie hast du dir das bloß eingebrockt? An jeder Sohle mindestens zehn Schwielen! Da kannst dich noch gehörig abquälen, bis du sie wieder los bist. Mittel habe ich keine, also marsch in die Baracke!«

So kehrte der Bursche denn in seine Sektion zurück, um die nächste Etappe der Frist *abzusitzen*. Im Häftlingsjargon hieß es, wenn einer sich — als Kranker oder als Simulant — krank schreiben ließ: »Der Soldat schläft, der Dienst geht weiter . . .« Oder auch: »Ein Tag arbeitsfrei ist ein Monat Leben.«

Pjotr simulierte nicht, und da es höchst unangenehm ist, auf den Zehenspitzen herumzuhüpfen, saß er eben meistens auf Lapins Pritsche. Im Gespräch verging ihnen die Zeit rascher. Lapin las natürlich alle Briefe von Natascha vor und ließ durchsichtige Andeutungen fallen.

»Na, Bruder, Sie möchten wohl vor dem Sterben Ihre Enkelin unter der Haube wissen? Das sind überflüssige Sorgen, Gott sorgt schon für sie. Ich habe so das Gefühl, daß ich ein »ewiger Lagerinsasse« werden könnte — falls

ich von euch allen etwas lerne und auf Gottes Stimme höre, nicht auf andere . . .«

Lapin nickte nachdenklich.

Einmal fragte Pjotr den Alten, was er eigentlich vom Sabbat halte.

»Darüber habe ich viel nachgesonnen. Der Sabbat war ja schon ein Ruhetag, bevor durch Mose das Gesetz kam. Christus hat den Sabbat nicht abgeschafft. Nicht von einem Sektiererstandpunkt aus, sondern vom biblischen komme ich zum Schluß, daß die wiedergeborenen Gotteskinder in die Ruhe Gottes eingegangen sind und als Zeichen dafür am Sabbat auch äußerlich Ruhe halten sollen und diesen Tag für das Evangelisieren benützen.«

Dann verfiel er in langes Schweigen.

Manchmal kam nach der Arbeit auch Grischa dazu; dann belebte sich die Unterhaltung. Die andern Häftlinge spielten Domino und knallten die Steine mit solchem Schwung auf den Tisch, daß es in der ganzen Baracke widerhallte. An diesem Abend schenkten sie dem Gespräch der drei Gläubigen keine Beachtung; sonst hatten sie sich auch etwa eingemischt. Da guckte Semjon in ihre Baracke. Er suchte Pjotr.

»Ist dir das Hinken noch nicht verleidet?« fragte er leise.

»Doch — aber was kann ich machen . . .«

Dann ließ der Kranke sich aufhelfen und humpelte, auf den Bruder gestützt, ins Freie. Sie steuerten die nächste Sitzbank an und nahmen Platz. Semjon fragte nachdenklich:

»Erinnerst du dich nicht an einen Fall, daß du an einen Ort gegangen bist, wohin nicht Gott dich schickte?«

Die Frage machte Pjotr verlegen, und er zuckte die Schultern.

»Ich frage deshalb«, fuhr Semjon fort, »weil du von Gott eine Strafe erhalten hast dafür, daß du wie ein Ziegenbock in einen fremden Garten getrampelt bist.«

Pjotr ließ den Kopf hängen. »Vielleicht ist es dir eingefallen?« Pjotr schwieg. »Vielleicht ist da irgendwas, eine Eigenwilligkeit, die dir in den Sinn kommt? Gott macht schließlich keine Fehler. Er züchtigt *sein* Kind, wozu sollte er ein fremdes züchtigen? Auf dieses hat er gar kein Recht, das gehört einem anderen. Hiob litt unschuldig, aber gegen Ende seiner Leiden hat er dann doch Buße getan in Staub und Asche, hat seine Selbstgerechtigkeit bereut! Nun, weißt du's jetzt wieder, worum es geht? Sonst helfe ich dir . . .«

Und Semjon führte den jungen Bruder behutsam auf die Spur; da stand diesem plötzlich etwas vor Augen, was er nie als *Sünde* betrachtet hatte . . . Lange hockte Pjotr wortlos da und dachte darüber nach, ob Gott ihn wirklich durch diese Züchtigung an jene Sache von früher erinnern konnte, um ihn zur Einsicht zu bringen, daß er damals gesündigt hatte?

»Sache dir keine Rechtfertigung, Pjotr, das macht es nur schlimmer. Sieh zu, daß du es vor Gott bekennst. Komm, wir beten; nachher will ich noch meiner Schwester schreiben, ich kann ihr morgen über Freie einen Brief in die Kolonie schicken . . . Also, Pjotr!«

Sie neigten die Köpfe. Der junge Mann bekannte, daß er sich gegenüber Gott vergangen hatte, und bat um Vergebung für den Ungehorsam. Die abschließenden Worte sprach Semjon:

»Herr! Der Bruder leidet unter dieser Krankheit, die du ihm gesandt hast, um ihn auf den Weg der Besserung zu holen. Du hast gesehen, ob er dir aufrichtig bekannt hat. Du kannst es ermesen, und du allein kannst ihn auch heilen. Dich bitten wir, befreie ihn von dieser Not, weil er doch künftig vorsichtiger wandeln wird mit diesen seinen Füßen, um seiner Seele keinen Schaden anzutun. Wir bitten im Namen Jesu. Amen.«

Semjon erhob sich — und sah sich Pjotrs Sektionschef gegenüber.

»So, wird da wieder gebetet?«

»Ja, wir haben wieder gebetet, Bürger Natschalnik!«
gab Pjotr zu.

»Es ist mir schleierhaft, was euch zum Beten veranlaßt!
Was ist das überhaupt für eine Scharlatanerie! Es ist mir
schleierhaft, wie man euch in unserem Lande dulden
kann!«

»*Sie* hätten sich's längst überlegt und alle Gläubigen
hinausgejagt, uns nach Südamerika oder so verfrachtet!«
lachte Pjotr. »Aber ich fürchte, Sie wären arm dran ohne
uns. Sie wären ja arbeitslos! Jetzt können Sie uns in der
Zone herumhetzen und essen Ihr Brot im vollen Bewußt-
sein, daß Sie es redlich verdient haben!«

Der Offizier drohte nach einem Fluch:

»Na, warte, du Grünschnabel, dir wollen wir's zeigen!
Morgen gehst du zur Arbeit, krank hin oder her!« — und
marschierte davon.

Semjon schüttelte den Kopf.

»Bist du ihm nicht frech gekommen? Das taugt nicht,
Pjotr. Tu das nicht wieder, und entschuldige dich bei Ge-
legenheit beim Chef.«

Am nächsten Morgen sprang Pjotr mit beiden Füßen auf
den Boden herunter von seiner Pritsche und machte sich
bereit, zur Arbeit zu gehen. Der Natschalnik staunte:

»Na, zeig mal deine Füße her!«

Pjotr gehorchte. Völlig heil.

»Du hast also simuliert?!«

»Nein, Bürger Natschalnik. Aber ich bin gestern grob
gewesen und bitte Sie um Entschuldigung.«

Da staunte der Sektionschef noch mehr.

Zu 150 Prozent erfüllte Pjotr die Produktionsnorm an
diesem Tag!

Zwei Runden mit dem Sektionschef

Vor dem Zapfenstreich veranstalteten die Häftlinge der 23. Brigade wieder ein großes Hallo, weil ihr Brigadier einmal mehr als Verlierer beim Domino unterm Tisch durchkriechen mußte. Die Unpolitischen können nicht anders als »um etwas« spielen — so um die Genugtuung, den Verlierer auf allen vieren zu sehen.

Pjotr schüttelte den Kopf und machte sich an sein Schränkchen, um es auf etwas Eßbares hin zu untersuchen; Lapin kaute an einem Brotkanten.

»Hopp, hopp, Briga! Bück dich! Tiefer, sonst wirfst noch den Tisch um!« riefen die Spieler.

Ein neues Spiel wurde in Angriff genommen. Rot vor Scham, rot von der Anstrengung setzte sich der Brigadeleiter wieder; als er Pjotr erblickte, rief er ihm zu:

»Der Chef verlangt übrigens, daß Lapin ab morgen arbeitet.«

»Und was hast du ihm denn gesagt?« fragte Pjotr betroffen. Der Brigadier zuckte die Schultern. Lapin seinerseits sah ungläubig-hilflos auf.

»Ist der Chef im Büro?« fragte Pjotr weiter.

»Ja, er ist heute Zonen-Diensthabender.«

Pjotr begab sich schnurstracks zum Büro des Sektionschefs und klopfte. Stille. Er klopfte lauter.

»Herein!«

»Entschuldigen Sie, Bürger Natschalnik! Ich komme wegen Lapin«, erklärte er schnell. »Ich habe gehört, Sie wollen ihn zur Arbeit antreten lassen, aber er kann doch nicht, der Arzt hat das bestätigt! Er würde sich Ihrem Befehl natürlich nicht widersetzen, aber es ist doch nicht gerecht und nicht human, einen Siebzigjährigen zum Arbeiten zu zwingen! Er kann ja kaum gehen.«

»Still, du Hundesohn! Da hat sich ein schöner Anwalt gefunden! Wenn's ums Beten geht, dann kann er auch laufen, bloß zum Arbeiten nicht? Er ist in einer Besserungs-*Arbeits*-Kolonie, man hat ihn hergeschickt, damit er seine Schuld durch *Arbeit* abtrage! Entweder er sagt seinem Gott ab, oder er geht arbeiten. Klar?«

Der junge Häftling hielt dem Ausbruch des Leutnants stand und sagte zurückhaltend:

»Ich wollte Sie wirklich nicht ärgern. Der alte Mann tut mir einfach leid — er hat unter Stalin achtzehn Jahre abgessen und wurde rehabilitiert, und jetzt stirbt der arme Kerl, obschon die Partei die Auswüchse des Stalinkultes verurteilt hat, doch in einer Haftanstalt. Was hat sich denn im politischen Klima bezüglich der Gläubigen geändert?«

»Nichts! Es ist noch zu wenig, euch zu hängen oder zu erschießen, elendes Beterpack!« Erregt sprang der Offizier auf. »Ihr hindert uns beim Aufbau des Kommunismus. Es wäre besser, ihr wäret alle Mörder, dann wüßten wir was anfangen mit euch!«

Und dann folgte ein Schwall von Flüchen; derweil stand Pjotr wie ein Schuljunge daneben, der etwas ausgefressen hat, und wartete darauf, daß sich der Leutnant wieder beruhige. Da ertönte das Zeichen zur Nachtruhe. (Es war verboten, danach noch angekleidet herumzugehen.) Endlich verstummte der Sektionschef und setzte sich wieder.

»Ich liebe die Menschen sehr und möchte keine töten, Bürger Natschalnik! Der Mensch ist von Gott, oder in Ihrer Terminologie *von der Natur selber*, berufen worden, um zu schaffen, um im Namen des Wohles menschlicher Generationen etwas aufzubauen, hat man uns Studenten einmal beigebracht. Ich finde es sehr schade, daß Sie den Menschen nicht wohlwollen, sondern manchen den Tod wünschen . . . Wie kommt es, daß Sie so blutrünstig sind? Und warum möchten Sie den alten Gläubigen unbedingt tot

sehen? Das ist mir unverständlich. Ich bin bereit, zwei Schichten zu arbeiten, nur lassen Sie um Gottes willen Lapin in Ruhe! Sie wollen ihn durch die Arbeit umbringen, durch den erstickenden Staub — und er hat Sie lieb! Er hat Sie lieb wie einen Sohn . . . Man kann Sie doch schwerlich dafür lieben, daß Sie uns Gläubigen Mörder vorziehen, aber der Alte liebt Sie aufrichtig! Sie hätten ja nicht das Recht, ihn für — berechnete — Arbeitsverweigerung in den Karzer zu stecken; Sie würden ihn doch nicht dazu verknurren! Aber Lapin würde sich gar nicht erst weigern, zur Arbeit zu gehen. Aus Liebe zu Ihnen würde er den Befehl befolgen und so den sicheren Tod auf sich nehmen. Ich habe leider nicht so viel Liebe wie Lapin; ich würde protestieren. Und ich schäme mich, daß ich nicht wie ein Lamm sein kann, das zur Schlachtbank geführt wird . . . aber Lapin kann das. Bürger Natschalnik, nicht unseretwegen kriegen Sie den Kommunismus nicht hin, sondern gerade, weil Sie Menschenhasser sind; weil für Sie die Meinung der Bevölkerung rein nichts bedeutet; weil Sie mit Gewalt, mit Feuer und Schwert und über Leichen aufs Ziel losgehen — darum werden Sie mit Ihrem Scharlatansprogramm niemals eine »glückliche Zukunft aufbauen« können. Das Blut schreit nach Vergeltung — und Gott ist lebendig! Wer das Schwert aufnimmt, wird durch das Schwert umkommen! Wir werden nicht sterben, *weil unser Gott lebt*, aber von Ihnen wird in den Völkern nur eine finstere Erinnerung bleiben. Es gibt allzu viele Leichen — hören Sie?! Sie haben sich selber damit die Luft abgeklemmt! Sie sind in Agonie und möchten noch etwas retten, aber es ist schon fast zu spät. Ihre Rettung ist Christus, hören Sie: *Jesus Christus!* Sägen Sie doch nicht den Ast ab, auf dem Sie sitzen . . .« Pjotr sprach eindringlich, aber ruhig, überzeugend.

»Rrraus! Mach, daß du fortkommst, oder ich bringe dich um!« brüllte der Natschalnik und fing wieder zu fluchen an.

Traurig machte sich Pjotr davon in seine Sektion. Lapin wartete, halb ausgekleidet, auf ihn. Der Brigadier fragte für alle:

»Na, und?«

»Ich weiß nicht — aber wenn ich nicht noch diese Nacht in den Karzer komme, dann ist das ein Wunder. Ich fürchte, ich habe ihm etwas zuviel gesagt . . .«

Der Kulturorganisator der Sektion, ebenfalls schon im Pyjama, kam ins Brigadezimmer.

»Was zum Kuckuck hast du ihm gesagt, daß er nicht mehr zu fluchen aufhört?«

Pjotr zuckte die Schultern: »Frag ihn doch selber . . .« Er wartete noch ein paar Minuten, dann zog er sich aus. Derweil hockte der Kulturorganisator mit dem Brigadeleiter auf dessen Bett; sie flüsterten zusammen. Lapin erkundigte sich beim Unruhestifter nach der Ursache.

»Nichts Besonderes hab ich gesagt! Allerdings . . . unter Stalin hätte man mich für diese Unterhaltung wohl erschossen. Falls der Chef dem KGB negativ darüber berichtet, ist mir lebenslänglich inoffizielle Aufsicht sicher, und dann wird's aus sein mit mir. Ach, Bruder, ich könnte mich manchmal ohrfeigen für mein Temperament — aber wie hätte ich ihm denn nicht die Wahrheit sagen sollen?«

Da kam der Diensthabende der Sektion herbeigelaufen und bestellte dem Brigadier, er solle sich ankleiden und zum Chef ins Büro gehen. Pjotr stand ebenfalls auf und schlüpfte in Hose und Jacke. Dikkij wunderte sich.

»Weißt du«, erklärte Pjotr, »jetzt spediert man mich gleich in den Karzer.«

»Nicht doch! Er tut dich nicht in den Karzer. Du hast ohne Zeugen gesagt, du kannst alles abstreiten!« Pjotr sah seinen findigen Tröster bloß freundlich an.

Grinsend kam der Brigadeleiter zurück:

»Na, hast du dem aber eingeheizt! Rennt im Büro auf und ab und zischt zwischen Flüchen: ›Der Grünschnabel! Die Rotznase! Und der alte Trottel! Die Kugel ist zu

schade für die!« Aber dann hat er mir gesagt, ich soll jetzt gleich oder morgen früh dem Arbeitsanordner bestellen: Lapin braucht nicht zur Arbeit . . .«

Und nichts weiter geschah! Die Häftlinge gingen wieder zu ihren Pritschen; ein paar Minuten später schnarchten schon alle zweihundert Mann. Nur Lapin und Pjotr redeten ganz leise miteinander und beteten voller Freude, aber auch voller Mitleid, da der Sektionschef das Licht noch nicht sehen konnte . . .

Um Mitternacht machte der Diensthabende Kontrolle, und da schlief auch Pjotr. Nicht auf einer Karzerpritsche.

*

Am übernächsten Tag ließ der Sektionschef Pjotr zu sich kommen. Er saß am Schreibtisch und nagte nachdenklich an einem Bleistift. Als der junge Häftling unter der Tür stehen blieb, wies er schweigend auf einen Stuhl.

»Erzählen Sie mir bitte Ihr Leben«, sagte der Leutnant plötzlich. Pjotr wunderte sich über die Höflichkeit; es war wohl das erste Mal, daß er hier »bitte« hörte.

»Gut . . . Zunächst muß ich Ihnen aber sagen, daß vor Ihnen ein noch sehr unvollkommener Christ sitzt. Ich liebe meinen Gott, der im unzugänglichen Licht wohnt, aber ich stolpere und falle noch recht oft. Doch ich strecke mich nach Jesus Christus aus; ich möchte seine Art, seine Eigenschaften erwerben! Folgendermaßen bin ich zum Glauben gekommen . . .«

Und in allen Einzelheiten berichtete er die Umstände seiner Umkehr. Der Offizier war ganz Ohr; von Zeit zu Zeit senkte er den Blick, und nach einer Weile erhob er sich, ging im Büro auf und ab.

». . . über meine Kindheit«, sagte Pjotr gerade. »Was mir in der Kindheit besonders Eindruck machte: eine Fülle von antireligiöser Literatur. Ich verschlang buchstäblich alles, was ich auf diesem Sektor kriegen konnte, namentlich

Jaroslawschij, Stepanow-Skwarzow, Voltaire und eine Reihe andere. Wissen Sie, in meinem kindlichen Bewußtsein war kein Raum für Christus mehr übrig. Er existierte für mich überhaupt nicht! Meine Vorstellungen lagen völlig auf der Linie des ›irdischen Paradieses‹, des Kommunismus. Ach, der Kommunismus! Mein Kindheitstraum! Nur schon das Wort ließ mein Herz höher schlagen. Wenn ich las, daß sich die Partei der Feinde des Kommunismus entledige, freute ich mich: So ist's richtig! Das haben sie verdient! Alle erschießen! Hängen! Es lebe der Kommunismus! Stellen Sie sich vor, welche Giftschlange sich da entwickelt hätte, wenn nicht...« Nachdenklich wiederholte er: »Ja, wenn nicht etwas geschehen wäre.«

Der Leutnant blieb gegenüber Pjotr stehen.

»In der Schule saß ich in der vordersten Bank neben der Tochter unserer Lehrerin. Es waren noch schwere Zeiten; wir Kinder hungerten oft. Und da malte uns die Lehrerin, Frau Byrda, in allen Farben aus, wie schön es im Kommunismus sein würde. Ich hörte mit angehaltenem Atem zu. Das war ja der Traum meines Herzens: Alles würde allen gehören! Gleichheit! Freiheit! Schöpferische Tätigkeit! Brüderliche Solidarität! Ich liebe Rußland auch heute noch, aber damals! Es ist nicht zu sagen, wie mein Kinderherz an diesem Land hing, das ja nicht die Heimat meiner Vorfahren ist. Aber ich hatte gelesen, daß Rußland mehr gelitten habe als alle anderen Länder, und ich mußte dieses leidvolle Land umfassen! Für seine lichte Zukunft, für den Kommunismus hätte ich mein Leben geopfert!

So hörte ich der Lehrerin gläubig zu. Die Vorstellung vom satten und guten Leben sagte mir um so mehr, als ich kurz zuvor meinen Magen kaputtgemacht hatte... mit Reibekuchen aus gefrorenen Kartoffeln, welche die Mutter direkt auf dem Herd buk. Ich hatte solchen Hunger, daß ich ein paar Stück halbroh, aber heiß, herunterschlang; sie schmeckten mir besser als Schokolade. Die Mutter bemerkte zu spät, was ich angerichtet hatte. Drei Tage

lang wand ich mich darauf, hatte fürchterliche Schmerzen, aber ich überstand es . . .

Nun saß ich also wieder in der Schule, und Frau Byrda erzählte uns, wie im Kommunismus jeder genug bekommen würde. Wie man in der Bratpfanne Speck braten würde. Ich wünschte nur eines — daß ganz schnell Kommunismus sein sollte! Die Lehrerin machte eine kleine Pause, sie hatte eine unerhörte Überraschung für uns. Und wir, zwei Dutzend naiver Grünschnäbel, warteten gespannt darauf, was uns diese Kündlerin des Kommunismus, dieses höhere Wesen noch sagen würde. Da sagte sie — mit Blick auf uns paar, die nur noch ihre Mutter hatten, und zwar gläubige Mütter: ›Und ihr könnt dann die heißen Bratpfannen auslecken!‹

Völlig erschlagen starrte ich sie an; die gespannte Stille löste sich, als aus der Bank eines Kameraden sein Kleiebrötchen gerollt kam. Die kleine Byrda kicherte verächtlich und gab dem Jungen einen Stoß, als er dem Brötchen nachlaufen wollte; da verkroch er sich beschämt in seine Bank. Sie, die Lehrerstochter, brauchte keine Kleie zu essen, auch keine Fruchtböden von Sonnenblumen, wie wir Halbwaisen aus deutschen Familien. Es waren schon von den Unseren an Unterernährung gestorben . . . Ich hob das Kleiebrötchen auf, warf es meiner Banknachbarin mit aller Macht an den Kopf und lief aus der Klasse.

Meine Welt war zusammengebrochen! Zwei Wochen lag ich mit hohem Fieber zuhause, phantasierte: ›So einen Kommunismus will ich nicht . . . Mama, ich will nicht heiße Pfannen auslecken! Ma, ich will auch ein Stückchen Speck, nur ein klitzekleines! Uh, die Kommunisten lassen uns glühende Bratpfannen auslecken!‹ Na, ich überstand auch diese Krise.

Denken Sie, Frau Byrda sei sich etwa entschuldigen gekommen? Keine Spur. Ich konnte nicht mehr in ihre Klasse gehen. Zu meinem Glück wurde sie sehr bald versetzt.

Dabei hatte sie mich als Schüler gern gehabt, drum durfte ich auch neben ihrer Tochter sitzen.

Was hatte sie nun bewirkt? Daß mir das Wort ›Kommunismus‹ seither unsäglich wehtut. Schon damals dümmerte mir, daß Rußland nicht durch Schlaraffenland-Märchen zu retten sei, sondern nur durch jemanden, der Wunden *verbindet*, der trösten kann, jemanden, der es von all seinen Enttäuschungen und Leiden heilen würde. Dieser Arzt ist der lebendige Christus, den Sie ablehnen. Nicht eine sozialistische oder kommunistische Christusfigur, von welcher einige christliche Theologen reden, sondern jener Jesus, der von den Toten auferstanden ist!« Pjotr verstummte.

Wortlos ließ sich der Sektionschef wieder am Schreibtisch nieder, kaute am Bleistift, bedeutete Pjotr zu gehen. Dann blieb er lange im Büro eingeschlossen, nicht zu sprechen, auch nicht am Telephon.

22

Kinderangst — Angst um Kinder

Vor Trofims Haus kam ein Polizeiauto zu stehen.

Die Justizbehörden erinnerten sich, daß sie dem »baptistischen Sektierer« die elterlichen Rechte entzogen hatten, folglich mußte man den Nachwuchs nun »zum Wohle des Staates« abholen. Ein Jahr lang hatten die Kinder in dieser Erwartung gelebt; angstvoll blickte immer wieder eines auf die Straße: kommt nicht das Polizeiauto? Mutter und Großmutter suchten sie zu beruhigen. Die Behörden würden das gewiß nicht tun, obschon Papa die elterlichen Rechte verloren hatte.

Die Kinder waren dabeigewesen, als man ihren Vater verhaftete; sie wußten, daß er ein guter Mensch war und daß man ihn abholte, weil er gepredigt hatte. Sie sangen selber gern Kirchenlieder und beteten auch von sich aus.

Und nun würde man sie in ein Heim stecken, wo Mama und die Großmutter nicht wären und wo Papa nicht hinkäme, nicht einmal nach der Freilassung, und wenn er sie noch besuchen dürfte, so jedenfalls nicht, um sie heimzuholen. All das besprachen Trofims Kinder und waren sich einig: Es wäre unerträglich ohne die Eltern. Also mußten sie kämpfen. Darum kämpfen, bei Mama und Großmutter bleiben und einmal im Jahr zu Papa in die Kolonie fahren zu können. Und um so mehr waren sie dazu bereit, als das kleinste Brüderchen plötzlich an Lungenentzündung starb. Sie würden nicht von Mama weggehen.

»Die Polizei!« meldete nun der erschrockene Schrei eines Kindes. Wie der Wind sausten die sieben aus dem Hause, kletterten über den Zaun zum Nachbargarten, waren verschwunden.

Der Polizeioffizier und der Vertreter vom Stadtsowjet, Abteilung für Volkserziehung, grüßten die beiden Frauen höflich. Hinter ihnen trat die Gerichtsvollzieherin ein und kam gleich auf den Zweck des Besuches zu sprechen:

»Aufgrund des Urteils des städtischen Volksgerichts sind dem Vater die elterlichen Rechte entzogen. Und jetzt holen wir die Kinder ab. Wo sind sie?« Herausfordernd sah sie die Mutter an, die, wie sie genau wußte, erst kürzlich das Kleinste verloren hatte.

»Sie haben nicht das Recht dazu«, wehrte sich Trofims Frau. »Mir als Mutter hat man die elterlichen Rechte nicht entzogen; ich habe alle Rechte auf die Kinder als Mutter, und ich gebe sie nicht her. Ich habe sie geboren, nicht Sie.«

»Sehr wohl. Wird berücksichtigt. Wir müssen erst noch Ihnen die Rechte entziehen«, kam es kalt von der Gerichtsvollzieherin. Dann zogen sich die drei Amtspersonen zur Beratung in den Hof zurück. Ein wartender Polizist bemerkte plötzlich, daß sich hinter dem Bretterzaun etwas bewegte; forschende Kinderaugen lugten durch die Spalten herüber.

»Marsch, alle ins Haus!« befahl er.

Nicht sie! Wie ein Schwarm Spatzen flogen sie davon, in verschiedene Richtungen, und trafen sich in ihrem eigens vorbereiteten Versteck in der Nähe des Friedhofs. Die Kinder empfanden die Gewalt der Behörden noch nicht; für sie waren ihre Eltern, die sie mit Liebe erzogen, alleinige Autorität. Nachdem die Polizisten die Kinder weder auf der Straße noch im Nachbarhof finden konnten, zogen die Besucher unverrichteter Dinge ab.

Als es zu dämmern begann und die Kinder noch immer verschwunden waren, machte sich die Großmutter auf die Suche.

»Oma, sind sie nicht mehr da?« fragte da plötzlich ein Stimmchen. Eines der Kinder war zum Kundschaften ausgesandt worden.

»Nein, mein Spatz! Lauf schnell und rufe die andern!«

»Aber kommen sie uns nicht in der Nacht abholen?«

»Nachts lassen wir niemanden ins Haus!« versprach die Großmutter.

Mit einem Gemisch von Vorsicht und Triumph auf den Gesichtern kehrte die Jungschar heim. Und dann wurde Gott gedankt für die Bewahrung!

Die Polizei kam nicht wieder. Den Prozeß gegen die Mutter brachten die Organe nicht mehr zustande — es geschah etwas Unvorhergesehenes. Aber aus Fehlern lernt man . . .

*

Vom Autor

Man schrieb mir damals in die Kolonie viel über diese Aktionen der Organe. Wie weh es tat zu lesen, daß man diesem und jenem Elternpaar die Kinder weggenommen hatte, bloß weil sie sie gläubig erzogen!

Noch 1960 war ich bei einem Gerichtsprozeß dabeigewesen, als man in Omsk Zeugen Jehovas aburteilte und der

Staatsanwalt für alle Angeklagten Entzug der elterlichen Rechte beantragte; »zum Wohle des Staates«. Verrückt. Unmöglich. Die organisierte Schar von Komsomolzen, die als Vertreter der öffentlichen Meinung aufgebieten waren, applaudierten, recht dünn allerdings; mehrheitlich nahm das Publikum die Forderung des Staatsanwaltes mit eisigem Schweigen auf. Man hatte den Krieg mitgemacht, den Personenkult überlebt — und wollte nun auf diese Weise neue Heiminsassen rekrutieren? Mir ging die Sache so nahe, daß ich nach dem Prozeß beim Staatsanwalt vortrat.

»Sagen Sie bitte, Genosse Staatsanwalt, womit begründen Sie den Antrag auf Entzug der elterlichen Rechte und Einweisung der Kinder in Heime?«

»Gehören Sie auch zu den Zeugen Jehovas?« fragte er schnell zurück.

»O nein, ich teile die sektiererische Weltanschauung dieser Leute nicht.«

»Ich begründe den Antrag damit, daß die Kinder Eigentum der Sowjetgesellschaft sind. Folglich sind alle Eltern verpflichtet, ihre Kinder im Geiste des Kommunismus und nicht irgendeiner Sekte aufzuziehen.«

»Schön. Ich finde persönlich, es brauche einer nicht unbedingt eine Familie zu gründen. Aber Marx und Lenin haben sich für eine gesunde Familie, für ein geregeltes Familienleben ausgesprochen. Was mich bei Ihren Worten so erschüttert, ist, daß Jungverheiratete also stets bedenken müssen: Die künftigen Kinder werden Eigentum des Staates oder der Sowjetgesellschaft sein. Wozu soll man dann eine Familie gründen? Dann ist es einfacher, ledig zu bleiben, freie Liebe zu praktizieren, die Kinder dieser Liebe in Heime abzugeben — soll der Staat sich seine treuen Vaterlandssöhne selber aufziehen.«

»Wie heißen Sie?« fragte der Staatsanwalt. Ich stellte mich vor. Er notierte sich meinen Namen und fuhr in seinem »Pobeda« davon.

Kurz danach brach zwischen meinem Direktor und mir Krieg aus.

»Unruhestifter, der Sie sind, was wollen Sie denn immer mit dem Kopf durch die Wand? Zeugen Jehovas zu verteidigen!«

»Stepan Trofimowitsch, bitte, ich trete überhaupt nicht für die Lehre der Zeugen Jehovas ein! Ich kapiere bloß nicht, weshalb die Behörden den Gläubigen die Kinder wegnehmen.«

»Man hat sie ja noch nicht abgeholt. Aber das wird geschehen müssen, wenn man nicht euch allesamt Einhalt gebieten kann.«

Und dann warf mir der Chef Blitz und Donner an den Kopf, versprach mir, mich ins Pfefferland zu versetzen . . . Als ich ihm antwortete, in jener Gegend seien mehrere meiner Verwandten umgekommen und ich sei ihnen ohne weiteres zu folgen bereit, beruhigte er sich.

»Die Kinder sind unser Eigentum!« schloß er.

»Wessen Eigentum?«

»Unseres.«

»Wer ist ›wir‹?«

»Die Kommunisten. Die Kinder gehören den Kommunisten. Es sind *u n s e r e* Kinder.«

»Schön. Zu Beginn sagten Sie aber, die Kinder seien das Eigentum der Gesellschaft. Und diese besteht bekanntlich aus dem Block der Parteimitglieder und der Parteilosen, das heißt, zu ihr gehören auch ein paar Millionen Gläubige. Haben denn diese Gläubigen nicht ein Recht zu wählen? Haben sie denn nicht das verfassungsmäßige Recht auf ihre Kinder — sie im Geiste ihrer Religion zu erziehen?«

»Nein, dieses Recht haben sie nicht. Sie haben nur das Recht, die Kinder im kommunistischen Geist zu erziehen, nicht in einer Religion. Ist das klar? Falls nicht, wird sowieso bald ein Gesetz herauskommen, daß Eltern, die

ihre Kinder nicht im kommunistischen Geist erziehen, diese verlieren! Ist es Ihnen endlich klar oder nicht?»

Es war mir mehr als klar. Nachdem sich der Chef wieder etwas abgekühlt hatte, sagte ich:

»Die Gläubigen sind in der Regel kinderreich, während Ihre Frauen es vorziehen, nicht die neue Generation von Sowjetkindern zur Welt zu bringen. Also benutzen Sie, ganz Ihrer Moral entsprechend, die Gläubigen als Fabrik zur Erzeugung der neuen Generationen für die kommunistische Gesellschaft. Das ist Barbarei. Solche Kommunisten müßte man gemäß internationalem Recht vor Gericht stellen! Die eigenen Kinder erledigt ihr im Keim mit allen möglichen Mitteln der Medizin, und nach den Kindern der gläubigen Eltern streckt ihr dann eure blutbefleckten Hände aus . . .«

Der Chef warf mich im hohen Bogen hinaus. Sehr bald gelang es ihm, mich endgültig loszuwerden.

*

Einige Glaubensbrüder fragten mich:

»Was gehen dich die Kinder der Zeugen Jehovas an?»

Da liegt der eigentliche Irrtum!

Der Irrtum der Zeugen Jehovas ist vielleicht weniger gefährlich als das Fehlen der Nächstenliebe unter den Christen. Lapin hatte recht, Stoljarow hatte recht, Nikanor hatte recht — wie alle, die sahen: Das Grundübel der verschiedenen christlichen Konfessionen sind die Zäune, die Abkapselung.

Es ist offenkundig, daß die Lehre der Zeugen Jehovas in manchem unbiblisch ist. Weniger offenkundig scheint zu sein, daß sich unter Christen ein unbiblischer Geist breitgemacht hat, der schlimmer ist als jener der besagten Sekte:

»Das Hemd ist mir näher als der Rock; es geht mich nichts an, ob man anderen Religionsgemeinschaften die Kinder wegnimmt.«

Oder wie einer sich mir gegenüber äußerte:

»Es war ganz richtig, ihnen die Kinder wegzunehmen, damit sie nicht im Irrtum der Eltern aufwachsen.«

Ein Echo der Inquisition! Als man diesem Bruder später selber die elterlichen Rechte entzog, weinte er . . . Er hatte seine Kinder doch richtig erzogen, nicht wie die Zeugen Jehovas! Hätte aber dieser »Christ« die Macht, so würde er allen Eltern, die einer anderen Glaubensgemeinschaft angehören als er, seelenruhig die Kinder wegnehmen lassen!

Im Irrtum befindet man sich dann, wenn die Liebe Christi fehlt, und es sind wenige, die nicht in diesen Irrtum verfallen. Wer hier schuldig wird, mag dann die Geißel Gottes zu spüren bekommen . . . Es vergingen genau vierzehn Jahre nach jener Prophezeiung meines Direktors, und ein entsprechendes Gesetz wurde erlassen.* Nun ist es zum offiziellen Programm geworden: Die Kinder sind Eigentum des sowjetischen Kommunismus. Wenn nicht Gott eingreift, werden gläubige Eltern nicht mehr für Gott Kinder in die Welt setzen, wie sie sich so gern ausdrücken, sondern für die Fabrik des Atheismus. Die Kinder der Familie Sloboda hat man inzwischen in Heime gesteckt — Galina, Schura, Kolja, Ljussja und Pawlik. Kinder, die im Rachen eines neuen Moloch verschwinden. Wie mancher Familie aus anderen Konfessionen ist es ebenso ergangen!

Ob sie jetzt bereit werden, die Angehörigen der verschiedenen Glaubensrichtungen, das Trennende auf den zweiten Platz zu verweisen und sich in der Liebe Jesu Christi um seine Person zu scharen?

* Im neuen Allunionsgesetz über die Familie («Grundlagen der Gesetzgebung der UdSSR und der Unionsrepubliken über Ehe und Familie«, 1968) besagt Art. 18: »Die Eltern sind verpflichtet, ihre Kinder im Geiste des Moralkodex der Erbauer des Kommunismus zu erziehen.« Art. 19 sieht widrigenfalls den Entzug der elterlichen Rechte vor.

Viktor und die Gerechtigkeit

Einige Zeit nach seinem Eintreffen in der Kolonie suchte Pjotr einst Nikanor im Brigadenraum auf. Nachdem sie sich eine Weile unterhalten hatten, wurde der Besucher auf einen noch jungen Häftling aufmerksam; er mochte dreißig Jahre alt sein, hatte aber schon ganz weißes Haar, und seine Hände zitterten beständig leise. Auf der Pritsche in der oberen Etage hockend, flickte er an seiner Jacke herum. Ein spontanes Sympathiegefühl trieb Pjotr an, seine Bekanntschaft zu suchen, aber Nikanor nahm ihn beim Ärmel.

»Laß Viktor lieber in Ruhe, er ist gegen Gott sehr erbittert.«

»Nikanor, wenn das stimmt, daß er etwas gegen Gott oder gegen uns Gläubige hat, dann muß es einen Grund geben, und dann muß man ihn anhören und ihm helfen!« widersprach Pjotr mit seinem Temperament sofort. Helfen! Das hat er nötig, wenn er über jemanden oder etwas enttäuscht ist, dachte Pjotr bei sich. »Erbittert« — Kunststück, wenn wir so oft mit dem Etikett von »Christen« hausieren gehen, ohne rechten Grund unter den Füßen zu haben. Nicht von ungefähr werfen uns die Atheisten bisweilen vor, wir trügen diese Bezeichnung zu Unrecht.

Der junge Pjotr gab seinen Brüdern oft Anlaß zu Belustigung, wenn er stets gleich Protest anmeldete und etwas unternehmen wollte. Ihre Erfahrung sagte ihnen jedoch, daß sich das geben würde. Wenn sie Pjotrs unvorsichtige Äußerungen seinem »Temperament« und nicht seinem Eifer für Gott zuschrieben, war er beleidigt . . .

Nikanor erzählte ihm ein wenig über Viktor, und von da an ließ der weißhaarige Mithäftling Pjotr keine Ruhe mehr.

»So geht das nicht!« murrte er gegenüber Semjon oder Lapin etwa. »Wir haben einen solchen Gott und können von ihm nicht Gerechtigkeit für diesen Menschen erbitten?! Da wären wir jämmerliche Habenichtse und nicht Gottes Kinder!«

Semjon und Lapin lachten ihn aus und warnten ihn vor voreiligen Schlußfolgerungen.

»Schlußfolgerungen!« gab Pjotr zurück. »Wo ist denn jene Kraft in uns, die Gott seinen Auserwählten versprochen hat? Wo ist sie? Ist Gott wieder schuld? Wir schieben es einfach Gott in die Schuhe . . . aber wie präsentieren wir uns? Für mich bedeutet Viktors Zustand, daß *wir* unsere Berufung nicht rechtfertigen, so wie Gott und die Zukurzgekommenen es an uns sehen möchten. Gott traktiert uns viel zuwenig mit der Rute! Wir hätten noch mehr nötig! Um weniger zu plappern und mehr danach zu streben, Botschafter des Himmels zu sein!«

Semjon schüttelte den Kopf und mahnte:

»Steigere dich nicht so hinein, Pjotr. Aus eigener Kraft kannst weder du noch ich etwas tun. Sage dich von dir los, entsage dir, dann wird Gott sich dir in seiner Herrlichkeit offenbaren! Viele verstehen es so wie du. Und fangen es dann falsch an. Sie strengen sich selber an, und dann kommt nicht Gottes Kraft in ihr Herz, sondern eine dämonische. Und warum? Weil sie es um ihrer eigenen Ehre willen tun möchten. Der Herr sagt durch den Propheten Jesaja über das Fasten: ›Ihr haltet Fasten, um mit roher Hand dreinzuschlagen . . .‹ Manche haben eine Gnadengabe erhalten und sich etwas darauf eingebildet, haben sich für groß gehalten und Ehre eingeheimst, statt Gott die Ehre zu geben. Was kann Gott da tun? Überleg dir das einmal. Wir wissen noch nicht, was mit deinem Arm geschehen soll . . .«

Pjotr schwieg beschämt. Tatsächlich, er brauchte Hilfe von Gott, und da warf er den Brüdern Herzlosigkeit vor. Entmutigt zog er sich in die Einsamkeit zurück. Aber

Nikanor und Semjon folgten ihm und halfen ihm rechtzeitig, die richtigen Schritte zu tun, vermittelten ihm große Hilfe!

Nachdem sein Arm geheilt worden war, spazierte er eines Abends allein durch die Zone. Viktor gesellte sich zu ihm. Zunächst ging er schweigend nebenher.

»Ist es wahr, daß du durch Gebete gesund geworden bist?« fragte er nach einer Weile.

»Ja, das ist wahr.«

Der Weißhaarige fragte nicht weiter. Wortlos gingen sie an der Kantine vorbei und zum Weg entlang der verbotenen Zone.

»Dennoch, ich glaube nicht, daß es Gott gibt! Wo hat er denn seine Augen, wenn er all das menschliche Leid nicht sieht!« Lautloses Schluchzen schüttelte ihn plötzlich.

Behutsam fragte Pjotr:

»Was ist denn mit dir geschehen? Wenn's dir nicht zu sehr wehtut, erzähle doch bitte.«

Viktor beruhigte sich erst, als sie zwei Runden innen um die Zone gemacht hatten.

»Es ist schon lange her. Ich war zwanzig und arbeitete in ***, einer Kleinstadt, auf dem Bau. Meine Mutter wohnte auf dem Lande. In den Ferien fuhr ich jeweils nach Hause, um ihr zu helfen: für ihre Kuh Heu zu beschaffen und Holz für den Winter. Mein Vater war an seinen Kriegsverletzungen gestorben. Als meine Ferien jenes Mal um waren, verabschiedete ich mich von Mutter und Geschwistern und stellte mich an die Straße, um per Anhalter zurückzufahren. In unser Dorf verkehrte damals noch kein Autobus. Ein Lastwagen hielt an, und der Fahrer ließ mich hinaufklettern; es hockten schon zwei Passagiere darauf. So kamen wir nach ***. Unser Lastwagen wollte vor Ortsbeginn abbiegen; er bremste, ich sprang vom fahrenden Lkw. Der Chauffeur winkte mir zum Abschied noch zu. Die andern Jungs fuhren weiter.

Und dann merkte ich plötzlich, daß ich meinen Regenmantel auf dem Lastwagen gelassen hatte. Zu spät. Es war ein sehr guter Mantel, ich hatte ihn von einem Ingenieur erstanden, der ihn im Ausland gekauft hatte. Er kostete mich einen guten Monatslohn. Alle hatten mich darum beneidet . . . Ich hätte heulen können, so leid tat es mir um das gute Stück. Und ich hatte mir nicht einmal die Lkw-Nummer gemerkt.

Nach zwei Monaten wurde ich auf den Polizeiposten vorgeladen. Dort wies der Polizeichef auf meinen Regenmantel und fragte, ob er mir gehöre. ›Ja, natürlich!‹ freute ich mich. Er schaute mich ganz seltsam an und rief einen Hauptmann. ›Ein Fall zu bearbeiten!‹ sagte er nur. Ich kapierte überhaupt nicht, was das sollte. Es kamen noch etwa acht Polizisten herein und begannen auf ein Zeichen ›Fünfte Ecke‹ mit mir zu spielen. Ohne ein Wort schlugen sie mich zusammen; ehe ich einen Ton von mir geben konnte, verlor ich das Bewußtsein. In einer Zelle kam ich wieder zu mir. Es tat mir alles weh. Nachts ließ mich ein Untersuchungsrichter kommen. ›So, so,‹ fing er an, ›Sie also haben einen Polizeibeamten umgebracht. Unterschreiben Sie das Verhörprotokoll, dann können Sie wieder gehen.‹ Ich — einen Polizisten umbringen?! Der war ja irr! Ich konnte nicht einmal einem Huhn den Kopf abschlagen, Mutter mußte das immer selber besorgen. Und da sollte ich einen Polizisten getötet haben. Ich stammelte irgendwas zusammen und weigerte mich jedenfalls zu unterschreiben. Da begann er mich mit einem Stuhl zu schlagen. Als ich genug blutete, ließ er mich in die Zelle schleppen.

Man erklärte mir überhaupt nichts. Ich kapierte nicht, was mein Regenmantel mit der ganzen Geschichte zu tun hatte, den sie als Sachbeweis nahmen. Einmal pro Woche wurde ich zusammengeschlagen, immer in der Nacht auf den Freitag. Aber das Verhörprotokoll unterschrieb ich trotzdem nicht. Das machte ihnen aber nicht viel aus.

Nach Abschluß der ›Voruntersuchung‹ erfuhr ich die Umstände ›meiner‹ Straftat: Die Sachverständigen einigten sich darauf, das sei meine ›Arbeit‹, und legten den Mord mir zur Last. Ich wurde selbstredend zum Tod durch Erschießen verurteilt. Ich bekam es reichlich satt, auf die Hinrichtung zu warten. Nachdem ich beim Präsidium des Obersten Sowjets ein Begnadigungsgesuch eingereicht hatte, wartete ich . . . zehn Monate. Stellst dir vor: zehn Monate! Das glaubt mir jetzt keiner. Ich wurde begnadigt und bekam nicht das Viertelmaß, sondern *bloß* fünfzehn Jahre in Sonderlagern. Dort saß ich acht Jahre ab, und dann bin ich hierher gekommen. Wenn es einen Gott gäbe, dann hätte er das doch nicht zulassen können! Es gibt keinen Gott! Hörst du? Wirf diesen Kram aus deinem Kopf und widerrufe — und geh in die Freiheit!«

»Aber, aber!« ertönte da Semjons Stimme. »Hacke nicht den Ast ab, der dich noch hält. Hast du zu Gott gebetet? Du hast schon beten können, aber es kam keine Antwort, ja?« Viktor nickte. »Man sollte jedoch nicht voreilig über Gott enttäuscht sein, wo man doch zunächst über sich selber enttäuscht werden sollte. Jawohl, über sich selber! Hast du je versucht zu hören, was Gott dir zu sagen hat? Nicht? Nun, was klagst du dann Gott an, der bereit ist, dir zu helfen, und dir auch helfen wird!«

Er sprach so bestimmt, als hätte er sich eben erst mit Gott unterhalten und sei von ihm geschickt worden, Viktor diese Zusage zu geben.

»Gott«, fuhr Semjon fort, »erhört die sogenannten Christen nicht immer, weil sie sich soviel auf ihre ›Gotteskindschaft‹ einbilden — und dabei noch Schwänzchen und Hörnchen haben. Anstelle von Gebetserhörungen schickt er ihnen alle möglichen Züchtigungen. Man muß ihm total gehören! Man darf außer Gott nichts mehr wünschen im Leben! Wir aber haben uns daran gewöhnt, in erster Linie zum eigenen Wohlgefallen zu leben, und Gott kann im Hinterhof warten. So klappt es aber nicht. Gott gilt es zu

dienen, *dann* wird einem alles übrige zufallen. Und wir Menschen? Schauen für uns, und Gott ist eine Art Nebenprodukt in unserem Leben. Doch sobald irgendeine Not da ist, schreien wir sofort: ›Ach, Herr, wo schaust du bloß hin?! Bist du denn taub, daß du uns in unserer Not nicht hörst?‹ Das kann ich dir sagen: Wenn wir Gott nicht nötig gehabt haben, solange es uns gut ging, und anderen Göttern gedient haben, dann haben wir auch keinen Grund zu erwarten, daß er auf uns höre, sobald es uns dreckig geht. Du kennst vielleicht dieses Wort: ›Rufe mich an in der Not, so will ich dich retten!‹ Vielleicht ist deine Mutter eine fromme Frau und hat euch Kindern etwas beigebracht? Am Tag der Not, wenn man nicht mehr aus noch ein weiß, da schreien wir, aber solange alles läuft, suchen wir uns möglichst viel Freuden der Welt zu sichern; Gott kann warten, bis ich auf dem Sterbebett liege. Dann darf er zu mir kommen, und ich sage ihm dann schon das Richtige, daß er mich zu sich aufnimmt! Und es heißt noch nicht einmal etwas, wenn einer sein Leben lang zur Kirche geht, sogar predigt, als Märtyrer herumläuft, wie ich das getan habe, seht mich Reinen, seht mich Engelchen, parat fürs Paradies gewissermaßen, um dort den Platz zur Rechten Christi einzunehmen und die Völker zu richten! So sieht es bisweilen unter Christen aus!

Und du hast erwartet, daß Gott einen aus der Welt erhöere, der nicht um Vergebung der Sünden bittet, sondern unumwunden: Befreie mich aus der Haft! Wozu sollte er dich denn befreien? Damit du dich an denen rächen kannst, die dich ungerechterweise einsperren ließen? Das denn doch nicht! Gott wird dich erhören, wenn du eingesehen hast, daß du ohne Gott nicht leben kannst, daß du ohne seine Führung nicht bestehen wirst und dir nichts gelingen wird. Zuerst muß das Signal ›Rette meine Seele! kommen, und dann, bereits als Kind Gottes, kannst du deinen himmlischen Vater fragen: ›Welches ist dein Platz für mich?‹ Mach es nur nicht wie Lot, der die Reize dieser

Welt mehr liebte als Gott und seine Söhne sowie seine Frau verlor.«

Pjotr zog sich zurück. Die beiden saßen noch lange beisammen . . .

Es verging etwa eine Woche. Pjotr lag nach der Arbeit auf der Pritsche und las; in der Baracke herrschte das übliche Getöse. Da zupfte ihn Viktor am Ärmel:

»Komm, wir gehen ein bißchen raus!«

Pjotr war sogleich bereit dazu. Lapin folgte ihnen. Sie verzogen sich hinter die Baracke, zu einem Sitzplatz; Lapin schloß sich ihnen an. Er wollte gern beten, sagte Viktor. Unter Tränen sprach er zu Gott . . .

Ganz versöhnt und still sagte er nachher:

»Ich hätte nie geglaubt, daß Beten so etwas Starkes ist und daß man solche Freude und Freiheit empfinden kann!«

*

Die Brüder erfuhren natürlich sogleich, daß Viktor sich zum Herrn gewandt habe. Sie waren zu viert; Semjon schlug Nikanor, Lapin und Pjotr vor, sie wollten sich zum Gebet zusammenschließen und um Viktors Entlassung bitten.

»Gott hat Mittel und Wege dafür. Aber wenn einer Zweifel hegt, soll er lieber gar nicht erst anfangen.«

Sie beschloßen, niemandem ein Wort davon zu sagen, und brachten ihr gemeinsames Anliegen immer wieder vor Gott.

So vergingen drei Monate. Und eines Tages bestellte man Viktor in die Sonderabteilung und eröffnete ihm, er sei rehabilitiert. Der tatsächliche Mörder hatte unter anderen auch »Viktors Verbrechen« gestanden — die Ermordung jenes Polizisten. Völlig benommen kam er in die Sektion zurück, hockte sich auf seine Pritsche und konnte vorerst überhaupt nichts sagen. Semjon wartete, bis er sich gefaßt hatte.

»Man hat mich rehabilitiert!« brachte er endlich hervor. Semjon nickte ruhig, als ob er das schon längst gewußt hätte.

Die andern waren alle an der Arbeit, aber Semjon begleitete Viktor, der traurig und nachdenklich war.

»Ich bin jetzt freigelassen, und ihr müßt noch sitzen . . .«

»Mach dir keine Sorgen um uns. Du hast schon einen Zehner abgessen für nichts und nochmals nichts, während wir erst am Anfang sind. Die Hauptsache ist jetzt, daß du in Freiheit richtig beginnst. Man hat dir offenbar keine Auflagen gemacht, was dein weiteres Leben angeht. Du wirst in die Hände des Herrn entlassen; wir hoffen zuversichtlich, daß er für dich sorgt und dir deinen Platz zeigt. Nur räche dich nicht, sondern überlasse alles Gott.«

»Wie denn, Vater, mich rächen! Ich muß doch sagen — es hat sich gelohnt, zu Tode verurteilt zu werden und so viele furchtbare Jahre abzusitzen. Dafür habe ich schließlich den allmächtigen Gott und seine Jünger kennengelernt! Das gute Andenken an euch wird mir keiner nehmen!«

Sie umarmten sich und küßten sich dreimal. Dann ging der kurzgeschorene weißhaarige junge Gläubige zur Kontrollpassierstelle, ließ das Lager hinter sich, drehte sich um. Er stand und schaute es an, das Ungeheuer, das ihn so viele Jahre gefangen gehalten hatte . . . bis die Wachsoldaten ihn fortjagten. Da machte er entschlossen kehrt und ging seinem neuen Leben entgegen.

Zweimal Begegnung

Der diensthabende Assistent des Koloniefchefs schritt in die fünfte Sektion, und als er Lapin im Korridor erblickte, blieb er stehen.

»Na, Lapin, erkennst mich nicht?« Lapin schüttelte den Kopf. »Komm nach dem Zapfenstreich ins Zimmer des Diensthabenden« — damit entfernte sich der Hauptmann.

Der Alte berichtete Pjotr, Trofim und Kostja davon, und allen schien es, die Einladung zum Nachtgespräch verheiße nichts Gutes. Hin und her mutmaßten sie, doch legten sie zum Schluß alles in Gottes Hand. Als Semjon von der bevorstehenden Unterredung erfuhr, sagte er zu Nikanor:

»Er regt sich ganz unnötig auf. Diese Begegnung ist für ihn ein Glücksfall; er wird eine Zeitlang Butter zu essen haben — und sogar uns noch zu probieren geben.«

Abends um neun Uhr meldete sich Lapin beim diensthabenden Offizier, der seinen Gast auf dem Sofa Platz nehmen ließ und sich dann an den Schreibtisch setzte.

»Du wunderst dich, daß ich gern mit dir reden möchte, wie, Lapin? Ich wollte es eigentlich mal bei Tag tun, aber die Obrigkeit und die Arbeit haben es verhindert. Jetzt schläft die Zone, und wir können uns in aller Ruhe unterhalten. Ich habe dich früher einmal gesehen. In den dreißiger Jahren — hast du da nicht im Altaj gewohnt?«

Lapin bejahte.

»Kennst du dort das Dorf T.?«

»Dort habe ich mit meiner Familie bis zur ersten Verhaftung gewohnt.«

»Also doch!« freute sich der Hauptmann. »Ich bin in T. zur Welt gekommen und aufgewachsen.«

Lapin sah ihn nochmals aufmerksam an und schüttelte den Kopf.

»Du bist doch Lapin von den Adventisten? Nun, mein Vater war da Gemeindeleiter.«

»Spiridonow?« rief Lapin aus.

»Ja.«

»Dann sind Sie es gewesen, der mit solchem Eifer christliche Gedichte aufsagte und solo sang, daß der ganzen Versammlung die Tränen kamen?!«

»Ja«, bestätigte der Hauptmann knapp.

»Lebt Ihre Mutter noch?«

»Nein, nach der Erschießung meines Vaters starb sie bald. Er wurde direkt im Dorf erschossen. Es war ihnen wohl zu riskant, ihn bei der Wegelosigkeit in die Stadt zu transportieren — da hätten die Gläubigen ihn womöglich noch freibekommen. Gleich im Bezirks-Tscheka-Keller jagten sie ihm ein paar Kugeln ins Genick.«

Lapin erinnerte sich an alles, aber er konnte sich nicht zusammenreimen, wie Spiridonows Sohn nach diesem Erlebnis Beamter der Lagerbehörde geworden war. Jener erriet die Gedanken des Häftlings:

»Ja, nach langem Überlegen und Zweifeln begann ich im GULag zu arbeiten. Es gab natürlich Gründe.«

Lapin vermochte sich nicht vorzustellen, was das für Gründe sein konnten. Er saß mit gesenkten Augen und schwieg. Der Hauptmann kritzelte Figuren auf ein leeres Blatt Papier und schwieg ebenfalls. Er schwieg lange. Dann eine Frage:

»Was war eigentlich der Grund für die Erschießung meines Vaters?«

Lapin begann nachdenklich:

»Kummer und Leid klopften in jenen Jahren an alle Türen. Nach der Revolution vereinigten manche sich in Kommunen oder Genossenschaften. Die Baptisten hatten ihre Kommunen und wir die unseren. Es ging uns recht gut; wir beteten, dieses Leben möge uns erhalten bleiben. Die Wirtschaft festigte sich, und wir hatten Religionsfreiheit — was brauchten wir mehr?

Eines schönen Tages jagte man uns auseinander. Unser Kollektiveigentum wurde beschlagnahmt. Die Kommunenmitglieder sollten in einer Kolchose reorganisiert werden. Das war ein einziger Alptraum. Manche widerstrebten, wollten der Kolchose nicht beitreten. Als Habenichtse — man hatte uns ja alles weggenommen — weigerten sie sich noch . . . Wissen Sie, in der Kommune hatten

wir gemeint, das Paradies auf Erden sei angebrochen, so friedlich hatten wir's gehabt. Man zerschlug unser Paradies. Och, wie uns das leid tat! Aber wir trugen es. Ihr Vater war ein sehr guter Mensch und duldete alles ohne Murren — und ihm ist das härteste Los zugefallen... Oder vielleicht doch das beste? Er wurde erschossen, während wir jahrelang Gold wuschen oder Steinkohle förderten — in den Haftanstalten. Ihr Vater war als einer der ersten Kolchosmitglied geworden, während viele in der Gemeinde sich widersetzten. — Man beschuldigte Ihren Vater der Konterrevolution; an den zweiten Anklagepunkt erinnere ich mich nicht mehr. Und nach dem Prozeß hatten sie es sehr eilig mit dem Erschießen.«

»Und wie ist dein Leben verlaufen, Vater?«

»Ich bekam eine Frist. Kam nach Kolyma. Ein Lager von zehntausend Mann. Zum Schluß waren noch etwa dreihundert am Leben. Viele wurden erschossen, weil sie vor Entkräftung die Norm nicht einmal mehr zu vierzig Prozent zu erfüllen vermochten. Sabotage war das wohl oder Gott weiß was — und man erschöß sie. Dutzende starben jeden Tag vor Hunger; in den Häfen verdarben derweil amerikanische Lebensmittelsendungen. Uns Dreihundert sagte man nachher, das sei Schädlingstätigkeit gewesen, und den Verwaltungschef habe man erschossen. Vielleicht haben sie ihn auch befördert und es uns nur angegeben. Ich weiß lediglich aus eigener Erfahrung, daß im KGB heute noch die gleichen Mitarbeiter von der politischen Polizei sind wie damals.«

Lapin betonte die Worte »politische Polizei«. Der Hauptmann, der dem Innenministerium unterstand, lachte.

»Und wie ist Ihr Leben danach weitergegangen, Hauptmann?«

»Den Vater geleitete das ganze Dorf zu Grabe. Du bist mir wegen deiner Predigt in Erinnerung geblieben, Lapin. Dich hat man offenbar gleich danach verhaftet? Wir

zogen zu Vaters Bruder ins Nachbardorf. Dort starb meine Mutter. Mein ältester Bruder verschwand. Dann geriet ich selber auf die schiefe Ebene: Kinderheim, Dieberei, Polizei, Kindersammelstelle, dieselbe Reihenfolge, bis ich's mir überlegte und in einem Kinderheim blieb. Ich begann fleißig zu lernen. Neben der Arbeit absolvierte ich ein Fernstudium. Ich bin verheiratet, habe fünf Kinder.

Gelegentlich kam ich auf den Gedanken, in der Lagerverwaltung zu arbeiten. Unter Stalin wurde nämlich mein älterer Bruder verhaftet . . . aber ich habe ihn nicht finden können. Es ist alles arg kompliziert, doch ich war gewiß, daß ich ihn ausfindig machen würde. Er ist wie noch andere nicht rehabilitiert worden . . .« Er schwieg wieder.

»Sind Sie Parteimitglied?« fragte Lapin. Der Hauptmann nickte.

»Hör, Lapin, kannst du über deine baptistischen Freunde eine Bibel beschaffen?«

»Höchstwahrscheinlich, ja.«

»Sie könnten einfach, wenn jemand zu ihnen auf Besuch kommt, ausrichten, man soll sie mir nach Hause bringen. Ich möchte sie lesen.«

Lapin dachte: Wie gut, daß er Verlangen hat danach, die Bibel kennenzulernen.

Der Hauptmann öffnete das Schreibtischkästchen und entnahm ihm zwei Kilo Butter, mehrere Kilo Zucker und zwei Weißbrote. Das alles legte er Lapin auf die Knie.

»Da, nimm das. Aber daß dich niemand sieht mit Lebensmitteln, komm, pack es ein.«

Er reichte dem Alten eine unansehnliche Stofftasche, doch Lapin war so entgeistert, daß er weder ein Wort hervorbrachte noch imstande war, die Sachen einzupacken. Der Hauptmann besorgte es selber, führte den Alten dann am Arm zur Tür:

»Geh jetzt, und — kein Wort!«

Lapin stammelte einen Dank, und schon knallte die Tür hinter ihm zu.

Am folgenden Abend aßen die Brüder Weißbrot, dick mit Butter bestrichen. Alle ließen sich den Leckerbissen schmecken. Kostja kniff vor Wohlbehagen die Augen zusammen, wie ein Kater . . . Er arbeitete schwerer als die anderen und bekam nie genug zu essen für die harte physische Arbeit. Eines Abends allerdings hatte er drei Schlag Suppe bekommen statt der regulären zwei; Kostja war überzeugt, daß Gott den Koch veranlaßt hatte, so großzügig zu sein, weil er besonders hungrig war. Satt fühlte man sich nach der Wassersuppe aber bloß für eine Stunde . . . Und nun dieses Festessen! Semjon strich sich weniger Butter aufs Brot und gab Kostja am meisten.

Ein Stück von der alten Lumpentasche benutzte Semjon danach, um die Löcher in Pjotrs Socken zuzunähen, da sie kein Stopfgarn hatten.

Sieh mal, Baptisten haben sich so mit dem Orthodoxen angefreundet, sie halten zusammen wie Pech und Schwefel! Im Gefängnis — ja. In Freiheit — ?

*

Lapin erhielt nun ab und zu kleinere Pakete von Spiridonow. Offenbar bekam aber ein Spitzel Wind davon; Semjon warnte Lapin, daß er beobachtet werde. Dem Hauptmann drohten mindestens zwei Jahre Freiheitsentzug für Verbindung mit Häftlingen. Spiridonow merkte auch, daß er beschattet wurde, und sah sich vor. Man vermochte ihm nichts nachzuweisen, doch wurde er sicherheitshalber in den Süden Kasachstans versetzt. So verlor sich die Spur des Hauptmanns. Gott aber wird ihm seine Freundlichkeit gewiß hundertfältig vergelten, und die Bibellese dürfte ihm auch zum Nutzen sein. Vielleicht gibt es bei den Behörden noch mehr geheime Jünger Jesu? Und offenkundige? Man wird noch welche verhaften. Ganz bestimmt. Wenn es auch unter den Gläubigen geheime

Jünger der Organe gibt, so hat Gott doch ebenfalls seine Leute in den Organen. In der Hand hat er diese sowieso.

*

Lapin und Pjotr verzogen sich mit frischer Post an »ihren« Sitzplatz. Nach einer Weile setzte sich Grischa dazu. Pjotr las eben einen Brief von Marina vor, danach einen von seiner Schwester. Dann kam ein Brief von Nata-scha an die Reihe. Pjotr guckte dem stolzen Großvater über die Schulter und zwinkerte Grischa zu, der zurück-schmunzelte. Sie hatten es gut zusammen; man konnte auch einmal Spaß haben! Nachher würden sie wieder ernst sein und miteinander beten.

Da gesellte sich ein Neuer zu ihnen, der die Gläubigen immer besonders mürrisch und mißtrauisch anblickte. Pjotr konnte sich's nicht verkneifen, ihn zu fragen, ob denn die Christen ihm die Freiheit geraubt hätten.

»Vielleicht, ja, indirekt«, brummte Iwan.

»Wird nicht sein«, entfuhr es Lapin.

Grischa wurde in die Baracke gerufen, und sie waren noch zu dritt.

»Na, unbekannter Freund, leg mal alles auf den Tisch, was sich bei dir gegen uns angesammelt hat«, lud ihn Pjotr ein.

»Also. Ich fange von vorn an. Ich wohnte in einer Straße, wo jahrelang die Baptisten zu ihrer Beterei zusammenkamen. Gegenüber dem Haus, in dem sie beteten, wohnte ein Professor der Rechtswissenschaft. Ihm paßten diese Baptistenversammlungen ganz und gar nicht. Keine Ahnung, weshalb er die Gläubigen derart haßte. Er ließ uns Schüler kommen und steckte jedem einen Rubel zu. Dafür sollten wir aufpassen, wann die Gläubigen hier ein-träfen, und dann mit Steinen gegen die Fenster ihres Bet-hauses schießen. Das gefiel uns. Wir legten das Geld zu-sammen, einer trollte sich damit zu einem Hasch-Händler,

den wir kannten, und wir machten derweil Munition für die Attacke bereit. Dann rauchten wir reihum, und sobald die Gläubigen in dem Haus zu singen begannen, hagelten die ersten Steine — in der Dunkelheit selbstverständlich. Manchmal trafen wir welche am Kopf, oder gar im Gesicht . . .«

Iwan brach ab. Die beiden Zuhörer dachten, was ihn wohl veranlaßt habe, ihnen so etwas anzuvertrauen. Als ob er die stumme Frage erraten hätte, fuhr Iwan fort:

»Ihr versteht nachher schon, warum ich das erzählt habe. Ihr habt mir angefangen leid zu tun nach einem Vorfall mit einem Mädchen.

So also wuchsen wir heran. Wir wurden fabelhafte Spezialisten im Verprügeln von gläubigen Kindern und Erwachsenen. Sie hatten keine Ruhe mehr. Sie kamen gar nicht nach mit Fenster-Verglasen. Bei der Polizei beklagt ihr euch ja nicht, sie würde euch sowieso nicht helfen; im Gegenteil, sie hat uns bei diesem Treiben ermuntert.

Als ich aus der Schule kam und zu arbeiten begann, meldete ich mich zur Hilfspolizei. Einmal bestellte mich der Polizeimajor mit einer Gruppe von Hilfspolizisten zu sich. Wir waren dem Hasch treu geblieben, und high oder blau waren wir der Polizei stets zu Diensten.

Etwa so: Mit ein paar Polizisten stürmten wir ein Haus, in dem eine Gebetsversammlung ablief, und forderten, sie sollten auseinandergehen. Doch die Sektierer sangen weiter, und ihr Leiter sagte, die Polizei habe nicht das *Recht*, sie auseinanderzujagen. Da schalteten wir uns in die Arbeit ein. Wir packten die jungen Mädchen, wo wir sie eben zu packen kriegten, und zertraten sie aus dem Haus; die Polizisten faßten wacker mit an. Einmal schleppte ich ein Mädchel am Haarschopf ins Freie, ein paar Büschel Haare verlor sie dabei, und als ich sie draußen hatte, blutete sie ziemlich. Wie ich ihre blauen bodenlosen Augen sah, da ging in mir alles drunter und drüber. Es war so viel leiden-

des Mitgefühl für mich und Liebe in ihren Augen — ich hätte mich vor ihr auf die Knie werfen und um Vergebung bitten mögen. So ein unbeschreibliches inneres Licht war darin, das hat mein Inneres einfach ausgebrannt. Ich konnte nicht von ihr wegsehen. Sie stand auf, klopfte sich die Kleider ab, guckte mich scheu an und sagte: ›Gott hat Sie sehr lieb.‹ Dann wischte sie sich das Blut vom Gesicht, während ich völlig betroffen dastand. Da rief mir der Major zu, was ich mit der Betliese flirte . . . Aber ich konnte schon nicht mehr. Ich ging nach Hause. In meinem Seelenkatzenjammer besoff ich mich total und lief die ganze Nacht in den Straßen herum; ich wollte mit dem Major abrechnen für diese Verfolgung unschuldiger Leute. Ich fand ihn nicht, aber ich schmiß alle Fenster an seinem Haus ein. Es erschien dann später ein Artikel in der Lokalzeitung, die Kinder der Gläubigen hätten das getan. Dabei erwichte man mich in flagranti; auf dem Polizeiposten erlebte ich was . . . Man verpaßte mir eine solche Partie Fünfte Ecke, daß ich zwei Wochen lang Sternchen sah.

Zwei Wochen lag ich in einer Einzelzelle, dann ließ mich mein Major holen. ›Na, wie fühlst du dich, mein Schatz?‹ erkundigte er sich. — ›Du Schweinehund!‹ sagte ich. — ›Kannst gern nochmals die Fünfte Ecke suchen, beruhige dich.‹ Da kriegte ich eine Gänsehaut . . . Ich schwieg. ›Na also, hör auf zu lümmeln! Geh heim, aber unterschreibe erst noch dieses Papier.‹ Er streckte mir ein Blatt hin, ich signierte, ohne es zu lesen, vor lauter Freude, daß ich freigelassen wurde! Der Major versorgte das Papier in seinem Schreibtisch und entließ mich.

Zuhause war ich nicht länger als vierzehn Tage, da wurden ein paar von uns in unser Polizeirevier bestellt. ›So, Jungs!‹ sagte der Major. ›Wir müssen dem Baptistenprediger eine Lektion erteilen. Er biedert sich bei allen möglichen anderen Gläubigen an und ist in der eigenen Gemeinde viel zu aktiv. Man muß ihm mal abends folgen, möglichst spät, und ihm eine Dunkle verpassen.‹

Wißt ihr, was eine Dunkle ist? Man wirft dem Betreffenden von hinten etwas über den Kopf und bleut ihn dann gründlich durch.

Ich war dagegen, ich hatte keine Lust, den baptistischen Pfaffen zu demolieren. Der Major sah mich drohend an, zog jenes Papier aus dem Schreibtisch und hieß mich lesen. Es war das Protokoll eines Verhörs mit einem Angeklagten, der gesteht, den Polizeimajor zusammengeschlagen zu haben — und ich war dieser Angeklagte, ich hatte unterzeichnet. Ihr wißt ja selber, was für Fristen man dafür kriegt. Ohne ein Wort ging ich los, um das Hilfspolizisten-Kollektiv zusammenzutrommeln.

Drei oder vier Tage danach lauerten wir dem Prediger auf. In einer dunklen Gasse überfielen wir ihn, verbanden ihm mit einem Tuch den Kopf und begannen ihn zu verprügeln. Plötzlich hörte ich, wie er betete: ›Herr, vergib diesen Burschen und erbarme dich ihrer!‹ Da konnte ich wieder nicht mehr. Die übrigen Jungs verscheuchte ein vorbeifahrendes Auto.

Ich ließ mich erneut vollaufen und richtete irgendwas an. Für den ›zusammengeschlagenen‹ Major und diese neue Sache bekam ich runde zehn Jährchen bei strengem Regime.

Eines weiß ich: daß man mit euch Gläubigen aufräumen will. Wenn nicht gehauen, dann eben gestochen. Ich sage es euch im Vertrauen — gegen euch ist alles gerichtet. Sie haben genug solche wie mich auf Lager, für alle möglichen Dinge, bei denen Blut fließen kann. Ich weigerte mich, da mitzumachen; aber wenn man einen Gläubigen zufällig um die Ecke bringt, draußen oder im Lager, dann haben jedenfalls die Organe dazu aufgehetzt. Vielleicht kommen die Täter sogar vor Gericht und werden zum Höchstmaß verurteilt, aber nicht hingerichtet. Wenn's ein Häftling war, wird er einfach in ein anderes Lager umgeteilt und sitzt seine alte Frist noch ab oder wird sogar vorzeitig entlassen.

Warum ich euch das alles gesagt habe: Wenn ihr jenes Mädel trifft, sie heißt Valja, dann sagt ihr einen Gruß, und ich hätte seither keine Ruhe gefunden . . .«

Abrupt erhob er sich und zog ab. Ein Aufseher stand hinter ihnen und horchte wohl schon eine ganze Weile! Und sie hatten ihn nicht bemerkt . . . Iwan verschwand spurlos; wohin man ihn transportierte, erfuhren sie natürlich nicht. In großer Sorge blieben die gläubigen Freunde zurück. Wie sehr bedauerten sie, daß sie Iwan nicht mehr helfen konnten!

Iwans Erzählung bestätigte sich später im Gespräch mit Valja D.

*

Illustration

Das Sprengen gottesdienstlicher Versammlungen von Katholiken, Orthodoxen, Baptisten, Pfingstlern und anderen Gläubigen unter Anwendung physischer Gewalt kommt inzwischen so häufig vor in der UdSSR, daß die Christen es schon fast als etwas Selbstverständliches betrachten. Die Organe der Polizei sowie von Bezirks- und Stadtexekutivkomitees fanden es sogar angebracht, bei einer Hochzeitsfeier aktiv zu werden. Zwei Brüder Isaak heirateten in Frunse am 10. Februar 1974 zwei Schwestern Tischtschenko. Alle vier sind Mitglieder der dortigen Gemeinde vom Rat der EChB-Kirchen.

Die Zimmer in den Privathäusern waren zu klein, und im Freien konnte man im Februar nicht gut ein Festessen abhalten. Daher wandten sie sich an den Vorstand der Gemeinde des Allunionsrates der EChB, welcher für solche Anlässe ein Saal zur Verfügung stand. Ob man die Doppelhochzeit nicht dort durchführen dürfte? »Der Kultus-Bevollmächtigte gestattet Ihnen nicht, in diesem provisorischen Saal Eheschließungen vorzunehmen«, erklärte die Führung der registrierten Gemeinde. So fand die Feier im Haus der Brauteltern statt. An die drei-

hundert Menschen waren drei Stunden lang in dem überfüllten Heim beim Gottesdienst dabei, und danach mußten sie nochmals drei Stunden in dieser Enge aushalten, weil etwa hundert Polizisten sowie Mitarbeiter des Stadtexekutivkomitees im Beisein des Kultusbevollmächtigten Wischnjakow, mehrerer Hauptleute und anderer Autoritäten das Haus belagerten. Die Bitten der Gemeindeglieder halfen ebensowenig wie jene der beiden Elternpaare oder der Jungvermählten, die Polizei möge sie doch in Frieden Hochzeit feiern lassen . . .

Die Brauteltern mußten dann eine Buße bezahlen, weil sie die Eheschließung ihrer beiden Töchter im eigenen Haus gefeiert hatten. Nun ja — mit lauter gläubigen Gästen.

Als ich mich persönlich an Wischnjakow wandte mit der Frage, weshalb man den Brauteltern nicht den Saal der Allunionsratsgemeinde überlassen hatte, sagte er:

»Ich soll das nicht gestattet haben? Bringen Sie mich mit diesen Lügnern zusammen, und ich spucke denen in die Visage!«

Jemand hat da allerdings gelogen; vielleicht Parteimitglied Wischnjakow selber . . .

✽

Analoge Fälle verzeichneten Christen bei Hochzeitsfeiern in Kursk, in Kant und in einer Reihe anderer Städte, auch in der Ukraine. Man sprengte die Feste, man auferlegte Bußen. Wie die Gläubigen bei solchen Anlässen — namentlich auch bei Jugendversammlungen — geprügelt werden, ist schon pathologisch zu nennen.

Eine »Dunkle« hat Boris Garmaschow in Taschkent abbekommen, ebenso N. S. in Frunse und Bruder Sawtschenko in Omsk. Es gibt wohl in der ganzen Sowjetunion keine EChB-Gemeinde des Rats der Kirchen, die

mehr zu leiden hätte als jene in Omsk. Ob sie noch lange warten müssen, bis internationale Organisationen die Fakten untersuchen, die physische Repression gegen Gläubige beim Namen nennen?

25

Fahrt ins Unbekannte

Schon eine ganze Woche stehe Semjon im Hungerstreik, erfuhren die Brüder. Semjon und Hungerstreik — kann nicht sein! Pjotr lief zu ihm in die Sektion. Erleichtert atmete er auf: Da saß Semjon mit einer Tasse Gebräu in der Hand (Kaffee kann man das Ersatzpulver nicht nennen, das die Häftlinge bekamen, Tee auch nicht). Auf dem Schränkchen lag eine Abendration Brot, darauf eine Ration Zucker. Fünfzehn Gramm. Mehr gewährt das Reglement den Gefangenen pro Tag nicht. Damit, wie der höchste Natschalnik sagte, keiner an Diabetes leiden müsse, und in der Tat, daran leidet keiner.

»Ist es wahr, Semjon . . .?« fragte Pjotr beunruhigt.

»Ich habe gefastet«, sagte Semjon beiläufig.

Er hatte sieben Tage gefastet, und die Brüder hatten nichts gemerkt!

»Semjon, hast nicht ein Stück Brot für mich übrig?« erkundigte sich sein Pritschennachbar. Sogleich streckte sich eine Hand aus und reichte Brot und Zucker hinüber.

»Hast denn noch für dich?«

»Ich brauche heute nichts mehr«, antwortete Semjon und stellte die Tasse aufs Schränkchen. Dann wandte er sich wieder Pjotr zu: »Weißt du, Trofim steht Transport bevor, danach dir und Kostja. Wir anderen bleiben noch. Ich komme als letzter weg. Ihr werdet nach Abbüßen der halben Frist entlassen werden, während ich meine ganze Strafe absitzen muß und . . .« Er hielt zögernd inne, fügte danach bei: » . . . und Lapin wird auf einem Müllabladepplatz enden.«

Auf die letzten Worte achtete Pjotr nicht sonderlich, war er doch ganz mit seinem eigenen bevorstehenden Schicksal beschäftigt.

Transport! Das heißt: Bereite dich auf das Ungewisse vor. Du weißt nicht, wohin es geht. Du weißt nicht, was dich dort erwartet, ob du dort Freunde findest. Hie und da erfährt man: Auf Transport ist der und der bei einem Fluchtversuch getötet worden. Auf Transport haben Banditen einen Denunzianten erdrosselt... Wie man's nimmt. Diese »Banditen« waren die *Opfer* des Denunzianten, seine Kameraden, die er verriet. Sie saßen wegen Verkehrsunfällen, die ihnen als Lkw-Fahrern passiert waren, wegen Schwierigkeiten mit »Mein-dein-Schafen« und wegen noch geringfügigerer Dinge; dafür waren sie zum Erbauen der lichten Zukunft *konzentriert* worden. Unglücklich, böse, mit belastetem Gewissen; sie konnten nicht mehr an Menschenwürde und Zuverlässigkeit glauben. Und doch hungerten sie nach Anständigkeit in den Menschen — und sahen Gemeinheit. Im denunzierenden Kameraden. Darauf reagierten sie hie und da verzweifelt. Noch ein Häftlingsgrab.

Wieviele Gräber, wieviele unbekannte Grabstätten. Nur Gott kennt all die Opfer, schuldige wie unschuldige. Er kennt alle Gläubigen, die im Verlaufe von zweitausend Jahren von Menschenhand umgekommen sind. Manchmal sollte man doch auf den Gräbern unserer Brüder, welche von Atheisten umgebracht wurden, ein Veilchensträußchen niederlegen können. Auch im Erinnern, daß man selber so enden wird.

Oder ist es besser, seine Tage nicht so zu beschließen wie Lapin? Ist er vielleicht für nichts im Kerker umgekommen? *In der Kolonie gestorben*, heißt das ohne unnötige Emotionen!

»Emotional« sind die Christen, welche ihrer verfolgten und getöteten Geschwister gedenken, so jedenfalls in den

Augen eines sowjetischen Atheismus-Propagandisten, der konterte:

»Und jene, die während der Inquisition umgekommen sind, die zählt ihr nicht?!«

Wir zählen sie. Und wir zählen auch jene, deren Tod die Schuld des engherzigen Sektierertums ist. Wir zählen jene, die *wir* durch ein unvorsichtiges Wort — vielleicht ein absichtliches — getötet haben. Oder braucht man die nicht zu vermerken, die ein unvorsichtiges Wort zerstört hat? Wem rutscht nicht mal was heraus! Christen, nehmen wir unser Herz unter die Lupe; mag sein, in seinen tiefsten Tiefen ertönt nicht frommes Lammgeblöke, sondern etwas wie »Grrruaaa!« . . . Raubtiere werden das Reich Gottes nicht erben.

»Und es kam der Feind und säte, als die Menschen schliefen, Unkraut unter den Weizen.« *Da* schreit man: Hilfe! Alarm! Wachsame Hirten vertreiben die Wölfe. Was aber, wenn Hirten mit Raubtierherzen die Schafherde weiden?

Wie nötig hatte doch jene Gemeinde den Hirten — dort unter dem städtischen Abfall liegt er. Der Friedhof des Lagers am Stadtrand wurde eines Tages eingeebnet und für die Müllabfuhr bestimmt. Hier liegt ein treuer Hirte vergraben.

Oder war die Gemeinde gar froh, ihn los zu sein? Weil er in seinen vier Jahren Haft noch weiter ging mit seinen zaunüberfliegenden Gedanken; weil er bereit war, Sektenzäune einzureißen . . . Nun, er kam nicht lebend aus dem Stacheldrahtzaun.

*

Da fand sich Trofim in der Häftlingspartie, die umgeteilt werden sollte. Erst unlängst hatte er erfahren, daß sein Kleinsten gestorben sei. »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen der Name des Herrn sei gelobt!«

Und jetzt würde er auch die Freunde verlieren. »Der Name des Herrn sei gelobt! Er hat Trost . . .«

Sie hatten nicht viel Zeit für Vorbereitungen. Trofim packte seine Habseligkeiten zusammen: zwei Paar Socken, dünne, billige, und eine Garnitur Wäsche zum Wechseln. Dazu einen Laib Brot, den die Häftlinge als Proviant erhielten. Und fertig. Schon steht er am Tor. Fest umarmt er jeden Bruder und verschwindet dann in der Tür des Kontrollpunktes. Seine Freunde blicken ihm lange nach. Ein Aufseher jagt sie auseinander:

»Marsch an die Arbeit, Beterpack!«

Sie gingen. Es lag noch kein Schnee, doch war schon später Herbst.

∴

Kostja kam eines Abends zu Pjotr gelaufen:

»Wir sind für den Transport auf der Liste!« meldete er ziemlich überrumpelt. Das Herz trommelte laut. Wie ungerne trennte man sich! Lapin saß mit geschwollenen Augen in der Baracke. Er hatte es schon am Morgen erfahren, aber seinen Freunden den Tag nicht verderben wollen. Nach dem Abendessen sprachen sie zu fünft, mit Nikanor und Semjon, von einem späteren Treffen. Falls sie am Leben blieben. Wieviel Zeit mochte dem siebzehnjährigen Gemeindeleiter noch beschieden sein?

»Ich möchte ganz in Gott leben! Mein Herz schreit nach Gott! Ich will, daß er sich meinem Herzen eröffne!« sagte er oft in Gesprächen. Er dürstete nach Gott, nicht nach toten Formalitäten, und ließ Gott über sein Leben verfügen.

Nun reichte er Kostja die Hand, umarmte ihn. Dann fiel er Pjotr um den Hals und weinte los . . . Der Bursche stand verlegen da, schluckte und schluckte — er hatte einen Kloß im Hals —, streichelte dem Alten über die Schultern und redete ihm zu:

»Nun, nun, Bruder! Beruhigen Sie sich, wir sehen uns bestimmt wieder!«

Er glaubte es selber nicht; jedenfalls nicht auf Erden. Lapin nahm sich zusammen.

»Wer wird mich nun vor der Verwaltung in Schutz nehmen?« fragte er. »Wir sehen uns nie mehr. Aber wenn du Natascha triffst, richte ihr aus, daß ihr Opa sie liebgehabt hat.«

Dann wandte er sich unvermittelt ab und eilte aus der Baracke; die Freunde starrten nur verdutzt die zugeschlagene Tür an. Nachts kam er nicht in die Baracke, sondern wachte bis am Morgen im Gebet.

Semjon hatte an diesem letzten gemeinsamen Tag die zweite Schicht zu arbeiten. Pjotr suchte ihn am Arbeitsplatz auf. Sie redeten über manches, und Semjons Worte waren für den Burschen am neuen Ort die Rettung.

Morgen. Der Frost beißt unbarmherzig in Nase, Wangen, Ohren. Sie stehen mit einer Gruppe Häftlinge bei der Wache und warten, bis sie gemäß der Transportliste zum Filzen aufgerufen werden. Die Brüder sind bei ihnen, alle vier. Da nähert sich ein Invalider, reicht Kostja und Pjotr zum Abschied die Hand und beginnt zu weinen.

»Danke für die guten Worte! Daß du mir jeweils geduldig zugeredet hast! Danke, daß du mich nicht verachtet hast!«

Christen, hört ihr? Man braucht euch in den sowjetischen Gefängnissen! In den Kolonien ebenfalls. Gerade bei verschärftem Regime! Und in der Verbannung könnt ihr etwas leisten. Dort werdet ihr hören: »Danke, daß du mich nicht übergangen hast. Danke, daß du mir Zeit und Gespräche geschenkt hast. Danke, daß du den Brief von Frau und Kindern angehört hast.«

In der Freiheit hört ihr *diesen* Dank nicht!

Endlich wurden sie auf die Wache gerufen.

»Los, rasch, rein! Elendes Beterpack! Los, marsch!«

So tönt es zwischen Flüchen. Die Gläubigen erröten, sind nicht auf so »höfliche« Ausdrücke gefaßt gewesen. Die Soldaten — die »Ablösung der Soldaten der Revolution« — feixen.

»He dort, Baptisten, was habt ihr in den Säcken?«

Was konnte drin sein? Ein Paar Socken, Fußlappen als Vorrat haben sie sich ergattert, und die trockene Ration für drei Tage. Eine lange Reise stand bevor. Pjotr erstarrte, als man ihn abtastete — unter einem Arm war sein dünnes Johannesevangelium eingenäht, das er vom persönlichen Treffen in die Zone hatte schmuggeln können. Gott sei Dank, sie haben's nicht bemerkt.

Jenseits der Zone ließ man sie in Dreierreihen antreten. Dreißig Grad unter Null. Die Füße in den Segeltuchstiefeln waren nach zehn Minuten erstarrt, dann spürt man nur noch Schmerz, zuletzt vergeht auch dieses Gefühl.

So begann die Fahrt ins Unbekannte.

*

Wo ist Pankratow inzwischen? Wir haben ihn irgendwo in einer Kolonie gelassen, in der er schon viermal im Karzer gehockt ist, den persönlichen Besuch gestrichen und den Laden verboten bekam, wo man sonst monatlich für fünf Rubel Waren erstehen durfte. Und weshalb? Weil er der Verbrecherwelt Christus gepredigt hatte! Im Westen wird es gefördert, daß Missionare in Gefängnissen evangelisieren; in der UdSSR kommt so einer in den Straflager. Nun, wir bauen hier halt den Kommunismus auf, während man im Westen mit Hilfe der Religion den Kapitalismus festigt — wie dem sowjetischen Publikum das Vorgehen gegen die Gläubigen erklärt wird. Wir bringen den Kapitalismus dennoch zum Wanken! Die Seelsorger dort werden wir zu Kommunisten machen und die Kirchenglieder zu Roten. Irgendwie werden wir diesen religiösen, das heißt bourgeoisen, Vorurteilen schon bekommen.

*

Und Stoljarow? Den haben wir etwas aus den Augen verloren. Er machte sich zur gleichen Zeit auch für den Transport bereit, in dieselbe Gegend, aber in eine andere Kolonie.

Eine Gruppe von Häftlingen standen um den Politvize herum und diskutierten friedlich. Streiten empfiehlt sich nicht, dafür gibt's Karzer. Nur ganz zahm und lahm darf man eine Erwiderung anmelden, falls man es nicht überhaupt vorzieht, zum Gehörten ja und amen zu sagen; denn wenn einem die Meinung des Politvize richtiggehend gefällt, dann hat man dank dessen Einfluß den Weg der Besserung eingeschlagen.

Indes — den Jungs gefiel es gerade nicht, daß ein Mann wie Stoljarow, trotz seiner Arbeitsleistung, um der Überzeugungen willen die meiste Zeit im Karzer saß. »Humanismus«! Sie wurden kämpferisch. Faschismus ist das! Da hatten sie allerdings einen Ausdruck gewählt... warum nicht etwas vorsichtiger? »Wir sind also Faschisten? Aha, die Früchte der Stoljarowschen Propaganda! Hitler hat im Laufe von runden zehn Jährchen vierzig Millionen umgebracht — wir dagegen im Laufe eines halben Jahrhunderts!« Man lacht. Der beschränkte Politvize merkt nicht, daß er aus der Schule geplaudert hat oder (wie die Häftlinge denken) mit Solshenizyn unter einer Decke steckt: »Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch« wurde 1963/1964 in allen Lagern verbreitet. (So hörte man's von andern Häftlingen auch). Es geht in diesem Buch nicht um Ziffern der Opfer in den Kerkern? Wenn der Politvize sich auch verplaudert hat, so wird er schon wissen, was er sagt. Jedenfalls konnten es nicht weniger gewesen sein. Vierzig Millionen. Es waren allerdings schicksalsträchtige Worte für ihn. Er büßte seinen Arbeitsplatz ein. Dafür durfte er dann freier denken. — Vorläufig hieß es noch:

»Wer hat da gesagt, das sei Faschismus? Los, raus damit!«

»Ich. Und wenn Sie mich in den Karzer stecken, trete ich in Hungerstreik!«

Welche Drohung! In einem Lager in Ak-Su hielt einmal neun Monate lang den Hungerstreik aufrecht und brach ihn zuletzt schmäählich ab. Jene Zeiten sind vorbei, mein Lieber. Wirst künstlich zwangsernährt. Der Politvize ruft einen Aufseher:

»Fünfzehn Tage für diesen Maulheld!«

»Er kommt doch auf Transport!«

»Auf Transport?« fragt dieser ungläubig zurück. Und freut sich, daß er aus der Kolonie wekommt, vielleicht steht ihm eine bessere bevor. Er hat sich getäuscht, wie alle, die den Transport so sehulich erwarteten.

Da er diesen Jungen nicht in den Karzer stecken kann, soll Stoljarow herhalten. Das ist eindeutig seine Arbeit, daß die Kriminellen so zu denken begonnen haben, befindet der Politvize.

»Er kommt auch auf Transport!« wendet der Aufseher ein.

Da stand der Politvize mit einem Bart! Er hatte Ferien und war nicht auf dem laufenden. Zum Zeitvertreib kam er ab und zu in die Zone, und nun war er so ins Fettnäpfchen getreten . . .

Stoljarow freute sich eigentlich auf den Transport. Gegen Abend ging er zum Bademeister und erkundigte sich, ob man heißes Wasser kriegen könne. Der Bademeister war gnädig und erlaubte dem Gläubigen sogar, ein Dampfbad zu nehmen, obschon nicht Badetag war, aber es wurden Bettücher gewaschen. Ach, wie tat das gut! Genieße es, Stoljarow, am neuen Ort kannst du nur alle zwei Monate ein Bad nehmen, dort ist das Badehaus erst im Bau; alle acht Wochen führt man die Häftlinge ins freie Badehaus, je zwanzig Mann unter strengster Bewachung . . . Wie er sich jetzt mit dem Birkenreisig auspeitscht! Dem Badehausangestellten tat er leid; er suchte ein Büschel mit

Blättern heraus, und damit klatschte Stoljarow seinen Körper ab, klatschte seine Erkältung hinaus. Eine geschlagene Stunde genoß er es, bis jemand reklamieren kam. Im Vorraum zog er sich an und hatte noch Gelegenheit zu beten! Wohlig streckte er sich »zuhaus« in seiner Baracke auf der Pritsche aus.

Am folgenden Morgen packte man die Transportgruppe auf einen kleinen Lkw und brachte sie zum Bahnhof. Dort wartete auf dem Abstellgeleise schon ihr Häftlingswaggon. Sogleich ließ man sie — im Schnee Platz nehmen. Man wird doch Häftlinge nicht gleich einzusteigen bitten! Der Wachkommandant und ein Offizier von der Kolonie verhandelten furchtbar lange mit dem Natschalnik der Transportwache. Inzwischen wurde es dem einen oder anderen Häftling im Schnee ungemütlich, aber wenn einer sich zu erheben wagte, dann warf ihn das Gebrüll der Wache alsbald wieder in die Hocke oder ganz in den Schnee. Dafür genossen sie danach den Häftlingswaggon um so mehr. Zwanzig Mann in jedem Abteil. Das geht noch; war schon ärger gewesen. Ja, sie erinnern sich an vieles!

Aber der Hering legt sie herein. Zu Mittag möchte man doch etwas essen; dazu hat man die Trockenration auch erhalten. Man riecht erst einmal am verführerischen Salzhering, dann ißt man ein Stückchen zum Schwarzbrot . . . Stoljarow versagt sich's allerdings; er hat schon einiges gelernt. Eingepfercht zwischen den anderen, ißt er sein Brot in winzigen Stückchen, während er sich mit den Nachbarn unterhält. Über Gott natürlich; worüber sonst sollte er reden? Man will wissen, wie er am Leben geblieben sei nach der Karzerbehandlung, trotz der Eisnacht, trotz dem vielen Hungern. Fasten ist nicht Hungern, und — achselzuckend meint er, Gott habe ihn halt bewahrt. Wie stets, hat sich der Teufel verrechnet; er hatte es anders beabsichtigt! Man wollte Stoljarow einschüchtern und erreichte, daß alle auf den Gottgläubigen aufmerksam wur-

den, ihm Anlaß gaben, von den Leiden des Christus und seinem Erlösungsopfer zu reden . . .

»Wasser!« fingen die Bitten an. Bis zum Abend ist noch lange hin, aber schon möchten sie trinken. Zudem hat noch einer eine Auseinandersetzung mit der Wache vom Zaun gerissen, und der Soldat stakt nun verärgert den Waggonkorridor auf und ab und droht denen, die um Wasser bitten, mit der Pistole. Da und dort fängt einer schon zu fluchen an; bald knurrt und brüllt der ganze Käfig. Die Soldaten haben einen Eimer Wasser geholt und ihn im Durchgang abgestellt, füllen den Häftlingen aber die Henkelbecher nicht, obschon sie wissen, daß viele ihren Hering gegessen haben.

»Komm doch, Natschalnik, reich ein Maß Wasser!«

Als Antwort flucht der Natschalnik.

Jetzt reden auch die Häftlinge nur noch in Flüchen. Stoljarows Nachbar fühlt sich plötzlich schlecht. Weinerlich bittet er, zum Austreten gelassen zu werden.

»Bleib hocken, elendes Aas!« bescheidet ihn die Wache.

Er kann doch nicht! Ein verhöhntes Häuflein Elend . . . Ein Mensch! Bei Gorkij heißt es: »*Mensch* — klingt stolz!« Aber hier bist du ein Aas, ein Verbrecher; Produktionskader begann man die Häftlinge erst seit kurzem zu nennen. Chruschtschow soll diese Bezeichnung für sie erdacht haben. Die »zeitweilig isolierten Sowjetbürger« dürfen durch Arbeit ihre Schuld gegenüber dem Vaterland abbüßen, und deshalb heißen sie *Produktionskader der Arbeit*.

Im Häftlingswaggon herrscht ein solches Getöse, daß die weiteren Worte der Wache kaum auszumachen sind. Der kranke Produktionshäftling preßt sich die Hände auf den Bauch.

»Ach, laß mich doch raus, Natschalnik! Um Gottes willen laß mich!«

»Ausgerechnet — um Gottes willen!« höhnt die Wache und zeigt ihm die Pistole. Stoljarow sitzt bedrückt auf seinem Plätzchen, betet still gegen das Geschrei an.

»Jungs!« schreit da einer. »Achtung, ich kommandiere: wir schaukeln den Waggon. Nur Ruhe, und hören, was ich sage!«

Muß der sich wirklich sein Mütchen kühlen? Sobald man da in die neue Kolonie kommt, hat man schon eine neue Untersuchung auf dem Hals — für »Sabotage«, »Desorganisation« und wer weiß, was man dafür noch angehängt erhält. So wird einer überhaupt nie mehr frei...

Der Lärm im Waggon legt sich, man hört den einen Häftling beschämt weinen, man hört Keuchen und Pusten und in Abständen:

»Rechts! Links! Rechts! Links!«

Einmal werfen sich alle an die Außenwand, dann wieder gegen die metallenen Latten, die die Abteile vom Korridor trennen. Und tatsächlich, sie bringen etwas fertig damit! Der Waggon schaukelt gemächlich. Nach rechts! Nach links!

Die Wache geht grinsend im Durchgang auf und ab: Dummköpfe, strengen sich vergeblich an... Stoljarow und der Kranke werden einmal unter der Wucht von achtzehn Körpern zusammengequetscht, dann wieder für einen Moment befreit. Der Waggon schwankt immer mehr. Schon kommt der Sergeant herbeigelaufen und schreit, sie sollten augenblicklich aufhören! Und dann taucht von irgendwoher noch ein Offizier auf und bringt die Bande zur Räson:

»Sofort Schluß damit! Alle Forderungen werden erfüllt!«

Die Häftlinge hocken sich wieder hin, schnaufen zufrieden.

»Diesen da sofort zum Austreten! Allen Wasser geben! Sergeant mit mir!« befiehlt der Offizier und geht.

Stoljarows Nachbar verschwindet. Sie bekommen endlich zu trinken.

» Jungs, wir fahren über den Irtysch!«

Wagenfenster gibt es zwar keine, doch auf der Seite, wo der Durchgang ist, lassen kleine vergitterte Fensterchen Ausschnitte von der Landschaft erhaschen. Der Zug hat den Fluß bald überquert.

Leb wohl, Irtysch! denkt Stoljarow. Viele Jahre haben wir an deinen Ufern gearbeitet. In der Taiga haben wir Holz gefällt und es an dein Ufer geschleppt. Wie mancher Christ mag irgendwo an deinen Steilabhängen beerdigt sein . . .

Wieder — nur schneebedeckte Weiten, und im Waggon stickige Luft.

*

Ein anderer Transport.

Die Häftlinge tauten langsam auf, als sie in den Vorortzug einsteigen konnten und zum Bahnhof fuhren, wo der Häftlingswaggon stand.

Kostja hielt sich sein Kreuz. In diesem ganzen Jahr war er überhaupt nicht behandelt worden. Und die Schmerzen in den Füßen — zum Schreien . . . Hast du nie erlebt, wenn man durchfrorene Füße an der Wärme nicht mit Spiritus oder Wodka oder allenfalls mit Schnee einreibt, daß einer vor Schmerzen ohnmächtig werden kann? Die Häftlinge erlebten es einmal mehr am eigenen Leibe, stöhnten tonlos durch zusammengebissene Zähne; die Unpolitischen fluchten. Auf dem Bahnhof lud man sie direkt auf den Bahnsteig aus, zehn Meter von einem regulären Zug entfernt. Für die Häftlinge nichts Angenehmes; Passagiere eilen vorbei und gaffen mit einer Mischung von Verachtung und Mitleid. Was hocken die Verbrecher da neben dem Bahnhof im Schnee? Die riesigen Schäferhunde halten das Sitzen nicht aus und erheben sich auf alle viere, starren

böse auf ihre Opfer, die sie mit einem einzigen Satz umzuwerfen gelernt haben — bis der Meister erscheint, wagt kein Häftling, sich zu rühren! Die Hunde genießen gleiche Privilegien wie die Wache, aber der Häftling muß hocken, und als Kostja es nicht mehr erträgt vor Schmerzen und ächzend aufzustehen beginnt, bekommt er sogleich zu hören:

»He dort! Sitzen!«

»Ich kann nicht mehr, Natschalnik, ich habe Radikulitis . . .«

»Sitz ab! Kapiert? Sonst laß ich einen Hund auf dich los!«

Und das ist noch harmlos, wenn ein Hund auf dich gehetzt wird; bisweilen pfeifen auch Salven aus einer Maschinenpistole über den geschorenen Köpfen, zwingen die Häftlinge für ein, zwei Stunden liegend in den Schnee.

»Ertrag's, Kostja«, flüstert ihm Pjotr zu.

Dabei können sie alle kaum mehr sitzen, spüren vor Kälte erneut die Füße nicht mehr. Zu allem Überfluß peitscht ein scharfer Wind den harten Schnee auf und dringt eisig durch den Pullover. Denn eine Wattejacke kriegen sie erst am neuen Ort wieder.

Eine geschlagene Stunde mußten sie so sitzen. Die Kriminellen verfluchten schon die ganze Welt, bis endlich Befehl erteilt wurde, sie zum Gefangenenwaggon auf dem Abstellgeleise zu führen. Schöne Offiziere — die Häftlinge dem Publikum zur Schau zu stellen! Da hätten ihr wenigstens die Maschinenpistolen und diese Hunde verstecken sollen; auch so wäre keiner geflüchtet. Man begnügte sich damit, die Reisenden nach einiger Zeit ins Bahnhofsgebäude zu jagen, aber sie spähten natürlich zu den Fenstern heraus. Kostja und Pjotr suchten die Gesichter nach Bekannten ab — es konnte ja einer darunter sein . . . Niemand. Ganz besonders lebhaft empfanden sie nach diesem Kontakt mit der zivilen Welt das Getrenntsein von den Ihren, als sie sich mühsam aufrichteten und

mit den anderen zum Abstellgeleise humpelten, wo sie je drei und drei in den Waggon gelassen und wieder einmal gefilzt wurden.

Erst als es dunkelte, fuhr der Zug ab. Einen ganzen Tag hatten sie da herumgehockt! Verhalten fluchten die Häftlinge, während sie ihre Füße massierten.

26

Andere Lager, andere Sitten

Spät abends wurden sie — nach drei Tagen unterwegs — ausgeladen. Der Waggon und das umliegende Gelände waren von zahlreichen Autoscheinwerfern hell erleuchtet. Man rief sie nach Familiennamen auf und reihte sie in Fünferkolonnen ein. Die Häftlinge hatten erwartet, in die Autos verfrachtet zu werden; keine Rede davon, es hieß, die drei Kilometer bis zur Kolonie zu tippeln. Die ganze Strecke beleuchteten die Scheinwerfer der Autos, die hinter der Häftlingskolonne herschlichen, den Weg.

Der stellvertretende Kommandant empfing die Neuen. Stattlich in Pelz, Filzstiefeln und Ohrenklappenmütze.

»In der Freiheit würde ich den grade bei solcher Hundskälte glatt ausziehen!«

Natürlich. Doch jetzt gilt es auszuhalten, Berufsdieb, gleich kommt ihr in die Materialausgabe, und da kriegst du die ersehnten Filzstiefel, Wattejacke und wattierten Fäustlinge. Was brauchst du mehr in einem gutgeheizten Gebäude?

Auch Kostja und Pjotr genossen die Wärme, sobald sie Stiefel und Jacke angezogen hatten. In der riesigen Baracke stand ein einziger Kanonenofen, darum herum drängten sich zwei Dutzend Häftlinge, schon kam niemand mehr heran. Die Gläubigen sowieso nicht; Sie waren nicht unverschämt genug, sich einen Platz am geliebten »Bourgeois« zu erobern. Holz fraß

der Ofen eine Menge, aber mit Wärme geizte er. Indes — das Öfchen hätte den Riesenraum auch dann nicht zu erwärmen vermocht, wenn es »Proletarier« geheißten hätte. Auf die für zweihundert Mann berechnete Baracke hätte es mindestens fünf solche »Bourgeois« gebraucht.

Kostja und Pjotr gingen hinaus, um ein verborgenes Plätzchen zum Beten ausfindig zu machen. Sie kundschafteten die benachbarte dunkle Baracke aus, in der Stapel noch nicht montierter Pritschen standen; dazwischen lag hereingewehter Schnee, auf dem sie nun niederknieten. Kostja als der ältere betete zum Schluß; er war noch mitten drin in Dank und Fürbitte, als ihnen jemand mit einer Laterne ins Gesicht leuchtete.

»Gottgläubige?« kam es erstaunt. »Was kniet ihr da im Schnee? Wird euer Gott so geehrt, daß man auf dem Schnee zu ihm betet?«

Kostja wollte abschließen.

»Aufstehen!« brüllte der Eingetretene. Da brach Kostja ab, und die beiden Häftlinge erhoben sich.

»Warum seid ihr nicht gleich aufgestanden, wie ich eintrat? Beim Eintreten eines Sowjetoffiziers hat der Gefangene sogleich aufzustehen! Wenn ihr mich schon nicht achtet, so achtet wenigstens die sowjetische Uniform!«

»Wir achten Sie schon, Bürger Natschalnik. Aber wir waren gerade am Beten und konnten nicht einfach so abbrechen.«

»Was ist euch denn teurer — dieser Gott oder die sowjetische Uniform?« Und leuchtete Pjotr ins belustigte Gesicht. »Was gibt's da zu grinsen?«

»Daß sich's in Rußland so prächtig lebt. Sogar zu beten ist verboten!«

»Ihr müßt vor einem Offizier aufstehen!«

»Wir sind ja aufgestanden«, sagte Kostja ruhig.

»Nein — was ist euch teurer: die sowjetische Uniform oder Gott? Antworten!«

Über dieser recht unsinnigen Diskussion war den beiden schon kalt geworden. Sie versuchten in den Zügen des Offiziers zu lesen, ob es ihm nicht auch bald verleidet würde.

»Gott ist uns nicht nur teurer als eine sowjetische Uniform, sondern sogar teurer als das Leben, Bürger Natschalnik!« sagte Kostja.

»Aha, da ist der Verrat der Interessen unseres Sowjetvolkes verborgen! Da ist der Antisowjetismus! Darum also geht ihr nicht im Gleichschritt mit der Sowjetgesellschaft und hindert den Aufbau des Kommunismus! Viele senkrechte Gläubige haben sich in den Aufbau eingeschaltet, und mit der Zeit werden sie samt ihren Führern die Absurdität des Glaubens an einen Gott kapieren, wogegen Typen wie ihr gegen die Strömung geht, gegen uns arbeitet. Extremisten, die ihr seid! Aufräumen sollte man mit euch!«

»Ja, wenn Stalin auferstünde . . .« kam es ironisch von Pjotr. »Aber Sie, Bürger Natschalnik, im warmen Mantel haben es angenehm, während wir langsam frieren. Erlauben Sie uns, in die Baracke zu gehen.«

Der Offizier war drauf und dran, den Gläubigen eine Ladung Flüche an den Kopf zu schleudern, aber:

»Was ist da los?« fragte jemand.

»Die haben da direkt auf den Knien gebetet und sind nicht aufgestanden, als ich, ein Sowjetoffizier, dazukam«, erklärte der Operative Bevollmächtigte beleidigt. Um diesen handelte es sich nämlich, wie sich später herausstellte, und überdies um einen angetrunkenen Operativen.

»Na gut, geht in die Baracke. Habt ihr schon alles erhalten? Und auf dem Schnee zu beten, würde ich euch nicht raten.«

Sie gingen. Wer weiß, wie die Diskussion mit dem Operativen ausgegangen wäre, hätte sich nicht der stellvertretende Kommandant eingeschaltet.

Unterwegs erzählte Pjotr seinem Bruder, wie in den fünfziger Jahren drei sibirische Jugendliche sich einen Winter lang allmorgendlich von sechs bis sieben zum Gebet getroffen hatten. Sie standen früher auf und eilten vor der Schule auf den Skiern in den Wald, bei jedem Wetter, bei 30 und 40 Grad unter Null, bei Schneesturm — jeden Tag waren sie um sechs Uhr da und beteten. Und keiner war je krank, nicht einmal Schnupfen hatten sie. Wie waren sie denn angezogen? Die Häftlinge heute sind besser gekleidet als sie damals! Und Gott hatte eine solche Erweckung geschickt in jenen Ortschaften, daß der Platz nicht ausreichte in den privaten Häusern für die Gebetsversammlungen mit all den Jungen, die dazustießen, so daß sie ebenfalls in den Wald gingen zum Beten. Und niemand vermochte herauszufinden, was diese Segnungen und das Wachstum Ende der fünfziger Jahre ausgelöst hatte!

In der ersten Nacht kamen die Häftlinge nicht zum Schlafen. Sie hatten das Bettzeug erhalten, sich damit eingerichtet und legten sich in Filzstiefeln, Wattejacken und Mützen unter die Decke... aber allen klapperten die Zähne. Kostja und Pjotr wanderten in der Baracke auf und ab; zwischenhinein legten sie sich erschöpft auf die Pritschen und nickten ein, allerdings nie für lange. Und sie waren froh, als geweckt wurde und der Tageslauf begann.

Kostja wurde in die Zimmermanns-Brigade, Pjotr dagegen zu den Erdarbeiten eingeteilt.

Die ersten zwei Monate bekamen sie dreimal am Tag dünne Suppe, während das Brot knapp war. Da es wenig bis kein Brot und mittags keine Grütze gab, waren die Häftlinge dauernd hungrig. Wer irgendwie ein bißchen Geld versteckt halten konnte, war jetzt besser dran: Über die frei angestellten Chauffeure ließ er sich Butter und Zucker besorgen, zum dreifachen Preis, versteht sich. Denn selbstredend ließen sich die Freien, die einem Häftling Lebensmittel zu besorgen bereit waren, ihr Risiko gebührend bezahlen, setzten sie doch ihre Stelle aufs Spiel, ja sie

konnten gar zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen werden, wenn man sie erwischte.

Die meisten Häftlinge blieben allerdings auf die Verpflegung am Tisch des Hausherrn angewiesen. Das einzige Vergnügen, welches ihnen ihr Essen bereitete, war die Wärme, die für eine Weile vorhielt. Die Lagersuppe kam immer heiß in die Kantine. Bei den herrschenden Außen- und Barackentemperaturen gab es nichts Angenehmeres, als sich den Bauch voll dampfend heißen Zeugs zu löffeln. Kostja machte seine Katerschlitzaugen, so wohlig war ihm dabei. Zum Abschluß leckte er sorgfältig den Löffel sauber — auch fast wie ein Kater — und steckte ihn ein. Die Löffel zu waschen galt allgemein als überflüssig.

Daß nur mit großen Unterbrechungen Brot ins Lager kam, lag an der Wegelosigkeit. Es waren mindestens 200 Kilometer bis in die Stadt, und wegen der häufigen Schneestürme wagte es kein Fahrer, so weit zu fahren, bloß um Brot zu holen. Mit der nähergelegenen Dorfbäckerei gelangte die Lagerleitung zu keiner Verständigung über die spezielle Backart. So erhielten die Häftlinge anstelle der reglementierten 700 Gramm nur 400 bis 500 Gramm am Tag; doch wurde das Manko nachher nie auch nur annähernd wettgemacht. Wenn einmal wieder Brot da war, bedeutete das ein regelrechtes Fest. —

Der Transport, in dem Kostja und Pjotr dabeiwaren, weihte das neue Lager ein. Nach ihnen kam ein Schub um den andern mit zusätzlichen Häftlingen. Für die Fundamente weiterer Baracken mußten die Erdarbeiter mit Vorschlaghämmern, Meißeln und Brecheisen den Boden bearbeiten, der bis einen Meter zehn, zwanzig tief gefroren war. Darum ging der Aushub sehr langsam voran. Ein paar von den Stärkeren schafften es zwar, den Hammer mit beiden Händen hochzuschwingen, aber oft reichte die Kraft nicht, ihn auf den Keil niedersausen zu lassen, und der Arbeiter purzelte samt seinem Werkzeug um.

Kostja und Pjotr hatten sich auf dem Transport stark erkältet, doch weder der eine mit seiner Radikulitis, noch der andere mit 38 Grad Fieber wurde von der Arbeit befreit. Die Ärztin sah auf das Thermometer, dann auf Pjotr und sagte lachend:

»Noch keine 39!« Fertig. »Der nächste!«

Der nächste kam mit 37,6 Grad.

»Noch keine 38! Der nächste!«

Nun, sie starben jedenfalls nicht daran. Dank den Lagermedizinern, die den Häftlingen beibrachten, eine Krankheit standhaft durchzusteher. Einige hat man allerdings beerdigt; allzu zimperlich kann man halt nicht sein.

*

Manche starben vielleicht nur deshalb nicht, weil in ihnen der Wunsch so stark war, sich noch einmal im Leben satt zu essen . . .

Der Natschalnik der Bausektion besaß ein süßes Hündchen. Eines Tages nahm er es mit zur Arbeit, obschon er wußte, daß er das gescheiter nicht täte. An diesem Monatsletzten galt es indessen, die Planaufgaben abzurechnen; da würde er bis spätabends im Büro sitzen und Brigadeleiter anfluchen müssen, und in Gesellschaft des kleinen Vierbeiners arbeitete es sich doch leichter. Dazu kam noch, daß seine Frau sich nicht hatte entschließen können, die Stadt Gorkij gegen diesen Arbeitsplatz einzutauschen; das Hündchen wäre also den ganzen Tag mutterseelenallein zuhause geblieben. Hier konnte es zwischen den Füßen des Meisters liegen . . . Bis es verschwand. Zunächst achtete er nicht sonderlich darauf. Das kluge Tier war stubenrein und gewiß einfach mal rausgelaufen zum nächsten Pfahl.

Derweil garte das Hündchen schon auf dem Feuerlein, das ein paar Häftlinge in einem Graben entfacht hatten, während mehrere Mann Schmiere standen. In jenen Jahren wurde noch ein Auge zugeedrückt wegen der Feuer; immerhin fiel die Temperatur bis zu 40 Grad unter Null, sogar

darunter, aber arbeiten mußten die Gefangenen gleichwohl: man brauchte Baracken für die Häftlinge, und die Häftlinge brauchte man dann für den Bau von Wärmekraftwerken und Hüttenwerken sowie für die Uran- und Goldminen. Man brauchte Hände und nochmals Hände. Freiwillig ließ sich längst keiner mehr aufs Neuland locken, die »Krylowschen Zeiten«,* da man noch an Märchen glaubte, waren vorüber, wie die Jugend zu sagen pflegte. Genug waren den Wölfen, dem Frost, der Vergewaltigung und anderen Verbrechen zum Opfer gefallen. Mit dem größeren Teil der jungen Leute, die einst das Neuland erschließen halfen, saßen die Christen in verschiedenen Kolonien.

Kehren wir zum Hündchen zurück, das da schmackhaft zubereitet wird (einer hatte in der Kantine Salz verwendet). Etwa in einem Gußeisentopf? O nein, nach alt-römischem Rezept — gehäutet, ausgenommen, dann in einen Mantel aus nassem Lehm gepackt und so im eigenen Saft geschmort. Während der beunruhigte Besitzer sich nun doch auf die Suche machte, zerschlugen die Häftlinge von der Baubrigade bereits die Lehmhülle, die in trockenen Stückchen von der knusprigen Oberfläche absprang. Welch ein Duft stieg betörend in die Nasen der Umstehenden! Pjotr hockte etwas abseits auf zwei Schaufelstielen und schluckte und schluckte — das Wasser lief auch ihm im Munde zusammen . . . Weggehen konnte er nicht, den wenn jemand die schmausende Tischrunde überrascht und sie in den Karzer abgeführt hätte, dann wäre leicht er als Verräter betrachtet worden. Die Kameraden boten ihm auch ein Schenkelchen an, doch Pjotr widerstand der Versuchung.

»Haben Sie nicht so ein schönes Hündchen mit flauschigem weißem Fell gesehen?« erkundigte sich der Natschalnik der Bausektion bei Pjotr.

* Krylow, Iwan (1768–1844): größter russischer Fabeldichter

»Ich habe überhaupt keinen lebenden Hund gesehen!« antwortete dieser. Dem Chef kam es glücklicherweise nicht in den Sinn zu fragen: Aber einen toten? Denn der Gedanke lag ihm fern, daß sein Liebling schon von den hungrigen Mägen der Häftlinge verdaut werden könnte. Sie grinsten über Pjotrs Antwort. Hätte er sie angezeigt, dann wehe ihm! Der Vorschlaghammer wäre eines Tages über dem Keil hochgeschwungen worden und *zufällig* auf seinen Kopf niedergesaut. Solche Zufälle passieren in den Kolonien zur Genüge.

Pjotr schlief — ziemlich spät — ein, während Kostja noch über einem Buch saß. Man erwartete eine Ladung Brot und bei der Ankunft eine Extraportion — ein Pfund pro Kopf, ging das Gerücht. Auch Pjotr hatte erwartet, doch wenn einer den ganzen Tag einen schweren Hammer geschwungen hat, bleibt er nicht lange mit offenen Augen auf der Pritsche liegen. So hörte er das Hurrageschrei nicht, als nach Mitternacht der Brottransport eintraf, und merkte nichts davon, daß Kostja ihm seine Ration aufs Nachttischchen legte und das eigene Stück auf der Stelle verzehrte. Schließlich hielt Kostja es nicht mehr aus:

»Wach auf, das Brot ist da!«

»Was? Was für Brot? Warum?« Da erblickte er die Portion auf seinem Schränkchen und ließ sich müde wieder aufs Kissen zurückfallen. »Du bist schön dumm, Kostja! Wozu hast du mich geweckt? Du hättest doch dein Stück ruhig essen können, und meines wäre dann für uns beide zum Frühstück dagewesen. Aber jetzt — o Gott, ich kann das Brot nicht anschauen!«

Er lag noch ein Weilchen, versuchte vergeblich, wieder einzuschlafen. Der Magen knurrte in allen Tonarten, und die Hände reckten sich von alleine nach dem Brot. Pjotr berührte es. Und sprang auf: Es ist ja noch warm! Wie das?

»Man hat es aus der Dorfbäckerei gebracht. Richtiges freies Brot!«

Da war es aus. Ein paar Minuten später war Pjotrs Brot weg — es zerging so wunderbar im Mund, feiner als die feinste Torte. So, jetzt schlafe ich aber.

Und kaum war er erwacht, wurde er zum Operativen gerufen. Im Korridor stand eine ganze Schlange von Häftlingen, die in derselben Angelegenheit bestellt worden waren.

»Haben Sie nicht gesehen, wer den Hund gegessen hat?«

Pjotr überlegte. Was sollte er antworten? Der Operative war heute nüchtern und sehr höflich. Wie kann man ihm beibringen, daß die Häftlinge doch auch zu essen brauchen? Als ob der Operative das nicht selber wüßte und sähe! Da hieß es jeweils einfach: Wir können nichts machen; haltet noch bis zum Frühling durch; vielleicht gibt's einen Vertrag mit der Bäckerei im Ort.

»Bürger Hauptmann, ich messe die Dinge anders als Sie. Ich komme aus einem anderen Kreis. Wenn ich jemanden nicht vom schlechten Weg abzubringen vermag, dann übergebe ich ihn *der Liebe meines Gottes*, der sich dann selber mit der betreffenden Seele, mit diesen Persönlichkeiten befaßt. Und wenn ich sie einmal dem Urteil *meines Gottes* übergeben habe, kann ich sie nicht *Ihrem* Gericht übergeben, ehe Gott seinen Spruch gefällt hat. Entschuldigen Sie — aber aus privaten Gründen kann ich sie Ihnen also nicht nennen. Eine andere Belehrung habe ich von Gott nicht empfangen.«

Der Offizier schoß unvermittelt eine solche Fluchsalve los, daß Pjotr zurückwich.

»Müssen wir Verbrechen bestrafen?« fragte der Operative drohend.

»Gewiß. Aber es ist ungerecht, wenn ein Gesetzesbrecher den andern straft. Diese Leute haben den Hund gegessen, weil Sie dem Häftling nicht die gesetzliche Ration ausgeben und dennoch die volle Arbeit fordern.«

»Wir haben allen erklärt, daß es wegen des schlechten Wetters mit der Lieferung der Nahrungsmittel schwierig

ist. Ihr seid doch auch Menschen und müßt so viel Einsehen haben.«

»Gewiß, ich beschwere mich ja nicht. Aber wenn einer hungrig und *nicht gläubig* ist, fällt es ihm wohl schwer, nicht aufzubegehren und keine Hunde zu essen. Die zehntausend Soldaten des hiesigen Baubataillons werden schließlich auch verpflegt? Und gibt es etwa in den Dorfläden und Lagern nicht genug Lebensmittel, um unsere Häftlingszone durchzufüttern? Es ist ja für den Häftling keine große Portion vorgesehen!«

Der Operative trat ganz nahe an Pjotr heran und warnte ihn mit einem vernichtenden Blick:

»Sollte mir zu Ohren kommen, daß du zu jemandem etwas Derartiges sagst, so wirst du für Desorganisation strafrechtlich verfolgt! Und jetzt *rrraus!*«

Was war mit dem Natschalnik der Bausektion? Er blieb untröstlich über den Verlust. Den Brigadeleitern versprach er, daß er jenem, der ihm das Hündchen wiederbringe, zwei Monate lang eine Normerfüllung von 150 Prozent bescheinigen werde! Teuer war ihm das Hündchen, denn eine Brigade hatte mindestens dreißig Mann.

»Na, wenn wir das gewußt hätten! Monatelang auf der faulen Haut liegen und 150 Prozent angerechnet bekommen . . .«

Der Sektionschef hätte wohl Wort gehalten, allerdings, ohne aus der eigenen Tasche draufzulegen. Aber leider war es zu spät, das Vieh war unwiederbringlich weg, und der Operative bemühte sich vergebens — er kriegte die Schuldigen nicht zu fassen.

Nach der Episode mit dem Hund war wieder ein Tag wie der andere. Persönliche Besuche der Verwandten waren *vorderhand* nicht zugelassen, da noch keine Besuchszimmer bereitstanden. Sonst bot der jährliche Besuch eine Abwechslung; bereits lange im voraus und noch lange danach füllte er das Leben mit Freude aus — und auch mit Kummer.

Kummer hatten sie allerdings auch so.

Einst konnte Kostja wegen seiner Radikulitis nicht arbeiten gehen und wurde dafür in den Karzer gesteckt. Doch dank dem Eintreten seines Brigadeleiters ließ man ihn schon am Abend wieder heraus.

Von Anfang an hatten die beiden Christen einen Denunzianten bemerkt, der ihnen nachspionierte; danach erfuhren sie von einem zweiten und einem dritten; schließlich sagte Kostjas Sektionschef, bevor er zur Weiterbildung wegfuhr, den beiden im Vertrauen, daß auf sie nicht weniger als *zehn Zuträger* angesetzt waren.

Jedes Lager hat seine Sitten.

*

Auf Stoljarow warteten im neuen Lager ebenfalls neue Schwierigkeiten. Die alte Kolonie hatte sich seiner entledigt; sollte hier nun alles von vorn beginnen? Das angeschwollene Dossier weckte die Neugier des diensthabenden Vizekoloniehofs, der den Transport in Empfang nahm. Nachdem er festgestellt hatte, daß Stoljarows über hundert Strafeintragungen die Quittung für Christus-Propaganda und samstäglige Arbeitsverweigerung waren, ließ er ihn in Polujanows Sektion einteilen.

Von diesem Natschalnik wußte man, daß er es nicht liebte, einen straffälligen Häftling einfach in den Karzer zu sperren oder ihm alle möglichen Rechte zu entziehen. Polujanow war groß, breitschultrig, trainierte als Sportler — und hatte eine Schwäche: er prügelte gern. Ohne weiteres konnte er einen friedlichen Boxkampf mit einem Häftling vom Zaune reißen. Und wenn einer gar mit Tschifir ertappt worden war und Polujanow über sein Schicksal zu befinden hatte, so juckten ihm die Hände . . . So einen Häftling ließ er in sein Büro kommen, schloß die Tür ab und fragte:

»So, Bürger Produktionsarbeiter, wollen wir in den Karzer oder willst lieber die Faust zu schmecken bekommen?«

Der Häftling schaut sich die schwere Majorsfaust an, und es läuft ihm kalt über den Rücken. Aber der Karzer ist ebenfalls nicht verlockend; es ist Winter, der Strafbunker ein Eisloch — in fünfzehn Tagen kann man Tuberkulose auflesen. Nein, doch lieber unter die Fäuste.

»Schlag zu, Natschalnik! Bloß nicht allzu feste!«

Prima! Das freiwillige Prügelexemplar erwartet die Faust, aber deren Schlag kommt immer unvermutet, wohlgezielt. Hoppla! Der Häftling findet sich unterm Tisch wieder. Ist glimpflich abgelaufen, er ist nicht ohnmächtig geworden, und jetzt kann er verduften. Siegreich lächelt der Major und drückt seinem Opfer die Hand.

Gleich am ersten Samstag stand Stoljarow etwas Derartiges bevor. Er ging wieder nicht zur Arbeit; dieser Tag gehörte dem Herrn — sein Sektionschef freute sich schon . . . Aber diesen älteren Sektierer im verschlossenen Büro k. o. zu schlagen ist nicht spannend. Da war es doch ein anderes Ding, vor allen zu zeigen, wozu er fähig war! Was fiel dem Kerl ein, mit einer solchen Menge Regimeverletzungen hier einzutrudeln! Das treibe ich ihm schnellstens aus, das Regime nicht einzuhalten! In dieser Zone sind lauter Rückfällige, und dieser Gläubige ist geradezu kraß vorbestraft. Aber ich habe vor ihm bereits einen bekehrt, und ich bringe auch diesen zur Räson. Selbstsicher ist der Major.

»So, so, Stoljarow, erzähle uns mal, weshalb du am Samstag nicht arbeitest!« ermunterte er den Gläubigen beim Wachaufzug vor allen Offizieren und Aufsehern. Ein paar Brigaden werden noch zur Arbeit geführt; wenn sich's der Häftling anders überlegt, kann er mit der letzten Brigade gehen.

»Ich habe Gott das Gelübde gegeben, samstags und sonntags nur für Gott zu verwenden und daneben keine

physische Arbeit zu tun«, erläuterte Stoljarow ernst und langsam.

Ein harter Schlag! Kopfvoran flog Stoljarow in einen hohen Schneehaufen. Es war ein erstklassiger Schlag — der Häftling verlor das Bewußtsein. Aber im Schnee kommt man rasch wieder zu sich; wer es erfahren hat, weiß es.

Dafür brauchte Stoljarow nicht in den Karzer. Das war die erste Kostprobe.

27

Das Begräbnis

Die Trennung von Pjotr traf Lapin besonders schmerzlich. Noch lange stand er und sah in die Richtung, in welche der Transport verschwunden war. Grischa war ein geduldiger Zuhörer für seine wiederholte Feststellung, er habe mit dem jungen Baptisten gleichsam einen Sohn hergeben müssen, ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen in diesem Leben. Die Christen waren sich im Lager deshalb so nahe gekommen, weil sie alle nur nach einem strebten: Jesus Christus mehr zu erfassen und sich erfassen zu lassen.

Nach dem Abtransport der jüngeren Freunde kam Lapin in die Invalidenbrigade. Gegen Frühling wurden alle Invaliden zum Scheren geschickt. Staub und Geruch setzten dem Alten sehr zu, litt er doch ohnehin unter ständigen Kopfschmerzen. Mitten im Scheren eines Felles warf er die Schere weg und preßte die Hände an den Kopf. Rote Kreise tanzten vor seinen Augen, wie er Grischa klagte. Auf dessen Arm gestützt, ließ er sich in die Baracke geleiten.

Semjon riet Lapin, den Arzt aufzusuchen, und der Alte war einverstanden. Ohne Umstände befreite man ihn von der Arbeit. Nun stand er nur noch zum Mittagessen auf; Frühstück und Abendbrot brachte ihm Grischa in die

Baracke. Semjon und Nikanor besuchten den Kranken täglich.

Eines Morgens erlitt Lapin einen Schlaganfall. Der Unterarzt untersuchte ihn in der Baracke und ordnete die Überführung in den Sanitätstrakt an. Eigentlich hätte man Lapin jetzt wegen seines Gesundheitszustandes aus dem Lager entlassen müssen. Doch er war kein gewöhnlicher Verbrecher. Einen Raubmörder hätte man eher befreit als diesen Gemeindeleiter.

Der Chef des Sanitätstraktes untersuchte Lapin seinerseits auch und sagte:

»Natürlich, Sie leben sowieso nicht mehr lange, und wenn das Gericht soviel gesunden Menschenverstand hätte, würde man Sie nach Hause lassen, aber...« Und brach ab.

Die Brüder kamen so oft wie möglich, beteten und unterhielten sich mit Lapin. Er bat die Freunde, seiner Familie Grüße zu bestellen, namentlich der Enkelin Nata-scha und seiner alten Lebensgefährtin Njura. Bald darauf konnte er nicht mehr sprechen und erlosch dann ganz. Das war am 21. Mai 1964 nachmittags.

Die Häftlinge werden in der UdSSR nicht auf den gewöhnlichen Friedhöfen beerdigt, sondern auf eigenen Parzellen. Ich habe dort nie Blumen gesehen. Schade. Ein solches Ende kann jedem beschieden sein . . .

*

Es ist unbekannt, was einen Spitzel veranlaßte, den Gläubigen die Absicht der Kolonieverwaltung zu verraten: Auf Betreiben des Natschalniks der Operativen Abteilung sollte Lapin ohne Benachrichtigung seiner Angehörigen begraben werden. Nach der Beerdigung Nikolaj Chmaras, des ermordeten Gläubigen aus Kulunda, befürchtete der Operative Chef, Lapins Familie und Gemeinde könnten eine Untersuchung der Todesursache beantragen. Dann gäbe es für die Verwaltung seiner Kolonie bestimmt

Schwierigkeiten. Die Geschichte mit Chmara hatte schon im ganzen Land die Runde gemacht und sogar bei Nichtgläubigen Empörung hervorgerufen. Zwar versuchte die Presse dies zu vertuschen, indem sie den Spieß umkehrte und die Gläubigen der Verleumdung ihrer Behörden beschuldigte, doch die Tatsache ließ sich nicht mehr aus der Welt schaffen.

Nun wußten die Brüder, daß die Kolonieverwaltung Lapins Frau erst nach der Beerdigung die Todesnachricht schicken wollte, und sie beratschlagten, wie sie wohl ein Telegramm an die Tochter in Taschkent senden könnten, bei der Njura nun lebte. Einer holte seine sorgsam verwahrten zwei Rubel hervor. Ein Unbewachter erklärte sich zu helfen bereit, aber das war gar nicht so einfach. Ihre Brigade lud am Bahnhof Kohle aus; sie hatten selbstverständlich nicht das Recht, den Arbeitsplatz zu verlassen. Ein Aufseher wachte darüber, daß sie weder Wein noch Wodka tranken und nicht faulenzten. Wie sollte da einer zur Post gehen?

Am Abend mußten die Unbewachten aber noch Schafelle umladen, die dann per Lkw in die Kolonie gebracht wurden. Einem Fahrer vertraute der hilfsbereite Unbewachte die Umstände an; dieser fuhr mit dem geleerten Lkw geradewegs zum Hauptpostamt in der Stadt und gab über eine ihm bekannte Telegraphistin ein Nachttelegramm an Lapins Angehörige auf. Er hatte Verständnis. Sein eigener Vater war während des Stalinkultes irgendwo umgekommen, er hatte keine Ahnung, wo das väterliche Grab war.

Am nächsten Vormittag standen Frau Lapin samt Tochter und Schwiegersohn am Lagertor; sie waren mit dem ersten Flugzeug in den Norden geflogen. Der Chef der Operativen Abteilung explodierte fast vor Wut und Haß, als er die Angehörigen erblickte! Auf der Stelle mußte untersucht werden, über wen die Information gelaufen war. Auch die zahlreichen Denunzianten und

Spitzel wurden beigezogen; erfolglos. Dann ließ der Natschalnik einzeln die Gläubigen kommen. Sie schwiegen wie ein Mann. Er telefonierte der Lagerleitung. Der Kolonieführer war nicht grundsätzlich dagegen, Lapins sterbliche Überreste den Angehörigen zu übergeben, und hatte ihnen das bereits zugesagt. Nun machte ihm der Operative Chef Vorhaltungen; er hatte Angst und setzte alles daran, Lapin an Ort und Stelle, auf dem Koloniefriedhof, zu beerdigen. Dort, wo die GULag-Ecken und -Enden versteckt sind. Man braucht der Sowjetgesellschaft nicht unter die Nase zu halten, wieviele in den Haftanstalten ihr Leben aushauchen. Da könnte sich am Ende Protest erheben... Wer allerdings die Leute befragt... Geh und finde einer auch nur eine einzige Familie, die nicht gelitten hätte! Ein Verwandter ist bestimmt irgendwann irgendwo in einem Gefängnis oder Lager gesessen. Es gibt keine vom GULag unberührte Familie im Land der Sowjets.

»Gesessen« haben sie... Man hat sich an den Ausdruck gewöhnt. Wenn sie hätten *sitzen* können! Sogar der siebzehnjährige Lapin mußte noch arbeiten; wohl möglich, daß ihn diese Anstrengung das Leben gekostet hat. Die gläubigen Mithäftlinge trösteten sich mit dem Gedanken, daß Gott ihn aus einem leidvollen Leben in sein Reich erlöst hatte.

Nikanor und Semjon wuschen Lapins Körper und legten ihn in einer neuen Häftlingshose und -jacke in den Sarg. Noch als Toter blieb ihr Bruder GULag-Eigentum.

Als der Sarg auf einem Fuhrwerk stand und aus der Zone gefahren wurde, erklang plötzlich... geistliche Musik aus einem Blasinstrument!

Unsre Jahre gehn behende,
unbemerkt vorbei sie schweben.
Leid und Kummer nimmt das Leben
mit sich fort, wenn's endet.

Kostja sang seinerzeit dieses Lied oft, und einst bat ihn ein Häftling von der Lagerblasmusik, ihm die Noten aufzuschreiben. Er hatte die Melodie inzwischen geübt. Nun erwies dieser Kriminelle dem alten Gemeindeleiter auf seine Weise die letzte Ehre. Feierlich war es! Gewiß wird Gott ihm dieses mutige Zeichen der Liebe zu einem verstorbenen Reichgottesarbeiter hundertfältig vergelten.

Man würde, so lautete der weise Entscheid, Frau Lapin den Sarg unter der Bedingung aushändigen, daß sie ihn gleich nach der Ankunft in Taschkent vom Flughafen auf den Friedhof brächten und daß kein einziger Gläubiger beim Begräbnis zugegen wäre.

Wie konnten die Gemeindeglieder der Bestattung ihres Hirten fernbleiben? Die Hälfte seiner vierzig Jahre in diesem Dienst hatte Lapin in Gefängnissen und Lagern verbracht, und da sollte man diesen Dulder nicht zu Grabe geleiten dürfen? Lapins Angehörige konnten sich nicht schriftlich dafür verbürgen, daß keine Gläubigen zur Beerdigung des ehemaligen Gemeindeleiters kommen würden, und also blieb der Sarg im Besitz des GULag.

Dem Kolonieführer, selber schon fast im Pensionsalter, war die Sache peinlich; er wußte, daß ihm der Tod ebenfalls bald bevorstand. Hilflos hob er die Arme: Was kann ich denn machen?

Und man bestattete Lapin auf dem Lagerfriedhof. Schweigend sah die Frau auf ihren verstorbenen Ehegatten, mit dem sie ein so schweres, entbehrungsreiches Leben geteilt hatte. Sieben Kinder hatte sie ihm geboren, sie zu treuen Gotteskindern erzogen, und zwar weitgehend allein, saß er doch einen großen Teil ihres gemeinsamen Lebens in Haftanstalten. Tochter und Schwiegersohn weinten, bissen sich auf die Lippen. Langsam zog das Pferd den Wagen mit dem Sarg des »Verbrechers«, der trotz allem nicht den Weg der »Besserung« eingeschlagen hatte. Und den die Atheisten noch im Sarg als Bedrohung empfanden. Allerdings, zitterte, *Vater der Lüge!* Nicht von

ungefähr hat der Apostel Jakobus geschrieben, die Teufel glauben — und schaudern. Sogar der Schatten, der tote Körper eines Zeugen vermöchte deine Untaten in aller Leute Mund zu bringen; dabei suchst du doch in den Augen der Menschen deine »Menschlichkeit« zu wahren . . . Mit letzter Kraft bemühtst du dich noch, als Engel des Lichts aufzutreten. Aber dein Schein wird verlöschen, du *Mörder von Anfang an*, als den dich Gott selber verurteilt hat . . .

Der Offizier, der das Gulag-Eigentum begleitete, fühlte sich vor der alten abgearbeiteten Frau und dem jüngeren Ehepaar verlegen. Es war ihm klar, daß dieses Opfer, wie so viele andere, auch auf seinem Gewissen lag; daher fand er keine Trostworte, sondern suchte sich zu rechtfertigen. Mit tiefgebeugtem Kopf ging er und murmelte vor sich hin:

»Sie sind selber schuld! Was löcken sie wider den Stachel! Hätten sie zuhause gebetet, damit niemand es gesehen hätte — aber nein, Versammlungen mußten sie abhalten . . . Es gibt doch jede Menge von religiösen Funktionären, bei den Orthodoxen wie bei den Baptisten, die im Gleichschritt mit der staatlichen Politik marschieren, und denen geht es bestens. Sie werden nicht eingesteckt, nicht auseinandergejagt. Sie sind ja nicht so blöd, für irgendeinen Gott ins Gefängnis zu gehen. Aber ihr, ihr habt es wohl besonders nötig gehabt?! Selber schuld ist er, wollte nicht im Kreise seiner Familie sterben . . . Die Partei muß unerbittlich alle bourgeoisen Vorurteile aus dem Wege räumen. Wenn die Geistlichen der Parteipolitik zustimmen, dann ernten sie Ruhm und Ehre. Aber nein, das wollte er nicht . . .«

Frau Lapin warf dem Offizier einen leidvollen Blick zu, und da verstummte er.

Als sie sich dem Stadtrand näherten, hieß er die Unbewachten den Sargdeckel zumachen. Die Brüder legten ein paar Blumen in den Sarg, als Zeichen dafür, daß Lapin

sich bemüht hatte, ein Wohlgeruch der Gnade Gottes zu sein.

Die alte Frau, die hinter dem Fuhrwerk her ging, sah nichts als den Sarg. Ofters stolperte sie über Steine. Ihre Tochter nahm sie beim Arm. Natascha hatte nicht mitkommen können. Wie sehnlich hatte Lapin sie vor dem Tod noch zu sehen gewünscht!

Während sie auf den Sarg starrte, durchlebte Njura Begebenheiten ihres Lebens noch einmal. Zahlreiche Frauen hatten nicht so viele Trennungen ertragen müssen wie sie; ihre Männer handelten gegen Kompromisse mit dem Atheismus ein ungestörtes Leben ein. Ihr Wanja dagegen war zu insgesamt *neunundfünfzig* Jahren Freiheitsentzug verurteilt worden, hatte zwanzig davon abgesessen; und mit siebzig Jahren war er jetzt gestorben, noch ehe er die jüngste Frist verbüßt hatte. Gott hat ihn gleichsam amnestiert. Er war früher mehrmals unter beschränkte Amnestien gefallen und jeweils neu verurteilt worden — *weil er seine Gemeinde vor dem Einfluß der Welt zu bewahren suchte und zu keinem Kompromiß mit dem KGB bereit war, seinen Dienst nicht den Wünschen der Organe anpaßte.*

So war er schon gewesen, als er ihr den Heiratsantrag machte. Bald nach der Revolution. Seine ersten Worte waren Bedingungen:

»Weißt du, Liebes, ich gehöre ganz Gott und habe Verfolgung um des Glaubens willen zu erwarten.«

»Was sagst du nur, Schatz! Lenin hat den Gläubigen doch volle Freiheit versprochen!«

»Diese Freiheit hält nicht lange. Lenins Politik ist elastisch. Er mag zwar einiges erlauben, aber seine Nachfolger werden verbieten. Dieses System will im Stadium des Kommunismus keine Gläubigen mehr haben; man nennt die Religion ja ›bourgeois Vorurteil‹. Die Lehre des Kommunismus ist nämlich eine neue Religion — eine ohne Christus. Sie wird ihre Götter haben, die sich gegen-

seitig die Vergötterung streitig machen werden, einander verfolgen und umbringen, denn jeder wird sich auf dem Sockel der Macht halten wollen. Schade, daß die offizielle Kirche in der Zarenzeit durch ihre Verfolgung aller nicht-orthodoxen Gläubigen alles andere als sich empfohlen hat. Und weißt du, jene Kirchenmänner, die unterm Zaren die Herrschenden verteidigt hatten, haben auch jetzt Karriere gemacht. Wie sie vorher ihr eigenes irdisches Wohlergehen verfolgten, so wissen sie sich auch mit dem neuen Regime zu arrangieren, nur lassen sie die Interessen des Volkes Gottes nach wie vor gänzlich außer acht.«

»Welch furchtbare Sachen du sagst, Wanja«, flüsterte die junge Njura.

»Nicht furchtbare Sachen, sondern die harte Wahrheit. Vergiß nie, die tote Religion weiß sich immer mit der Politik des Staates einzurichten und wird zum Tyrannen. Die Monarchen verstanden mit ihrer Macht geschickt umzugehen und setzten die Kirche zur Erlangung ihrer Ziele ein.«

»Aber durch Lenins Dekret ist die Kirche doch vom Staat getrennt!« wandte sie gutgläubig ein.

»Gewiß. Doch das ist bloß ein politischer Trick von seiten der Regierung, einer unter anderen. Lenin wäre ein untauglicher Politiker, wenn er die Macht der toten Religion nicht erkannt hätte und sie nicht benutzte, im Ausland wie im Inland, für den Kampf gegen die lebendigen, Gott ergebenden Christen. Das tote Christentum in den Händen künftiger Politiker — das ist eine kolossale zerstörerische Kraft!

Die Kirche ist vom Staat getrennt, allerdings, aber denke bloß nicht, der Staat und die Partei der Kommunisten würden deshalb darauf verzichten, die Kirche zu zerstören, ihr ihren Willen aufzuzwingen und ihre Politik — sogar im internationalen Maßstab. Ich bin überzeugt, daß Lenin sich sehr bald aller noch vorhandenen Parteien entledigen wird und dann die Diktatur der

Kommunisten anfängt — und dann ist es aus mit allen Freiheiten. Dann wird von der Freiheit der Verkündigung und der Religionsausübung höchstens noch die Abhaltung religiöser Kulte übrigbleiben. Ich sehe unbeschreibliches Leid kommen für das Volk Gottes, für die Gemeinden aller christlichen Denominationen. Unsere Regierung wird sehr bald das Evangelisieren verbieten, und dann . . .

Also, Njura, wenn du mich heiratest, dann mußt du wissen, daß ich zuallererst dem lebendigen Gott gehöre, danach der Kirche, dann erwarten mich Gefängnisse — und erst nach all diesem gehöre ich dir. Wenn du mit diesen Bedingungen einverstanden bist, dann laß uns unser Leben auf immer vereinen zum gemeinsamen Dienen vor Gott . . .«

Und sie hatte ihr Jawort gegeben. Sie war eine treue Ehegefährtin. Kein einziges Mal hatte sie ihrem Mann Vorwürfe gemacht, daß ihr so ein schweres Los zuteil geworden war, sondern hatte still die Kinder großgezogen und ihm soviel Liebe und Güte geschenkt.

Jetzt, da sie hinter dem Sarg herging, hatte sie nur den einen Wunsch, sich neben ihren Wanja zu legen, ihren Wanja, wie sie ihn als jungen Mann gekannt hatte, und für immer Frieden zu haben.

Der Sarg stand am Rand des Grabes, nochmals geöffnet. Sie beugte sich und küßte ihn zum Abschied auf die Stirn. Dann registrierte sie einen plötzlichen stechenden Schmerz zwischen den Schulterblättern . . . und darauf nichts mehr.

Aber noch war ihre Stunde nicht da; auch dieser Abschied wurde Njura zugemutet. Still nahm sie es an.

∴

Vom Autor

Das Grab des Gemeindeleiters, der in der Kolonie gestorben war, konnte nachher nicht mehr ausfindig gemacht werden. Die Behörden ließen jene Stätte einebnen; städtische Müllautos rumpeln jetzt drüber.

Ich erfuhr, daß die Gemeinden, in denen Lapin gedient hatte, sich inzwischen registrieren ließen. Es wurde alles unternommen, um das Andenken dieses Mannes auszumerzen. Inwiefern das geglückt ist, läßt sich schwer feststellen; doch jedenfalls mag seine Linie nicht nur den Behörden mißfallen haben, sondern auch jenen Gemeindegliedern, die nach irdischer Anerkennung strebten.

Dehalb habe ich mich bemüht, alles über diesen Mann in Erfahrung zu bringen, was man mir erzählen konnte. Aus mehreren Gründen soll sein Andenken eben doch gewahrt werden. Einmal wegen der Formierung des christlichen Bewußtseins in Unfreiheit. Es ist nicht sicher, ob Wanja Lapin so gedient hätte, wie es hier andeutungsweise festgehalten ist, ohne die KGB-Verfolgung seiner selbst und der Gemeinde. Sehr bedauerlich wäre es, wenn Kritik von seiten seiner Glaubensgenossen laut würde gegen diesen Gemeindeführer, der vor so manchem Jahr in der Kolonie verschied. Ein jeder möge in Gedanken Schritt für Schritt sein Leben nachschreiten und sich an seine Stelle versetzen. Ganz gewiß kann einer keine tote Religiosität mitretten, der — wie Lapin — vor der Alternative steht: entweder völlige Absage an Gott oder völlige Hingabe, mit aller Kraft sich an den lebendigen Gott anklammern.

Die Mitglieder der Adventistengemeinden sollten auch berücksichtigen, daß ein fast »orthodoxer« Evangeliums-christ-Baptist die letzten Jahre dieses Gemeindeführers beschrieben hat. Allerdings habe ich mich der Objektivität befließigt.

Menschlich geurteilt, könnte Lapin noch am Leben sein, hätte man ihn damals nicht zu arbeiten gezwungen. Aber wie wir es sehen, hat Gott ihn zu sich geholt. Ob Lapin seinen Dienst bei den Adventisten weiter hätte versehen können, ist fraglich — mit den »liberalen« Ansichten, die er gegen Ende seines Lebens entwickelte. Das ist ja die Achillesferse der Gemeinschaften, daß sie jeden,

der über ihren Zaun hinauswächst, geringschätzen, ohne sich die Mühe zu nehmen, nach der Ursache zu forschen: Hat der Betreffende tatsächlich Schiffbruch erlitten im Glauben — oder ist er auf dem Weg der Erkenntnis des lebendigen Gottes einen Schritt weiter gegangen?

Entscheidend ist jedoch nicht das Urteil der Menschen, weder der Christen noch der Atheisten; und wichtig ist nicht die irdische Grabstätte; sondern es kommt allein darauf an, im Leben und im Sterben »des Herrn« zu sein.

Im Schlepptau zur Arbeit

Stoljarow brauchte nicht die vollen sechs Monate in der Strafbaracke abzusetzen, sondern wurde nach der Hälfte begnadigt. Er wußte allerdings, daß auch diese »Amnestie« nichts änderte.

Am ersten Samstag nach der Entlassung in die Wohnbaracke erklärte Stoljarow erneut, er könne aufgrund seiner Überzeugungen keine Sabbatsarbeit leisten. Das reizte den stellvertretenden Lagerchef; hier mußte eine neue, wirksamere Strafe gefunden werden!

Als die Brigade zum Morgenappell antrat, mußten zwei Aufseher Stoljarow holen. Er saß angekleidet, in der Wattejacke, auf seiner Pritsche, der Einweisung in den Karzer gewärtig. Es ging auf den Frühling zu, aber in Nordkasachstan wollte der Winter noch nicht recht weichen. Der Schnee begann schon zu schmelzen — und dann fiel über Nacht wieder eine solche Menge Neuschnee, daß der Transport schwierig wurde.

Die Aufseher riefen Stoljarow zur Tür, und hier versetzte ihm der eine ohne weitere Worte einen solchen Schlag vor die Rippen, daß er die paar Stufen hinunterpurzelte. An derartige Behandlung gewöhnt, stand

Stoljarow ruhig auf und wischte sich den Schnee ab. Ein zweiter Hieb gegen das rechte Schulterblatt raubte ihm alsbald das Gleichgewicht, und er landete in einem Schneehaufen. Da mahnte ihn ein Stiefelstoß aufzustehen — man warte auf ihn.

In der Brigade erhob sich Gemurmel. Sie hatten die Schlägerei mitangesehen; den Aufsehern flogen ausgesuchte Flüche zu. Doch standen die Offiziere daneben, und sie können einen Häftling im Handumdrehen wegen Beleidigung der Administration oder wegen »Sabotage« zur strafrechtlichen Verantwortung ziehen. Der entsprechende Paragraph war vor nicht allzu langer Zeit in Kraft getreten; er drohte mit Freiheitsentzug von acht bis fünfzehn Jahren oder mit Tod durch Erschießen! Der eine oder andere Gefangene mochte nachher eine Eingabe an den aufsichtshabenden Staatsanwalt abfassen, sich über die Verhöhnung eines Gläubigen beschweren. Aber diese Eingabe wird in der Sonderabteilung hängenbleiben, und ihr Absender kommt nicht um seine ihm rechtens zustehenden fünfzehn Tage Karzer herum.

Die ganze Brigade wurde auf einen Lkw verfrachtet. Dann zogen die Aufseher dem wartenden Stoljarow ein Seil unter den Achseln durch und knüpften es hinten an den Lkw, so kurz, daß sein Kopf auf keinen Fall den Boden berühren konnte. Der Chauffeur, ein Unbewachter, sah niedergeschlagen aus dem Fahrerhaus. Ihm fiel das Los zu, einen Menschen im Schlepp zur Arbeitsstelle zu bringen. Einen Menschen, den er liebte, den alle liebten, und der sein Vater hätte sein können. Einen Mann, der jeweils fünf Tage so arbeitete, daß drei Mann es kaum mit ihm aufnehmen konnten. Eigentlich, so überlegte nun der Häftling am Steuer, hatte Stoljarow, Meister in mehreren Berufen, durchaus zwei freie Tage verdient, zumal ihm seine christlichen Überzeugungen die Arbeit an diesen Tagen verboten. Es war ja nicht so, daß er sich vor dem Arbeiten drückte und simulierte. An den fünf Arbeits-

tagen streckte er seinen Rücken nur, wenn's in die Mittagspause oder abends zum Appell ging. Gehässig blickte der Fahrer auf die Aufseher, die ohne Skrupel den Strick festbanden und verknoteten, damit er nur ja halte. Das fehlte noch, daß der Häftling mitten auf dem Weg fliehen würde! Zur Sicherheit sollten auf der ganzen Strecke drei Pistolenmündungen auf ihn gerichtet sein.

Zähneknirschend ließ der Fahrer den Motor anspringen. Neben ihm saß der Natschalnik der Eskorte, ein Sergeant. Er fuhr ganz langsam, in der Annahme, Stoljarow könne hinter dem Lkw herlaufen. Aber dieser mußte sich über den Schnee schleifen lassen; er hatte ja nicht die Kondition der wohlgenährten Schäferhunde, die nachts um die Zone herumlaufen, mit ihrem zornigen Gebell die Luft erschüttern . . .

»Fahre nicht durch die Siedlung, wir fahren drum herum«, befahl der Sergeant.

»Wieso? Es ist doch näher durch die Siedlung!« widersprach der Fahrer. Zu gern hätte er gehabt, daß die Dorfbewohner das zu sehen bekämen . . . genau, was der Sergeant verhindern wollte. Er schämte sich. Vom Augenblick an, da er die Bewachung einer bestimmten Zahl von Häftlingen übernimmt, haftet er für ihr Leben. Wenn dieser Akt ruchbar wird und jemand bei irgendeiner Stelle protestiert, hängt nicht die Administration, sondern er. Im Lager wird man die Hände in Unschuld waschen und nichts wissen. So machte der Fahrer den Umweg um die Siedlung herum und bemühte sich, möglichst durch weichen Schnee zu pflügen.

Als er Stoljarow später nach seinen Empfindungen befragte, antwortete dieser:

»Ich sah in den blauen Himmel, und weißt du, Bruder, was ich dort sah? Jesus zur Rechten Gottes . . . Und mich erfüllte eine solche Freude und Seligkeit, daß ich überhaupt nicht spürte, wie ich am Strick hinter dem Wagen hergeschleppt wurde; ich spürte den Schnee nicht, der

unter Jacke und Hose drang. Ich hatte das Gefühl, Engel trügen mich auf ihren Flügeln, und Christus wache darüber, daß mir nichts zustoße. Es war eine Seligkeit, wie ich sie nie zuvor erlebt hatte. Ich war allen so dankbar, daß sie mich um Christi willen schlugen! Um seines Namens willen verhöhnte man mich ja. Ich hätte aufspringen und allen — den Aufsehern und Soldaten — zurufen wollen: ›Ich hab euch gern, ihr Lieben!‹ Ich war unsäglich glücklich, meinen Gott von Angesicht zu sehen. Und weißt du, Bruder, Jesus Christus, der zur Rechten Gottes stand, folgte mir mit einem so liebevollen Blick bis zur Arbeitszone, daß ich ganz enttäuscht war, als wir so schnell da angelangt waren.«

»Und Sie hatten keine Gefühle der Abneigung gegen die Typen, die Sie an den Lkw banden, Sie schlugen oder auslachten?«

»Nicht doch, nie! Man muß doch Mitleid mit ihnen haben; sie führen ja den Willen des Feindes aller Menschenseelen aus. Sie sind unglücklicher als wir . . .«

»Stoljarow, möchten Sie, daß die Gläubigen draußen das erfahren?«

»Wenn es zur Verherrlichung Gottes und nicht meiner Person geschieht, und wenn es dazu dient, daß man für die Christenverfolger betet, ich wiederhole: betet, statt Haß zu wecken, dann — ja . . .«

Dieses Gespräch fand etwa ein Jahr nach dem Vorfall statt. Vorderhand aber wird Stoljarow noch immer durch den Schnee gezogen, während die Häftlinge ihre Wache verfluchen. Den bartlosen Jungen, kürzlich erst in die Armee eingezogen, war es selber peinlich. Man hatte sie instruiert, sie hätten die gefährlichsten Rückfälligen zu bewachen; Stoljarow sei ein Volksfeind . . . Warum sollten sie es nicht glauben? Wenn er ein Feind des Volkes ist, dann ist jedes Mittel recht.

Um Stoljarow zu schonen, fuhr der Chauffeur den ganzen Weg im Schrittempo, und der Sergeant ließ ihn

gewähren. In der Arbeitszone angekommen, band die Wache zuerst Stoljarow los, damit die Häftlinge nicht auf ihn heruntersprangen. Er stand auf und begann, sich vom Schnee zu befreien. Die Filzstiefel mußte er ausziehen und ausschütteln, dann Wattejacke, Hose und Jacke; sogar unter das Hemd war Schnee gedrungen.

Da kam ein Aufseher herzu, der tagsüber kontrollieren mußte, daß die Häftlinge nicht etwa bei der Arbeit Tschifir brauten oder über einen Begleitsoldaten gar einen Verwandtenbesuch organisierten. Hie und da verleidete nämlich einem Soldaten der Dienst, und er erlaubte es hergereisten Angehörigen von Häftlingen, diesen ein Paket zu überreichen, wofür er selber eine Flasche Wein oder gar Wodka kassierte. Dann zechte die Wache und praßten die Gefangenen. Die Administration war aber dahintergekommen und ließ die Eskorte nicht mehr immer ohne Aufsicht. Und wehe dem Soldaten, der erwischt wurde! Zwei, drei Jahre Freiheitsentzug oder Schlimmeres erwarteten ihn.

Nun fragte der Aufseher Stoljarow, welcher beim Abzählen der Kameraden zusah:

»Na, wirst du heute arbeiten?«

»Es hat keinen Sinn, *heute* zu arbeiten, Bürger Natschalnik. Dann hätte ich Gott ja kein Gelöbnis abzulegen brauchen, daß ich am Samstag nichts tun werde außer evangelisieren.«

»So, du störrisches Vieh! Dich will ich lehren!«

Der Aufseher verschwand in Richtung Werkzeugbaracke. Aufmunternd lächelten die Häftlinge Stoljarow zu, als sie sich an die Arbeit machten. Schon kehrte der Aufseher mit einer Schaufel zurück.

»Hock dich in den Schnee, oller Trottel!« befahl er, und als der Häftling sich gesetzt hatte, band er ihm die Schaufel an die Hände. »Aufstehen wirst du erst, wenn du zu arbeiten gedenkst. Solltest du aus einem andern Grund aufstehen, jagt dir die Wache eine Kugel in den Kopf.«

»Danke, Bürger Natschalnik.«

Der Aufseher entfernte sich. Stoljarow wechselte seine Stellung im Schnee; er kniete und begann — die Hände an den Schaufelstiel gefesselt — zu beten. Ihm war wohl in der Gebetsverbindung mit Gott! Der Wachkommandant guckte aus dem Kontrollpunkt-Häuschen und schüttelte verwundert den Kopf.

»Ich weiß nicht — ein anderer würde an seiner Stelle die leibliche Mutter verfluchen, und dieser wird derart traktiert und hält sich nach wie vor dran . . .«

»Tja, so überzeugte Leute gibt es«, seufzte der Diensthabende des Kontrollpunktes.

Von Zeit zu Zeit kamen Häftlinge zu Stoljarow und plauderten, neben ihm sitzend, bis der Aufseher sie vertrieb.

Ein Jahr später würde er erzählen:

»Ich staune selber, daß ich nicht erfror. Ich hatte mich schon darauf eingestellt. Aber ich sage euch — irgend jemandes Gebete wärmten mich. Die Begegnung mit Christus, während mich der Lkw zum Arbeitsplatz schleppte, bestärkte mich irgendwie in der Überzeugung, ich müsse in die Ewigkeit gehen, aber meine Stunde war noch nicht da . . .«

Ja, seine Stunde war noch nicht gekommen. Er lebt noch heute, da ich dies aufzeichne. Ob er noch in Freiheit ist, weiß ich allerdings nicht, aber wie sehr hoffe ich es!

Ein rückfälliger Dieb kam zu Stoljarow im Schnee:

»Ist dir kalt, Papascha? Ach, die verfluchten Sadisten!«

»Red nicht so, Junge. Es sind unglückliche Leute. Aber alle haben ja gesündigt und ermangeln des Ruhmes vor Gott, und alle haben es nötig umzukehren, damit Christus auf Erden als König herrschen kann. Ich denke, ihr werdet es noch erleben, das wundervolle tausendjährige Reich Christi! Daß ihr euch nur würdig erweist! Ich bitte Gott immer wieder, er möge all diese unseligen, geschlagenen Häftlinge zu sich umkehren lassen, damit sie die Kraft der

Christusliebe erfahren können! Ich ließe mich selber aus dem Buch des Lebens streichen, wenn nur ihr alle mit Christus Jesus wärt!«

Der Häftling stand mit Tränen in den Augen auf und verkrümelte sich. Von irgendwoher tauchte der Aufseher auf:

»Na, Oller, wie geht's?«

»Mir geht es *gut* mit meinem Gott zusammen! Und ich bitte ihn, daß wir doch drei werden: Sie und ich mit dem Erlöser.«

»Pfui, hol dich —« spuckte der Aufseher aus und ging weiter.

Am späten Nachmittag näherte sich der Natschalnik der Wache:

»Vater, steh doch mal auf und geh zur Toilette.«

»Der Aufseher hat mir's verboten.«

Wortlos knüpfte der Sergeant die Schaufel von Stoljarows Händen und befahl ihm aufzustehen. Stoljarow gehorchte. Nun befahl der Sergeant, ihm zu folgen.

»Wohin? Ich beschwere mich beim Divisionskommandanten!« schrie der Aufseher. Mit einer Handbewegung tat ihn der Sergeant ab und führte Stoljarow zur Toilette der Wache außerhalb der Zone. Dann ging es auf den Kontrollpunkt, wo er Stoljarow neben dem elektrischen Öfchen plazierte, bevor er zum Sammeln gongte — mit Hammerschlägen an ein Stück Eisenbahnschiene.

Fast den ganzen Arbeitstag, an die neun Stunden, hatte Stoljarow bei 27 Grad unter Null im Schnee verbracht, mit der Schaufel an — statt in — den Händen, nachdem man ihn rund zehn Kilometer zur Arbeitszone bugsiert hatte . . . Von Gott bewahrt.

... wie auch wir unsern Schuldern vergeben haben

Er lag im Sterben. Von den Menschen verworfen, von Gott scheinbar vergessen. Er gab kaum noch ein Lebenszeichen von sich. Hie und da guckte der Sanitäter ins Krankenzimmer und rief ihn an:

»Na, bist noch nicht krepirt?«

Da hob er mühsam sein linkes Augenlid und ließ es sogleich wieder zufallen. Vor sich hin schimpfend verzog sich der Sanitäter wieder. Die Aufseher notierten sich beim Kontrollgang die Anzahl der Kranken und warfen dem Sterbenden einen gehässigen Blick zu:

»Der ist aber zäh, der Sektierer! Natter, was du bist!«

Er hatte genug solches gehört in den drei Jahren bei strengem Regime, die er abgesehen hatte. Zwölf standen ihm noch bevor. Keiner gibt ihm je ein gutes Wort, und nach seinem Tod wird man nur fluchen und verächtlich sagen:

»Ach, der Traube? Der die eigene Tochter vergewaltigt hat? So ist das ganze Beterpack . . .«

Gläubige wenden sich mit einer Grimasse des Abscheus von ihm ab:

»Von einem *lutherischen Pastor* kann man noch ganz anderes erwarten.«

Ganz leise formten die Lippen das Gebet: »... und vergib uns unsre Schulden . . .« Weiter ging es nicht. Ein paar Tränen rollten über die schlaffen Wangen, für einen Augenblick krampfte der unsägliche Schmerz sein Gesicht zusammen. Er hielt dem langsamen Tod zwar demütig still, litt aber unter dem Gefühl einer nicht erledigten Pflicht.

Als er sich noch herumbewegen konnte, kniete er jeweils in der Baracke nieder und betete laut das Vaterunser. Schon nach den ersten Worten flog ihm von hier ein Stiefel

an den Kopf, von da ein Schuh, und bisweilen hieb ihm auch einer mit dem Schachbrett über den Schädel. Er erhob sich nicht, sondern betete weiter. Alle hörten es: »Und vergib uns unsre Schulden, wie auch wir . . .« — hier brach er in Schluchzen aus und warf sich auf seine Pritsche, eine Pritsche ohne Matratze. Diese, dünn wie sie war, hatte ihm ein Krimineller weggezogen: »Der Frömmeler braucht nicht noch ein weiches Bett! Genug, daß er mit seiner Tochter geschlafen hat . . .«

Er murrte nicht, er stritt nicht. Von den Natschalniki trat keiner für den schikanierten Traube ein.

»Ich werde bald sterben«, kündigte er einmal seinen Nachbarn an. »Aber eines erbitte ich von Gott, daß er mich noch das Vaterunser beten lehrt.«

»Je eher du abkratzt, desto besser, Dunkelmann!« quittierte man.

Der abergläubische Sanitäter trat an seine Krankenpritsche und hielt mit Widerwillen sein Ohr an die flüsternden Lippen. Als Traube das Gebet abbrach, begann er ausgiebig zu fluchen.

»Willst mich noch lange quälen, Mistvieh? Beiß endlich ins Gras, ich hab's längst über, hinter dir her zu putzen!«

Traube vermochte auf die Flüche nicht zu reagieren. Dazu reichte seine Kraft nicht mehr aus.

Von der Frau kamen keine Briefe mehr. Sie konnten abgefangen werden, aber seine Angehörigen konnten sich auch von ihm losgesagt haben.

Der Arzt suchte ihn nur einmal in der Woche auf, um festzustellen, ob sein Herz wohl noch lange schlagen werde und ob er ihm nicht behilflich sein solle, das Zeitliche zu segnen. Auch für ihn wäre das eine Erleichterung. Wie die übrigen GULag-Ärzte empfand er keinerlei Mitleid mit einem kranken Verbrecher. Manche taugten als Versuchskaninchen. Er war nicht verantwortlich für sie. Ist einer gestorben? Prima, ein Verbrecher weniger.

Ein neuer Transport von zwanzig Mann aus dem Gefängnis war in der Besserungsarbeitskolonie angekommen. Der Sanitäter und der Arzt standen an der Tür der Krankenbaracke und unterhielten sich über das Ereignis.

»Wissen Sie, Bürger Hauptmann, daß ein ehemaliger Held der sozialistischen Arbeit eingetroffen ist? Kolchospräsident.«

»Na? Was hat er denn für eine Frist?«

»Fünfzehn Jahre für Unterschlagung von sozialistischem Eigentum und für Unzucht mit Minderjährigen.«

»Wie heißt er denn?«

»Ismailow.«

Der Hauptmann schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte dann:

»Na, er hat immerhin nicht mit den eigenen Töchtern geschlafen wie der Pfaffe.«

Und plötzlich hörten sie vernehmliches Flüstern:

»Unser Vater, der du bist im Himmel: Geheiligt werde dein Name! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf der Erde! Unser tägliches Brot gib uns heute! Und vergib uns unsere Schulden, *wie auch wir sie unsern Schuldnern vergeben haben . . .*«

Es war Traube, der betete. Erschrocken hörte der Sanitäter, wie er klar und deutlich aussprach: »... wir sie unsern Schuldnern vergeben haben«! Dann verstummte der Häftling, ein friedliches Lächeln breitete sich über sein Gesicht, er seufzte noch einmal tief auf — und war tot. Der Arzt trat an die Pritsche und kontrollierte den Puls. Aus.

Traube wurde gleich am nächsten Tag begraben. Man benachrichtigte die Angehörigen nicht vom Tod. Er war den Offizieren so widerwärtig, daß sie sich nicht vorstellen konnten, Verwandte würden zu seinem Begräbnis erscheinen wollen.

Er war nicht mehr, das Leben ging seinen gewohnten Gang, bereitete die Lösung des Traube-Geheimnisses vor.

Ins gleiche Lager kam im Herbst 1962 Pankratow. Als die Häftlinge in Erfahrung gebracht hatten, daß er gläubig sei, höhnten sie voller Verachtung:

»Hm, bist auch mit deinen Töchtern ins Bett gestiegen?«

»Waaas?!« wunderte sich Pankratow.

»Was — fragt er noch! Ein lutherischer Pfaffe war hier, der kam ins Loch, weil er mit seiner Tochter geschlafen hatte, und sie wurde schwanger und hängte sich.«

Sie gaben Pankratow einen Artikel in der Bezirkszeitung über diese Tragödie zu lesen. Die ganze Zeit hatte er Anspielungen und Anrempelungen zu ertragen.

Zweieinhalb Jahre vergingen... Inzwischen brachte der GULag-Schüttelbecher auch Trofim in diese Kolonie.

✧

Welches Vergnügen, nach der Arbeit ein Weilchen alle Muskeln zu entspannen und die Ruhe zu genießen. Trofim streckte sich erschöpft auf der Pritsche aus und hing seinen Gedanken nach. Pankratow flickte seine fadenscheinig gewordene Jacke. Eine Gruppe von Häftlingen war um Ex-Ko'chospräsident Ismailow geschart. In einer Halbstunde gibt's den Fraß, und danach? Niemand weiß mit Gewißheit, was einen dann erwartet. Vielleicht wird man zum Operativen zitiert, vielleicht traktiert einen der Politvize den ganzen Abend mit Lenin-Zitaten — Religion sei Opium, es sei eine große Dummheit, an Gott zu glauben, und wenn einer sich von Gott lossage, werde er auf der Stelle freigelassen... Oder es taucht unvermittelt der Bevollmächtigte für Kultusangelegenheiten im Lager auf, immer mit ein und denselben Vorschlägen:

»Seien Sie doch vernünftig, Pankratow! Sie werden augenblicklich entlassen, wenn Sie in unsere Bedingungen des Gemeindedienstes einwilligen. Wir befördern Sie in die Leitung des Allunionsrates — nur bitte, unterstützen Sie nicht diese berüchtigten spalterischen Typen vom Rat der

Kirchen, sondern helfen Sie uns . . . statt diesen verrückten Extremisten! Keinerlei Repression werden Sie ausgesetzt für Tätigkeit unter der christlichen Jugend, für Erziehung von Kindern im religiösen Geist — nur geben Sie uns Ihre Unterschrift, noch besser: sagen Sie selbst allen, daß sich die spalterischen Baptisten in die *Politik* eingelassen haben, so ist es ja in der Tat, — und Sie können Karriere machen!«

Pankratow lächelte, indem er den Kultusbevollmächtigten und die »Genossen« vom KGB aufmerksam ansah, und ließ fallen:

»Eine bescheidene Entschädigung für einen Verrat!«

»Was möchten Sie denn noch? Bitte, wir kommen Ihnen gern entgegen.«

»Ich g'laube an eine lichte Zukunft nach dem Tod. Verschaffen Sie mir und allen Menschen ewiges Leben auf dieser Erde!«

»Dummes Zeug!« murmelte der Kultusbevollmächtigte und dozierte dann: »Eure Bibel ist ein Märchenbuch. Alle westlichen Theologen sagen heute, daß die Bibel nicht Gottes Wort ist, sondern von Menschen verfaßt; bloß ihr Einfaltspinsel richtet euch noch nach diesem ollen Buch aus!«

Pankratow lachte:

»Sie haben ein prächtiges Aktionsfeld im Ausland, wenn die Theologen die Ansichten der Kommunisten teilen und nach ihrer Pfeife tanzen. Arbeiten sie schon lange für euch?«

Auf so eine respektlose Frage hin wurde Pankratow aus dem Büro gejagt oder direkt für fünfzehn Tage in den Karzer abgeführt.

So ging es Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr. Das Leben geht seinen Gang, und die Häftlinge sind nie sicher, was sie am nächsten Morgen erwartet, übermorgen, ja sogar heute abend, nach dem Abendessen, oder noch vorher.

Eine Überraschung war mit dem jüngsten Brief von zuhause gekommen. Pankratows Frau schrieb verzweifelt:

»Man hat eine regelrechte Jagd auf die Kinder veranstaltet, man will sie uns wegnehmen! Liebster, bete doch, daß der Herr diese Barbarei verhindere! Ich kann kaum mehr. Ich weiß, mein Lieber, auch Dir ist schwer, aber es geht doch um die Kinder . . .«

Meine Kinder sollen abgeholt werden? Pankratow war in Gedanken nicht bei der Sache, sondern bei seiner Familie, und so stach er sich mit der Nadel in den Finger. Während er auf die kleine Wunde blies, wurde er auf die Mithäftlinge aufmerksam.

Ismailow brüstete sich damit, wie er in seinen guten Tagen als Kolchospräsident zusammen mit dem Parteisekretär Geld aus der Kolchoskasse organisiert, Gelage veranstaltet und vierzehnjährige Mädchen »geknackt« habe. Von Reue keine Spur; er bedauerte nur, daß es sie beide erwischt hatte. Sie bekamen je fünfzehn Jahre, aber zweimal sandten sie Beschwerden an die Parteiinstanzen nach Moskau, und zuletzt lautete die Frist noch auf fünf Jahre. Schließlich war er früher wiederholt als Deputierter des Obersten Sowjets gewählt worden, und da hätte er nicht auf den Geschmack dieses patenten Lebens kommen sollen! Seine fünf Jahre hatte er inzwischen schon zum größeren Teil abgebrummt, und er war ganz auf die Fortführung seines patenten Genießerlebens eingestellt. Auch in der Kolonie hatte er keine Bekanntschaft mit physischer Arbeit gemacht; die Administration behandelte ihn gewissermaßen wie ihresgleichen und setzte ihn als Ober-Brot-schneider ein. In den Jahren im Knast hatte er sogar noch zugenommen und zarte Bande zu einer Aufseherin von der Nachbarzone geknüpft, die tagtäglich dafür sorgte, daß er an Leib und Seele wohlversehen war.

»Wißt ihr, Jungs, in meiner Kolchose waren Deutsche, Lutheraner. Man spedierte sie im Krieg von der Wolga zu uns. Die Deutschen sind ja verrückt auf Arbeit! Die haben

mir auch den ›sozialistischen Arbeitshelden‹ verschafft. Das Elend war nur, daß sie sich jede Woche dreimal zu ihren Gebetsversammlungen getroffen haben. Solange das Bezirkskomitee der Partei nichts ahnte, rührten wir sie nicht an und drückten ein Auge zu, wenn sie in ihren Wohnungen zusammenkamen. Ihr Pfaffe hatte sieben Töchter, eine schöner als die andere. Die beiden Ältesten waren im Komsomol, die übrigen fünf waren gläubig. Die erste, Frieda, arbeitete bei uns auf dem Büro als Buchhalterin. Ein Prachtmädel — zum Anbeißen! Aber wie sehr ich ihr den Hof machte, *sie* biß nicht an. Ich war ja verheiratet, genau wie mein Sekretär, der sich um Olja, Friedas Schwester, bemühte. Sie gaben uns mehr als einmal eins in die Fresse für unsere doppelbödigen Komplimente. Und da kam mal ein Anruf aus dem Bezirkskomitee: Man habe gehört, daß auf dem Territorium unserer Kolchose eine Sekte von Lutheranern aktiv sei. Sich sofort mit ihr befassen und die Versammlungen verbieten! Bei Gehorsamsverweigerung Material vorbereiten für die Staatsanwaltschaft und einen Strafprozeß einleiten. — Der Befehl des Vorgesetzten ist dem Untergebenen Gesetz. Ich ließ im Beisein meines Sekretärs Frieda antraben und eröffnete ihr, daß ihr Vater im Gefängnis lande, wenn er die Gebetsversammlungen nicht einstelle. Da fing sie an zu flennen. Der Alte tat ihr leid, er hatte sich als Grubenarbeiter eine Silikose geholt. Im Krieg hatte man ja die Deutschstämmigen nach Workuta in die Kohlengruben gesteckt, eine ganze Menge sind beim Fördern draufgegangen, aber dieser Pastor kehrte zurück, allerdings mit angeschlagener Gesundheit. Frieda flennt also, und da kommt mein Sekretär mit einer Glanzidee: ›Wir vergessen diese Sache mit deinem Vater, wenn du mit einem von uns schläfst.‹ Au, das hättet ihr sehen sollen, wie sie aufsprang, mit einem Satz beim Sekretär war und ihm eine runterhaute, daß er fast vom Stuhl flog! Dann lief sie heulend raus. Na, da war mein Sekretär aber in Rage! Wir waren uns einig,

den Gläubigen jetzt das Leben zu verleiden. Sobald sie zum Beten beisammenhockten, kamen wir mit Polizei ins betreffende Haus und zerrten die Beteiligten raus, in den Hof, wo wir sie eben zu fassen kriegten. Die Mädchen flennten und schrien, die alten Weiber stöhnten, aber interessant, das nächste Mal waren wieder alle beisammen und beteten! Es schreckte sie nicht ab. Da fingen wir mit den Geldbußen an. Das half auch nicht. Sie zahlten und versammelten sich wieder zum Beten. Dann begannen wir Material zu sammeln für eine Strafsache gegen Friedas Vater, den Pastor. Erst danach klopft es eines Tages zaghaft an die Tür beim Büro des Parteisekretärs, und da steht Frieda mit gesenkten Augen vor ihm und sagt: ›Ich bin bereit, mit Ihnen zu schlafen, nur ziehen Sie Papa nicht vor Gericht! Geben Sie das Material nicht in die Staatsanwaltschaft!‹ Na, mein Sekretär leckt sich die Lippen, aber er war ein anständiger Kerl, vergaß auch mich nicht und sagte: ›Geht in Ordnung, wir legen die Sache ad acta, wenn Olja mit dem Präsidenten ins Bett steigt.‹ Das heißt, mit mir. Olja konnte mir auch recht sein . . . Frieda verzog sich, aber eine Woche später, da hatten wir eine intime Party mit den Pastorstöchtern . . . Ihn und sein Beterpack ließen wir darauf in Ruhe. So ging es sieben Monate. Es wurde geklatscht im Dorf, nun, wir stellten das rechtzeitig ab. Bloß — das Glück wurde unerwartet getrübt. Frieda teilte meinem Sekretär mit, sie sei schwanger. Der hatte ja schon seine drei ehelichen Bälger und riet Frieda zur Abtreibung. Sie verzog sich wieder ohne ein Wort. Am nächsten Tag kommt der Komsomolsekretär in mein Büro gestürmt: ›Frieda hat sich erhängt! Und da ist der Brief, den sie hinterlassen hat.‹ Da zitterten mir die Hände, und ich blieb wie am Sessel festgeklebt, bis mein Parteisekretär eintrat; als erstes nahm er dem Komsomol-Kollegen Friedas Brief ab. Das ganze Dorf war an dem Ort zusammengelaufen, wo sie sich erhängt hatte; ihr Vater hatte

sie aus der Schlinge geholt und den Brief aus ihrer Tasche gefischt. Gerade noch rechtzeitig war unser Komsomol-sekretär dazugestoßen und hatte sich des Briefes bemächtigt. Er las ihn flüchtig durch — und kam voller Schreck zu uns geeilt. Frieda beschrieb nämlich alle unsere Feten mit ihr und ihrer Schwester Olja. Da mußte schleunigst ein Ausweg her . . . Unser Komsomol-Mann gebar die rettende Idee. Er hatte eine ganz ähnliche Handschrift wie Frieda, und sogleich ließ er sich von uns einen neuen Abschiedsbrief diktieren: daß sie von ihrem eigenen Vater schwanger geworden sei, die Schande nicht ertragen könne und sich deshalb das Leben nehme. Eine durchaus plausible Motivierung. In einem Nachbardorf hatten die Organe kurz zuvor einen Fall aufgezogen, die Pfingstler hätten ihrem Gott ein junges Mädchen geopfert, indem sie es kreuzigten — das hatte jedenfalls geklappt; die Leitenden wurden allesamt eingelocht, und dann drehte man sogar einen Film darüber, um dem Volk die Gläubigen zu zeigen. Es klappte auch mit dem Pastor. Wir übergaben unseren Brief der Staatsanwaltschaft, und Friedas Brief verbrannten wir.

Der Staatsanwalt inszenierte nach der Beerdigung einen solchen Prozeß gegen die Lutheraner, daß es im ganzen Gebiet widerhallte! Das war ja auch ein Skandalchen: der Pastor hat seine eigene Tochter geschwängert und in den Tod getrieben! Er bekam fünfzehn Jahre, während wir für ausgezeichnete antireligiöse Tätigkeit den Dank der Partei einstecken konnten. Als ich ein paar Jahre darauf nach meinem Prozeß hier eingeliefert wurde, da war der alte Traube gerade gestorben. Schade, ich hätte ihn ja noch um Vergebung bitten können . . .«

Der Ex-Präsident brach feixend ab. Die Kumpel bewegten gleichmütig ihre Schachfiguren weiter. Solche Geschichten konnten sie nicht schockieren, das kannte man doch!

»Und dann?« fragte einer.

»Olja verließ das Dorf, wegen der Schande. Man warnte

sie, daß ihr letztes Stündchen geschlagen hätte, falls sie plaudere. Sie arbeitete als Anstreicherin in der Stadt und fiel dabei vom Gerüst, brach sich das Genick. Die Gläubigen bei uns versammelten sich jedenfalls nicht mehr. Die Frau Pastor ergraute, und es hieß nachher, sie habe sich von ihrem Mann losgesagt. Es war ja immerhin eine große Schande . . .«

Da stand Pankratow gegenüber dem Ex-Kolchospräsidenten und starrte ihn an. Eingeschüchtert fragte dieser:

»Was glotzest so auf mich?«

Abrupt wandte sich Pankratow ab und ging zu Trofim hinüber:

»Bruder, hast du's auch gehört? Komm, wir beten für diese Seelen, diese Mörder, daß Gott sie zur Umkehr führe! Es drückt einem ja das Herz ab, das zu hören. Und wenn man an die christlichen Familien und die Reichgottesarbeiter denkt, die durch solches Leid und solche Beschimpfungen geführt werden!«

Trofim sagte nichts; mit roten Augen erhob er sich und kniete neben Pankratow nieder. Sie beteten laut.

Die Häftlinge mit längeren Fristen erinnerten sich sehr wohl an Traube, den sie verspottet und beschimpft hatten, und manch einer war nun über diese Wende betroffen. Der Ex-Präsident konnte ja nicht wissen, daß ihm nicht bloß unbeteiligte Kumpel zuhörten; Traubes tägliches Vater-unser und sein Verhalten überhaupt hatte viele Kriminelle beeindruckt und sie im Tiefsten ahnen lassen, daß er vielleicht unschuldig sitze. Aber warum hatte denn Traube niemandem je gesagt, wer ihn verleumdet und mit Schmutz beworfen hatte? Allerdings hätte ihm keiner geglaubt; das sagte einem Kriminellen schon sein gesunder Menschenverstand. Wo es sogar Gläubige gab, die sagten: »Traube war ja nicht aus unserer Gemeinde — oder Denomination —, und bei den Lutheranern kann auch so was möglich sein . . .« — wie hätten da die *Kriminellen* nicht glauben sollen, daß der Pastor mit seiner eigenen Tochter ge-

schlafen hatte? Drei Häftlinge stürzten sich plötzlich mit Fäusten auf Ismailow. Dieser sprang auf und lief laut schreiend aus der Baracke, auf die Wache.

Am Abend rief man Pankratow zum Koloniefchef, der ihm wieder einmal fünfzehn Tage Karzer verpaßte wegen »Veranstaltung eines Radaus«. Trofim blieb unbehelligt, denn die Administration hatte erfahren, daß der stellvertretende Staatsanwalt der Republik das Urteil gegen Trofim und andere Baptisten angefochten hatte.

Bald darauf unterhielt sich ein KGB-Major mit Trofim, der von der Arbeit weggeholt und ins Büro des Koloniefchefs esko:tiert worden war. Ein untersetzter Mann mit stechendem, durchdringendem Blick wartete da auf ihn. Wie üblich, erkundigte sich der Major zunächst nach der Familie, dann folgten Fragen nach der Gesundheit, Fragen über Pankratow, und schließlich:

»Wenn wir Sie entlassen, machen Sie dann wieder das gleiche?«

»Was ›das gleiche‹?«

»Na, Gebetsversammlungen organisieren, predigen und so weiter.«

»Ja natürlich!« antwortete Trofim.

»Wissen Sie, Sie haben sieben Kinder zu versorgen. Und wenn Sie die religiöse Tätigkeit nicht einstellen, erwarten Sie Gefängnisse über Gefängnisse. Mit der Religion räumen wir auf, gehauen oder gestochen! Mit beliebigen Maßnahmen! Im Kommunismus darf es keine bourgeoisen Vorurteile mehr geben! Sie haben sich ja schon überzeugen können, daß gegen euch Gläubige jedes Mittel recht ist. Der Zweck heiligt die Mittel! Wir haben nichts dagegen, wenn Sie persönlich in der Freiheit zum Beispiel als Gemeindefeiler wirken, bloß — arbeiten Sie mit uns! Wir lassen Ihre Gemeinde in Ruhe, wenn Sie zustimmen, uns regelmäßig Bericht zu erstatten — wer Sie aus den benachbarten Gemeinden besucht, wer übermäßig aktiv ist, und so weiter. Sonst sind Sie dem Untergang geweiht!

Früher oder später werden Sie's einsehen. Denn Sie als ehemaliger Sowjetoffizier müssen es doch begreifen. Also, wollen wir uns einigen, von Offizier zu Offizier?«

»Hören Sie, Major, es herrscht doch Freiheit der Religionsausübung in der UdSSR?«

»Ach, kommen Sie! Nicht Freiheit der Religionsausübung, sondern Freiheit der Abhaltung von Gottesdiensten. Das bedeutet, daß die Alten noch ihre Kirchen besuchen und beten können, nicht aber die Jugend, nicht Heranwachsende und Kinder! Ihr nichtregistrierten Baptisten habt einen unsinnigen Kampf gegen die Abmachung des Allunionsrats mit uns vom Zaun gerissen und meint, ihr werdet etwas erreichen. Hört doch auf damit! Re'n nichts erreicht ihr, dafür sorgen wir schon! Wir gewähren denen vom Allunionsrat eine Art Freiheit auf Zeit, und dann steigen sowieso *unsere* Leute in die Führung auf, die uns im Kampf gegen die Religion unterstützen. Wir brauchen noch fähige Leute zur Kontrolle der spalterischen EChB-Gemeinden. Sie als ehemaliger Offizier würden diese Aufgabe ehrenvoll erfüllen! Wählen Sie — die Freiheit, ein sorgenfreies Leben, oder aber stetige Angst um die Zukunft, um die Zukunft der Kinder; und es liegt durchaus auch ein Tod wie jener Chmaras drin . . .«

Trofim sah nachdenklich auf den Offizier und schwieg. Seine Gesundheit hatte er in der Kolonie endgültig ruiniert. Pankratow sitzt noch immer im Karzer. Wo seine Mitangeklagten jetzt sind, weiß er nicht; er hat aber gehört, daß Pjotr sich die Augen völlig verdorben habe, während Kostja eine offene Tuberkulose aufgelesen habe und arg huste, und zudem leide er noch immer an seiner Radikulitis. Trofim empfand, daß er für jeden einzelnen Bruder — in Freiheit oder in Haft — persönlich Verantwortung trage. Wenn er in den Verrat einwilligte, dann brachte er all diese Seelen in Gefahr. Den Atheisten dabei helfen, sie moralisch und physisch zu vernichten — und

sich's wohl sein lassen? Mit dem Blut seiner Brüder das eigene Wohlergehen besiegeln? Nein, das kann ich nicht! Gefaßt hob er den Kopf und schaute den Major an, der geduldig wartete. Sie verstehen zu warten — wenn es sein muß, einen Tag, einen Monat, auch ein Jahr und zehn Jahre! Warten, bis ein Christ unter dem Druck der Versuchungen und Anfechtungen eines Tages keinen andern Ausweg aus der Klemme sieht, und dann . . . Dann tritt das KGB auf den Plan, streckt gnädig seine hilfreiche Hand aus. Nachdem Trofim die Geschichte des Ex-Kolchospräsidenten angehört hatte, wußte er wieder, wie leicht einer in diese Lage zu bringen war.

»Nein, Major, das mache ich nicht. Ich will wie Chmara sterben. Je eher, desto besser. Nach allem, was ich gehört und gesehen habe, möchte ich möglichst bald bei Gott sein! Ich kann hoffen, daß meine Kinder nicht das gleiche Los erwartet wie die Kinder jenes lutheranischen Pastors. Nein, Major. *Nein.*«

Hoffnung läßt nicht zuschanden werden

In seinem zweiten Lager blieb Stoljarow nicht lange. Von hier wurde er in dieselbe Kolonie geschickt, in der seit einiger Zeit Kostja und Pjotr *saßen*. Auf der Verwaltung stöhnte man, als auskam, welche Menge Regimeverletzungen im Personaldossier des Neuen verzeichnet waren. Der Politvize verfügte, daß Stoljarow bis zu seiner Entlassung Ruhe haben solle; denn er sah ein, daß es *zwecklos* war, diesen Mann weiterhin zu quälen. Zudem mußte man alle Wunden vernarben lassen, sonst konnte er in Freiheit vorzeigen, was ihm die »Erzieher« in den sowjetischen Haftanstalten *eingebleut* hatten. Jedenfalls war der Administration dieses Lagers klar: Sie mußte diesen gläubigen

Häftling entweder gewähren lassen — oder einen Unfall inszenieren. Man wählte die erstere Möglichkeit; wie sich später herausstellte, war das wegen Chmaras Tod und seinen Folgen.

Den Brief von Kostjas Frau, in dem sie die Umstände des Falles Nikolaj Chmara in allen Einzelheiten beschrieb, lasen die drei Brüder gemeinsam und dankten Gott dafür, daß er Nikolaj die Kraft gegeben hatte, bis in den Tod treu zu bleiben. Sie baten ferner, Gott möge die Mörder zur Umkehr führen und Chmaras Familie trösten, auch durch Fürsorge für Frau und Kinder.

Danach machte der Brief die Runde bei den übrigen Häftlingen. Einen bewegte die Geschichte derart, daß er eines Abends nach dem Essen Stoljarow und Pjotr ansprach:

»Entschuldigung . . . Ich sympathisiere nicht mit den Gläubigen, ich bin Marxist. Habe früher als Instruktor eines KP-Bezirkskomitees gearbeitet. Ich habe den Brief über Chmara gelesen . . . Also ich kann Ihnen garantieren, daß die Gefängnischefs nicht wegen dem Mord bestraft wurden, sondern weil sie den Typ nicht mit fremden Händen umzubringen verstanden. Die Machtorgane haben ja stets Kriminelle zur Verfügung, die gegen entsprechende Entschädigung jederzeit zu einer ›nassen Sache‹ bereit sind. Ich kann Ihnen das sagen, weil auch wir in Litauen darauf zurückgriffen, wenn Not am Mann war.

Ich kam, vielmehr: das ZK der Litauischen KP schickte mich — zur Erschließung von Neuland. Aber was da vor sich ging, das war ein einziger Alptraum. Über ein Jahr funktionierte die technische Ausrüstung nicht. Die Burschen gerieten außer Rand und Band, raubten, mordeten, stahlen, schliefen mit willigen und halbwilligen jungen Mädchen. Derweil trompetete man überall im Lande, das Neuland sei unterm Pflug. In Tat und Wahrheit war Schädlingstätigkeit das einzige, was es gab, denn die Wirtschaft war gar nicht bereit für die Erschließung von Neu-

land. Es war entsetzlich. Viele von uns landeten natürlich im Gefängnis. Ich schiebe schon zum zweitenmal Knast. Aber jetzt möchte ich etwas anderes sagen.

Ich kann euch keine Sympathie entgegenbringen, weil ich persönlich die idealistische Philosophie nicht befriedigend finde. Wenn ich euch Gläubige anschau, tut ihr mir aufrichtig leid. Gebt euren unbegründeten Glauben doch auf! Gemäß Programm des Aufbaus des Kommunismus wird es schlecht enden mit euch, entweder auf dem ideologischen Weg oder mit physischen Maßnahmen. Man wird aufräumen. Was bedeutet es für den Staat, sagen wir, zwei, drei Millionen von 240 zu erschießen? Rein nichts. Er hat schon bedeutend mehr liquidiert. Wer sich empören sollte, dem wird der Mund rasch gestopft. Habt ihr Solshenizyns »Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch« gelesen?« Pjotr nickte. »Der ist auf der Abschußliste, ihr könnt mir's glauben. Man ist schon mit ganz anderen fertig geworden, und auf die internationale Meinung können unsere Führer pfeifen. Sie haben es nur nicht gern, wenn man ihre finsternen Seiten ins Licht rückt; wer das tut, steht bald vor der ganzen Welt als Verleumder da. Der Agitprop schläft nicht!

Schließlich gibt es bei uns theoretisch Freiheit der Religionsausübung oder sogenannte Gewissensfreiheit. Als ich im Bezirkskomitee arbeitete, hatte ich mich auch mit Gläubigen zu befassen. Aber die katholischen Priester und protestantischen Pastoren in Litauen mußten tun, nicht was ihnen ihr Gewissen vorschrieb, sondern was wir ihnen befahlen. Und bei uns haben es einige getan. Es sind ja nicht alle so blöd wie ihr, daß sie wegen so eines Gottes ins Gefängnis gegangen wären. Zwar gab es bei uns im Bezirk auch so eine Gemeinde — Methodisten oder Baptisten waren es. Ihrem Pastor war nicht beizubringen, die Vorschriften der Partei zu befolgen, er sagte, sie widersprächen *den Regeln der Frömmigkeit*. Na und? Wir gaben dem Innenministerium in Wilna

Anweisung, ihnen eine Strafsache anhängig zu machen, Antisowjetismus und so. Ein Oberst vom Ministerium erklärte uns nach einiger Zeit, es lasse sich einfach kein Agent in diese Gemeinde einschleusen. Zwei Jahre bemühte sich das Innenministerium um sie, bis einer der Gläubigen im Netz war und parierte, das heißt, Gerüchte verbreitete, die aktiven Gläubigen würden mit dem KGB kollaborieren. Meisterhaft hat er das gemacht, hat ganze Arbeit geleistet! Die Gemeinde war im Nu uneins, der Agent goß weiter Öl ins Feuer, schürte die Spionomanie. Weil er dabei so ein furchtbar »aufrichtiger« Christ war, der um der Reinheit der Kirche willen *litt*, kam ihm der Pastor nicht auf die Spur; zuletzt saßen die Aktiven, die nicht rechtzeitig weggezogen waren, alleamt mit dem Pastor im Gefängnis.

Also hängt eure Religion an den Nagel! In Freiheit könntet ihr doch leben, *leben*, und da werfen sie ihre Jugend, ihre besten Jahre weg! Man lebt nur einmal, man muß das meiste rauszuholen versuchen. Die religiösen Vorurteile und ihre Träger, die sich gegen die Parteipolitik stemmen, werden demnächst liquidiert; Chmara war bloß ein Versuchsballon. Leben muß man!«

Er meinte es nur gut mit seiner Warnung, der finstere Ex-Funktionär der Partei. Aber warum warf er seinerseits die besten Jahre weg in den Kolonien . . .? Nun fing er mit anderen eine Partie Domino an, während Stoljarow dem jungen Bruder von Lena Sil und ihrem Mann erzählte. Die evangelische Gemeinde in Litauen erinnerte ihn an zuhause!

*

In der Nähe dieser Besserungsarbeitskolonie lebte eine Frau, die von jung und alt Tante Katja genannt wurde. Sie hörte, unter den Häftlingen, die im Uranbergwerk arbeiteten, seien Gläubige. Darauf bewarb sie sich um eine Stelle als freie Nachtwächterin beim Bergwerk, und man nahm sie wirklich!

Bald hatte sie mit den drei Brüdern Bekanntschaft geschlossen und ließ ihnen regelmäßig Lebensmittel zurück, wenn sie vom Arbeitsplatz wegging: Zucker, Butter und Brot. Diese Hilfe war entscheidend für die gläubigen Häftlinge, insbesondere für Stoljarow, der — ähnlich wie Lapin — aus religiösen Gründen nicht alles aß.

Nie fragten die drei Christen, zu welcher Denomination sie gehöre, und Tante Katja ihrerseits schien sich auch überhaupt nicht für solche Fragen zu interessieren. Daß ihre opferbereite Schwester in Christus zu einer Gemeinde von Reformadventisten gehört hatte und kurz nach der Entlassung von Stoljarow, Kostja und Pjotr gestorben war, erfuhren sie später, als sie ihr endlich gebührend Dank abstatten wollten. Immerhin setzte sie ihre Freiheit aufs Spiel. Für Verbindung mit Häftlingen konnte sie zwei Jahre Lagerhaft einhandeln!

Beschämt Tante Katja durch ihre Haltung nicht jene Gläubigen, die es »Sünde« nennen, Gefangenen zu helfen, wo man Gottes Gebot *über* gewisse schikanöse Sowjetgesetze stellt? Jene, die aus purer kreatürlicher Angst fromm sagen: »Gott hat ihm halt dieses Los zugeteilt, nun muß er's tragen...«? Selber möchte man aber Hilfe haben, möchte Bibeln bekommen und Liederbücher? Und man nimmt sie noch so gern aus den Händen der Geschwister, die solche Literatur in der Sowjetunion drucken oder über die Grenze bringen, weil Gottes Gebot für sie *zuerst* verbindlich ist.

Einzelne, Vereinzelte waren das Anfang der sechziger Jahre. Wie mancher hat seither bloß aus Angst den Anschluß an die offiziell anerkannten Gemeinden gesucht und beruhigt sich nun damit, für die Geschwister in Gefangenschaft zu sorgen sei gesetzlich verboten?

✱

Wieder verlegte man eine Portion Häftlinge in ein anderes Lager. Diesmal war Pjotr der einzige Gläubige

darunter. Die Trennung von Kostja sollte aber nicht von langer Dauer sein. Bereits kursierten Gerüchte über die bevorstehende Entlassung von Christen aufgrund eines Protestes des Generalstaatsanwaltes der UdSSR. Es war der Zeugentod Nikolaj Chmaras, welcher den Stein ins Rollen brachte. Die Organe hatten sich dort in einen Skandal verwickeln lassen und suchten die Wellen zu glätten, indem sie eine ganze Reihe von Strafsachen revidierten. (Allerdings sollten bereits ein Jahr nach den Entlassungen noch viel umfassendere Verhaftungen erfolgen unter den nichtregistrierten evangelischen Christen.)

Der neue Ort erwies sich als *altes* Lager. Baracken, die noch in den zwanziger Jahren entstanden waren. Schmutzig, feucht. Strohgefüllte Matratzen und Kissen. Läuse. Manchmal konnten die Häftlinge erst nach acht Wochen wieder ins Badehaus! Pjotr half sich wie andere damit, daß er im Sanitätstrakt ein Paket DDT holte und großzügig Pulver unter das Leintuch sowie in den Kissenanzug streute.

Sitzen ließ man die Häftlinge auch hier mitnichten, doch leisteten sie gleichwohl keine produktive Arbeit. Mit fünf Kriminellen zusammen mußte Pjotr eine Grube ausheben, sechs auf sechs Meter, und sechs Meter tief. Als sie fertig geschuftet hatten, kam ein Bulldozer gefahren und füllte die Grube wieder auf. Geschrei und Gefluch der Häftlinge! Mit einem Brecheisen bewehrt, jagten sie dem Vorarbeiter nach. Er konnte sein Leben in Sicherheit bringen. Den genarrten »Bauarbeitern« brachte ihre Rebellion fünfzehn Tage Karzer ein, ohne Federlesens, Pjotr mit. Er sagte kein Wort, aber es machte ihm schon zu schaffen. Eine Zusatzration hatte man ihnen für die Grube versprochen, und nun krägten sie statt dessen so ein Dessert!

Eine Kompensation für alle Nöte gab es für den jungen Christen allerdings. Mehrere Lagerältere zeigten sich freundlich und aufgeschlossen, nachdem Stoljarow seine

Frist in dieser Kolonie angetreten hatte! Sein Zeugnis, seine Liebe, seine unbeugsame Festigkeit in dem, was er als Gottes Willen für sich sah, hatten bei vielen Mithäftlingen einen tiefen Eindruck hinterlassen, und darüber gab es zu erzählen!

Pjotrs Sektionschef, ein Armenier, der meisterhaft auf russisch zu fluchen verstand — er war davon gänzlich unberührt. Frühmorgens erschien er in der Sektionsbaracke und bedachte seine »Produktionsarbeiter« mit größten Ausdrücken. Daß sie wie beabsichtigt erwacht waren darob, dokumentierten die Häftlinge, indem sie dem Chef Stiefel und Schuhe nachwarfen, worauf dieser sich noch mehr erhitzte. Einst versuchte Pjotr ihn bei seiner Ehre zu packen:

»Bürger Natschalnik, Sie sind doch ein sowjetischer Erzieher . . . und drücken sich dermaßen unkultiviert aus. Ich als Gläubiger schäme mich, das anzuhören . . .«

»Ach, sieh mal, der saubere Christ! Muß ich dir wohl, damit dir das Flennen und Beten vergeht?«

Ja, die Erzieher! Bewußt böseartig war dieser Armenier nicht, nur . . . Zum Neujahr hatte er Aufsichtsdienst in der Kolonie, und da fingen bei einem Häftling Blinddarmerkrankungen an. Seine Kameraden verlangten vom Natschalnik, daß er die Erste Hilfe oder zumindest einen Arzt rufe.

»Ach was, der wartet schon bis zum zweiten Januar mit Krepieren!«

Doch der Appendix platzte, der Häftling starb. Er hätte nur noch wenige Wochen absitzen müssen bis zur Entlassung; sechs Jahre hatte er bekommen wegen eines Verkehrsunfalls. Die empörten Häftlinge wollten seine Leiche nicht herausgeben, bis eine Untersuchung eingeleitet und der Armenier für seine Unmenschlichkeit bestraft sei. Es kam eine Kommission vom Innenministerium der Republik angefahren und verhiess Gerechtigkeits; darauf rückten sie den Toten heraus. Man beerdigte ihn sogleich und

teilte dann den Angehörigen mit, er sei an Lungenentzündung gestorben.

Solche Vorfälle nahmen Pjotr arg her. Er hatte doch in der Schule gelernt, daß es in der ganzen Welt kein humaneres und menschenfreundlicheres System gebe als das sowjetische. Wie sehr hätte er gewünscht, dem wäre so!

Menschlich . . .

Bei der sonntäglichen Lagerinventur erfroren sich viele die Zehen. Man jagte die Häftlinge mit den Matratzen und ihrer übrigen Habe ins Freie. Hier hieß es warten, bis alles kontrolliert und notiert war . . . Dabei nicht eben frohe Aussicht: Maschinengewehre und riesige Schäferhunde auf allen Seiten. Und die Füße werden bei 30 Grad unter Null kalt, aber kalt! Die Stiefel froren an den Füßen an. Hier holte sich Pjotr Rheumatismus. Zu seinem andern Leiden hinzu.

*

Briefe! Für den Häftling ist jeder Brief ein Fest. Christen, schreibt den Gefangenen! Ein einziger Brief hilft ihnen, eine ganze Woche lang Freude zu bewahren. So hat die Nachricht aus Argentinien, daß für ihn gebetet werde, dem bedrängten Stoljarow mitgeholfen, alle Schläge und Handschellen und sogar den Schlepptransport froh durchzustehen.

Diesmal erhielt Pjotr folgenden zeugnishaften Gruß von einer Glaubensschwester in Usbekistan:

»Lieber Bruder, Friede sei mit Dir!

Ich habe gehört, daß man Dir monatlich zweimal schreiben könne. Eine Antwort erwarte ich nicht. Ich war sehr froh zu hören, daß der Tod von Bruder Chmara Euch nicht eingeschüchtert hat und Ihr weiterhin das Banner der Christusliebe hochhaltet. Habt keine Furcht, Gott ist unser Schutz und unsere Hoffnung! Er wird nicht verziehen, den Sieg über den Geist des Bösen zu offenbaren.

Ein besonderer Umstand veranlaßt mich, Dir zu schreiben. Es soll Euch aber nicht betrüben, sondern im Gegenteil — Euch in der Gewißheit bestärken, daß Ihr nicht vergeblich Hohn und Spott ertragt im Gefängnis um des Namens Christi willen.

Ich habe vor meinem Töchterchen versagt. Uns Eltern wurde neuerdings verboten, die Kinder zum Gottesdienst mitzunehmen. Und Sonntagsschulen gibt es ja auch keine. Als ich mich eines Sonntags zum Gottesdienst bereit machte, fragte meine Sonja, ob sie mitgehen könne zur Versammlung. ›Das geht nicht, der Gemeindeleiter erlaubt es nicht,‹ sagte ich. Und da fragt Sonja: ›Ist denn der Leiter gläubig?‹ — ›Selbstverständlich, was fällt dir ein, so zu fragen!‹ — ›Wenn er gläubig ist, warum will er dann nicht, daß die Kinder zum Gottesdienst gehen? Christus hat doch gesagt: *Laßt die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht . . .*‹ Darauf sagte ich nichts und wollte weggehen, während meine Sonja plärrte: ›Der und gläubig! Wenn er gläubig wäre, würde er sich anders verhalten . . .‹ Mir wurde es zuviel, und ich sagte: ›Nun hör doch auf! Die Behörden haben ihm verboten, Kinder zum Gottesdienst zuzulassen!‹ Und da wurde ich vor folgende Frage gestellt: ›Wem dient denn der Leiter — Gott oder den Behörden?‹ Und untröstlich weinte Sonja. Ich nahm sie in die Arme und redete ihr zu: ›Mach dir nichts draus, es geht nicht mehr lange, und der Herr holt die Seinen . . .‹ — ›Die Seinen, die Seinen . . . Wer sind die Seinen? Die den Willen Gottes tun oder die den Willen der Behörden tun?‹

Ich konnte nicht mehr und erlaubte Sonja, mitzukommen, in der Hoffnung, daß man uns doch hineinlasse. Aber die Befürchtungen waren durchaus am Platze gewesen: Beim Eingang zum Bethaus stand ein Diakon, um die Minderjährigen am Eintreten zu hindern. Als er mich mit der zwölfjährigen Sonja sah, versperrte er uns den Weg: ›Wohin, Schwester? Die Kleine kann nicht teilnehmen.‹ — ›Was sollte ich denn mit ihr anfangen,

Bruder?« wandte ich mich geschlagen an ihn. »Was soll sie denn allein in der großen Stadt? Laß mich doch mit ihr bei der Tür sitzen!« — »Das ist nicht erlaubt. Muß ich den Gemeindeleiter holen?!«

Ich fing an zu weinen und machte mich mit Sonja auf den Heimweg. Und sie begann mich zu trösten: »Nicht weinen, Ma. Alle diese Diener sind nicht Knechte Gottes, sondern Knechte der gottlosen Behörden, die wollen, daß wir Kinder nicht an Gott glauben, und dazu brauchen sie die Hilfe der Gemeindeleiter und Diakone.«

Weißt du, lieber Bruder, da fiel die Binde von meinen Augen, dank meiner Zwölfjährigen. Jetzt gehe ich nicht mehr in jene Gemeinde. Lieber leide ich mit dem Gottesvolk, als daß ich mitmache und Christi Interessen verrate.

Mit diesem Brief wollte ich Euch trösten und Euch aufmuntern, nicht traurig zu sein. Wir beten für Euch, und wir haben gehört, daß Freunde in der ganzen Welt an Euch denken und Gott für Euch bitten. Lebt in der lebendigen Hoffnung, daß Gott für Euch kämpft. Diese Hoffnung läßt nicht zuschanden werden.

Eure Schwester Sima.«

Die Hoffnung läßt nicht zuschanden werden — welch wunderbare Verheißung!

*

»Mein liebes Frauchen!

Wie es uns gehe, fragst du? Dem Pjotr gesundheitlich schlecht. Er ist mit anderen Häftlingen wieder in unsere Kolonie zurückgebracht worden. Mehrmals hat er sich schon an den Arzt gewandt, aber vergeblich. Mit dem einen Auge steht es besonders schlimm, er hat wahrscheinlich weißen Star. Die stechenden Schmerzen geben ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Wenn du irgend kannst, so bringe doch zum Besuch Medikamente mit. Man hat

Hornhautentzündung festgestellt, aber jede Behandlung fehlt . . .«

So begann Kostja einen Brief.

✧

Anfang Juni bestellte der Chef der Operativen Abteilung die Ärztin zu sich.

»Sinaida Semjonowna, bringen Sie Pjotr doch in eine freie Poliklinik und zeigen Sie ihn einem erfahrenen Augenarzt. Man hat uns wissen lassen, daß die Baptisten-Fälle revidiert werden; die höhere gerichtliche Instanz kann jederzeit seine Entlassung anordnen, und dann schlägt der Junge Lärm, er sei wegen uns erblindet. Das kann einen Skandal geben wie um die Ermordung Chmaras von Kulunda.«

»Das wollte ich ja schon lange, Hauptmann! Aber Sie bremsten, und jetzt ist es vielleicht schon zu spät . . .«

»Na, gut, meine Liebe, nur keine langen Diskussionen darüber, wer was gewollt hat. Handeln wir lieber! Was noch zu tun ist, muß getan werden, um das Gemunkel unter den Häftlingen abzustellen, wir ruinierten den Burschen absichtlich . . .«

Am Abend ließ die Chefin des Sanitätstraktes Pjotr zu sich kommen und teilte ihm mit, er brauche am folgenden Tag nicht zur Arbeit zu gehen, sondern werde mit ihr zu einem Spezialisten in eine freie Poliklinik fahren.

Da saßen sie im Wartezimmer. Dutzende neugieriger Augen schauten auf Pjotr. Zwei bewaffnete Soldaten bewachten ihn.

Die Augenärztin untersuchte den Häftling sorgfältig.

»Zu spät«, war das Ergebnis. »Zu spät! Warum haben Sie ihn nicht eher hergebracht? Ich kann da nichts mehr machen. Ein Rezept kann ich ja ausstellen, aber ich bezweifle, daß der Bursche mit seinen zweiundzwanzig

Jahren die Sehkraft wiederbekommt. Warum hat man ihn bloß nicht früher gebracht?!«

»Es waren keine Wachen frei, um ihn zu begleiten.«

»Da hätte man mich ja in die Kolonie bestellen können! Na, so was !« schimpfte die Ärztin.

Pjotr wurde in die Kolonie zurückgebracht und am selben Abend ganz von der Arbeit befreit, bis er wieder gesund wäre.

Eines Tages Ende Juni vertraute der Produktionschef Pjotr an, er habe in der Sonderabteilung gesehen, daß er und Kostja rehabilitiert worden seien. Und tatsächlich, anderntags wurden die beiden entlassen. Kostja strahlte; Pjotr sah nachdenklich drein.

»Freust du dich denn nicht, daß wir frei sind?« Kostja konnte es nicht glauben.

»Schon. Aber ich denke daran, daß wir über kurz oder lang sowieso hierher zurückkehren werden und vielleicht sogar in einem Lager sterben. Diese Freiheit ist unzuverlässig, wie alles beim Atheismus. Er hat uns alle als Opfer vorgemerkt, darum mach dich lieber nicht auf ein unbeschwertes Leben gefaßt, sondern auf die Fortsetzung des Kampfes gegen die Kräfte der Finsternis.«

»Tja, ist wahr«, pflichtete Kostja bei. »Es geht nach wie vor um Leben und Tod.«

*

Nach Lapins Tod kamen sich Nikanor und Semjon besonders nahe. Was konnte einen Orthodoxen derart mit einem Pfingstler verbinden, zwei nach ihrer Konfession so verschiedene Männer? Diese Frage versuchte ein Mithäftling, ehemaliger Dozent für Marxismus-Leninismus, wissenschaftlich abzuklären. Ihn, den 60jährigen Knjasew, hatte seine nur halb so alte Gattin nach ein paar Ehejahren loswerden wollen und auf irgendeine Art hinter Gitter gebracht. In der Kolonie lud ihn die Administration ein,

jeden Monat einen Vortrag über antireligiöse Themen zu erarbeiten. Mit besonderem Interesse beobachtete der Dozent deshalb die Gläubigen.

Knjasew gehörte nicht zur Spitzelgarde des Operativen. Wie er in privaten Gesprächen zugab, glaubte er persönlich nicht uneingeschränkt an den Marxismus. Sein Vater war als orthodoxer Priester im Gefängnis umgekommen, und Knjasew hielt sein Andenken hoch in Ehren. Er trug um den Hals ein Medaillon mit einer kleinen Photographie des Vaters. Damit er sich in der Kolonie nicht davon trennen mußte, hatte er sich eine Sondererlaubnis verschafft. Mehrmals konfiszierten Aufseher bei der Generalfizierung sein Medaillon, aber der Marxist-Leninist schlug jedesmal Lärm, schrieb an den Staatsanwalt — und erreichte die Rückgabe. Den Gläubigen erzählte er stolz, sein Vater habe über eine der Wissenschaft unbekannte Kraft verfügt und im Namen Gottes Kranke geheilt. Er als Atheist glaube natürlich nicht an eine übernatürliche Macht, aber die Natur habe in jeden Menschen kolossale, geheimnisvolle Kräfte gelegt, mit denen er Wunder wirken könne. Der neue Politvize der Kolonie, ebenso beschränkt wie sein Vorgänger und die Kollegen anderswo, unterhielt sich stundenlang mit Knjasew, um seine dürftigen Kenntnisse zu erweitern.

Einmal lud der Politvize Semjon und Nikanor ins Rundfunkstudio der Kolonie ein. Dort setzte er sich an den Radioapparat und suchte einen Kurzwellensender. Da ertönte plötzlich die Stimme eines Predigers. Der Politvize sah auf und hieß die beiden Platz nehmen. Es war eine Sendung über das Gebet. Nikanor flüsterte Semjon ins Ohr:

»Das ist Poysti. Er soll einer von den unsrigen sein, von der Pfingstgemeinde.«

»Vielleicht aber auch einer von den unsrigen, nämlich ein Christ«, flüsterte Semjon lachend. »Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns, und wir alle werden zu Christi

Füßen zusammenkommen, wenn wir dessen bloß würdig befunden werden . . .«

Der Politvize grinste, als der Prediger dazu aufrief, sich dem Herrn zuzuwenden. Semjon sah nachdenklich drein, Nikanor strahlte. Wie rasch verflogen die kostbaren Minuten der Gemeinschaft mit jenem fernen Verkündiger der frohen Botschaft! Schon ist der Apparat ausgeschaltet, und sie sitzen da, ganz benommen von dem Ruf zur Entscheidung, von dem Zuspruch.

»Na, meine Herren«, unterbrach der Politvize ihre Gedanken. »Da hat euch dieser Prediger eine Lektion im Beten erteilt, aber für euch ist sie nicht aktuell. Ihr mögt zu eurem Gott beten oder nicht, er kann euch doch nicht befreien. Wenn ihr zu uns betet, sagen wir, zu *mir*, dann kann ich doch immerhin dazu beitragen, daß ihr freikommt. Ich kann euch sogar eine Garantie geben!«

Semjon runzelte schmerzlich die Stirn und sagte:

»Wissen Sie, Bürger Natschalnik, Sie tun mir leid. Gott wird Sie nicht verschonen, wenn Sie hierfür nicht um Vergebung bitten. Er läßt sich nicht spotten . . .«

»Ich pfeife auf euren Glauben! Ich glaube eurem Gott nicht!«

»Gott zwingt keinen, an ihn zu glauben«, sagte da Nikanor. »Semjon hat aber schon recht, wenn er sagt, daß unser lebendiger Gott sich nicht spotten läßt.«

»Hört auf, mir Moral zu predigen! Marsch in die Baracke! Und merkt euch endlich, daß ihr mehr davon habt, wenn ihr die Partei anbetet, statt einen, den es nicht gibt.«

Still kehrten Semjon und Nikanor in ihre Baracke zurück. Sie vergaßen, was der Politvize gesagt hatte, als sie Gott für die Worte dankten, die sie über das Radio hören konnten. Knjasew guckte ihnen verstohlen zu. Die ganze Nacht beschäftigten sie sich weiter mit dem Gehörten, nahmen es ganz ins Herz auf.

Beim Mittagessen anderntags trat Knjasew zu Semjon und fragte flüsternd:

»Hast gehört, daß unser Politvize tot ist?«

Semjon erschrak.

»Ja, es ist ihm etwas Seltsames zugestoßen. Er verließ gestern nach dem Gespräch mit euch die Zone und ging zum Bahnhof. Der Vorortzug setzte sich gerade in Bewegung, und er konnte eben noch auf ein Trittbrett springen. Er dachte wohl, man sehe ihn und mache ihm die Tür auf, aber im Zug bemerkte ihn niemand. Lange konnte er sich nicht halten und fiel unter die Räder . . .«

Bestürzt erzählte Semjon dem Dozenten von ihrem gestrigen Gespräch mit dem Politvize. Knjasew hörte mit heimlichem Schrecken zu und gestand:

»Ich hatte ihm die Idee gegeben, euch eine Poysti-Andacht hören zu lassen, um Heimweh nach der Freiheit, nach den Angehörigen zu wecken. Das war ein psychologischer Trick von mir! So also kann das kommen . . . Es ist ein zweischneidiges Schwert; da hatte ich mich verrechnet . . .«

Von da an sah man den alten Knjasew immer nachdenklich. Eines Abends hielt er Nikanor am Ärmel fest und bemerkte:

»Ich habe endgültig Schiffbruch erlitten. Meine Philosophie ist futsch! Es gibt doch einen Gott! Ihr könnt glücklich sein, daß ihr *ihn* anbetet . . .«

Damit wandte er sich unvermittelt ab und verzog sich ins Lesezimmer.

Erst am Abend des folgenden Tages erfuhren die Christen der Kolonie, daß der Dozent für Marxismus-Leninismus seine zwei Jahre abgebußt hatte und am Vormittag entlassen worden war. Samt seinem keimenden Glauben . . .

*

Wie die drei Baptisten brauchte auch Nikanor nicht die ganzen fünf Jahre abzusetzen. Auf einen Antrag des Koloniehefs hin wurde er nach zwei Jahren und acht Monaten befreit. Insgesamt hatte er als bekennender Christ bereits zwölf Jahre in Haftanstalten verbracht. Und niemand weiß, wieviel ihm Gott in Zukunft noch an Gefängnissen und Lagern bestimmt hat.

An der Schwelle zum Neujahr 1964 durften Nikanors Kinder bis Mitternacht aufbleiben. Zum Jahresende betete die Mutter mit ihnen, nachdem sie erklärt hatte, die Kinder könnten dem Vater im Himmel alle Wünsche fürs neue Jahr unterbreiten. Die kleine Ljuba bat darum, daß er ihren Papa nachhause schicke.

Am Neujahrstag erwachte Ljuba, als die größeren Kinder noch schliefen. Sie lief in die Küche, wo die Mutter das Frühstück vorbereitete.

»Mama! Mama! Der liebe Gott hat gesagt, daß Papi dieses Jahr ganz sicher heimkommt!«

Die Mutter zuckte die Schultern und lächelte traurig. Durch Ljubas Rufen waren die übrigen Kinder aufgewacht; Ljuba schlüpfte ins Bett zurück und erzählte den Geschwistern ihren Traum.

Es wurde Frühling und Sommer. Ein Bruder hänselte die Kleine:

»Jetzt sind schon sechs Monate vergangen, und Papi ist noch nicht da!«

»Wenn der liebe Gott gesagt hat, Papi kommt dieses Jahr heim, dann kommt er auch! Also!«

August 1964. Ein klarer Tag. Die Kinder spielten im Hof; Ljuba wirkte im Sandkasten. Plötzlich gewahrten sie einen Mann, der auf ihr kleines Haus zuschritt. Ljubas Herzchen schlug wild.

»Papi! Papi kommt!«

Um die Wette liefen die Kinder dem Vater entgegen. Auf halbem Wege stolperte Ljuba und fiel auf die Knie. Da erinnerte sie sich, daß sie ja zuallererst Gott für ihren

Papa danken sollte, und unbekümmert tat sie das nun vor allen Nachbarn, mitten auf der Straße.

Nikanor hob die Kleine auf und bedeckte sie mit Küssen. Die Kinder umringten ihn und freuten sich alle durcheinander. Seine Frau vermochte zunächst gar nichts zu sagen. Nicht sattsehen konnte sich die Familie am »Heimkehrer«! Innig dankten sie zusammen Gott.

»Papotschka«, lispelte Ljuba, die sich auf Nikanors Knien häuslich eingerichtet hatte, »der liebe Gott hat mir gesagt, daß du dieses Jahr heimkommst, aber die andern haben es nicht geglaubt. Aber ich habe ganz fest gehofft, und nun hat er dich heimgebracht . . .«

»Wie sind wir doch kleingläubig«, seufzte die Mutter. »Aber das Kind hat geglaubt, und Gott hat Ljuba nicht enttäuscht! Ihm sei Dank!«

Unverzüglich nahm Nikanor den Dienst als Leiter seiner Pfingstgemeinde wieder auf.

*

Semjon allerdings kam nicht vorzeitig aus dem Lager. Zehn Jahre macht es mit dieser Frist aus, daß er um des Glaubens willen gegessen hat. Vorläufig blieb er dann aber in Freiheit. Es war Pjotr ein Anliegen, sich nun um diesen Bruder zu kümmern, nachdem er in der Kolonie Semjons tatkräftige Hilfe erfahren hatte. Manche Mitchristen meinten zwar, ihn bremsen zu müssen: Man sorgt doch nicht für einen Gläubigen von einer fremden Konfession! Dazu noch für so einen Ikonenanbeter . . . Aber Gott hat Semjons Gebete doch erhört?! Genauso wie er ein orthodoxes Ehepaar erhört hat, von dem Astachow-Salow* in seinem Buch »Geheimnis und Macht des Gebets« berichtet. Was will man diesem evangelischen Autor entgegenhalten, der klar bezeugt, daß Gottes Handeln über die konfessionellen Schranken hinweggeht? Semjon bestritt übr-

* EChB-Christ, Missionar in Weißrußland bis zur Emigration nach Kanada, Ende der 20er Jahre.

gens nie, daß die meisten Orthodoxen nicht wiedergeborene Christen seien. Und er staunte stets, daß Gott seine Gebete erhörte — denn er sei dessen nicht würdig, sei sündiger als alle andern.

Was aber sagt Gott dazu? »In der Höhe und im Heiligtum wohne ich und bei denen, die zerschlagenen und gebeugten Geistes sind, um neu zu beleben den Geist der Gebeugten und zu erquicken das Herz der Zerschlagenen.« Das ist deutlich; Gott ist mit den Demütigen, die sich nichts auf sich und auf ihre Glaubensgemeinschaft einbilden, sondern allein Gott die Ehre geben.

Da hat doch tatsächlich einer reklamiert:

»Ich bin schließlich evangelisch, und Gott erhört nicht alle meine Gebete?!«

. . . die gewaltige Verantwortung, welche die Seelsorger, die Väter tragen — die nicht dazu angehalten haben, Jesus Christus nachzueifern, sondern lehrten, es sei einer gerettet, wenn er sich zum Baptismus (oder zur Orthodoxie, oder zu einer Pfingstgemeinde) bekehrt habe!

Weil Semjon die Nachfolge Christi am Herzen liegt und nicht der Konfessions-Zaun, war es nicht anders zu erwarten, als daß die Behörden ihn und seine Gemeindeglieder im Auge behalten. Auch für Semjon wollen wir beten.

31

Manche Wege führen weiter

Und was geschah mit dem Förster? Er verbrachte volle fünf Jahre in Lagern. Danach konnte er seine Familie ausfindig machen, lebte aber nicht mehr lange. Irgendwo im Gebiet Tomsk liegt er begraben.

Ist Proschin wieder aufgetaucht? *Mittelbar* begegnete ich ihm durch einen orthodoxen Priester, der irrtümlich in meine damalige Kolonie transportiert wurde. Wir unterhielten uns mehrere Stunden, nachdem schnell feststand,

daß wir beide Christen seien. Ich meine, es sei in dem, was er sagte, etwas von Proschins Lehre enthalten. Einiges davon sei hier wiedergegeben, sinngemäß korrekt rekonstruiert.

»Ich bedaure sehr«, sagte er unter anderem, »daß das Christentum im Westen und vielfach auch bei uns in Rußland immer mehr seine ursprüngliche Gestalt verliert . . .«

»Wie meinen Sie das?«

»Wissen Sie, die ersten Christen nahmen Jesus Christus im Glauben als Sohn Gottes an und versuchten ihm in allem gleich zu werden. Sie fürchteten den Tod um Christi willen nicht, im Gegenteil, sie freuten sich, wenn sie um der göttlichen Wahrheit willen verfolgt wurden. Sie waren allein von Gott abhängig, während heute . . . Auch unser Patriarch versuchte, die Kirche vor der Gewalt des Atheismus zu retten, keine Kompromisse einzugehen, und das endete traurig für ihn.«

»In welchem Sinn? Wie ist denn der Dienst von Patriarch Tichon nach der Revolution beendet worden?«

»Traurig, sehr traurig . . .« Und der Priester erzählte, wie die Organe mit dem Patriarchen umgegangen waren. »Wissen Sie, unser Patriarch wurde beigezogen zum Prozeß gegen den Erzpriester Saosjorskij, der die Zwangsbeschlagnahme der kirchlichen Schätze durch die Sowjetmacht als Gotteslästerung gebrandmarkt hatte. Man erschoss ihn dann. Dem Patriarchen stellte ein Richter die Frage, ob er die Gesetze des Staates für verbindlich halte. Wissen Sie, was er ihnen geantwortet hat, den Richtern? ›Ja, ich anerkenne sie, insofern sie den Regeln der Frömmigkeit nicht zuwiderlaufen.« Das hat ihn zugrunde gerichtet. Metropolit Wenjamin verfocht die Freiheit der Kirche von der Politik — das war sein Ende; er wurde erschossen. Ihren Bruder Odinzow, den damaligen Leiter des Baptistenbundes der UdSSR, der für kompromißlosen Dienst fürs Reich Gottes eintrat, verhafteten die Organe und hetzten dann Hunde auf ihn, die ihn in Stücke rissen.

Mein Vater kannte ihn, sie saßen in derselben Zelle und unterhielten sich stundenlang; Odinzow war ein wunderbarer Christ. Als mein Vater von seinem Ableben hörte, rührte er zehn Tage lang kein Essen an — aus Trauer. Er sagte immer: ›Oh, wenn alle Baptisten wären wie Odinzow, dann gäbe ich die Orthodoxie auf, ohne zu überlegen, und würde zu einem baptistischen Jünger.‹ Meinen Vater quälten die Organe 1947 ebenfalls zu Tode.

Ich ging in den Fußstapfen meines Vaters und studierte an der geistlichen Akademie. Doch als ich erkannte, daß die Kirche nicht frei sei von Politik und daß unter der Geistlichkeit — der orthodoxen wie der baptistischen — schon nicht mehr jenes aufopfernde Dienen für Gott vorherrschte, da wurde mir klar, daß mein Platz nicht an der Akademie war, und ich bat um Einsetzung in einer Gemeinde.

Seit dem Moment, da unsere Orthodoxie und euer Bap-tismus sich mit dem Ökumenismus und mit der Politik des atheistischen Staates verbunden haben, befindet sich das Christentum im Stadium des Absterbens. Die Rettung für das Christentum sah ich in der *Evangelisation*. Was ich von meinem Vater gelernt habe, das ist, was dieser seinerzeit von Odinzow gelernt hatte — daß in unserem System nur ein *wiedergeborener Christ* Gott treu bleiben kann. Ich beschloß nun, ohne von den Dogmen und Riten der Orthodoxen Kirche abzurücken, vor allem die Verkündigung des Evangeliums zu pflegen und meinen Gemeindegliedern sehr vorsichtig beizubringen, daß sie unbedingt diese *innere Umkehr* erfahren müssen. Doch bald schon mußte ich mich überzeugen, daß ich selber eine solche Umkehr noch nicht vollzogen hatte. Wissen Sie, man könnte da lange erzählen . . . Kurz: Ich erfuhr sie während eines Gottesdienstes, den ich zelebrierte. Da hatte ich ein Gesicht. Ich erblickte meinen Erlöser. Und wissen Sie, ich erfuhr mich als derart unwürdig und nichtig, daß ich nur wiederholen konnte: ›Er-

barme dich über mich Sünder!« Oh, dann begann aber eine neue Ära in Leben und Dienst für mich. Der Zustrom der Kirchenbesucher nahm schnell zu; ich begann energisch mit den Gläubigen zu arbeiten. Jedes Beichtkind führte ich auf den Gedanken hin, daß nur die völlige Hingabe an Christus in der Buße einen retten könne.«

✱

»Einst war ich im Garten beim Umgraben und bemerkte, daß ein Junge über den Zaun geklettert war und Äpfel abnahm. Er paßte aber nicht auf und brach mir mehrere Zweige ab. Da stahl ich mich von hinten an ihn heran und packte ihn am Arm. Er wand sich, versuchte sich loszureißen, schrie, aber ich hielt ihn feste und schleppte ihn unters Vordach. Da lag ein Haufen der schönsten Äpfel, und ich sagte, er solle sich davon nehmen, soviel er wolle. Mißtrauisch starrte er mich an und begann fast zu weinen. So stopfte ich selber Äpfel in seine Hosentaschen und in seine Bluse und sagte, er solle ruhig wiederkommen und auch seine Freunde mitbringen. Und wissen Sie, der Junge erschien und brachte vier weitere mit. Sie bekamen Äpfel zu essen und durften auch heimnehmen, soviel sie tragen konnten. So hatte ich bald ständig Kinder zu Gast. Sie erhielten manchmal auch Tee mit Honig. Aber nicht nur in meinem Garten waren sie gern, sie kamen auch zur Kirche. Mit der Zeit fing ich an, die Kinder in die Musik einzuführen. Ich bin ein großer Musikfreund. Ein halbes Jahr später kamen schon an die dreißig Kinder zu mir, mit denen ich Chorlieder einübte; ein paar Begabte lernten Instrumente spielen. Und kein Mensch erfuhr etwas davon; die Kinder mochten mich so gern, daß sie dicht hielten und niemandem von der Beziehung zum Priester erzählten. Eines Tages erfuhren es die Eltern aber doch, und einige erschienen zu einem Treffen. Es gefiel ihnen sehr. Auch eine Lehrerin begann die Kinder zu beschatten

und kam einmal in mein Haus, als wir gerade das dritte Kapitel des Johannesevangeliums behandelten. Zum Abschluß spielte das kleine Orchester einen Psalm, dann sangen sie alle zusammen . . . und die Lehrerin bekehrte sich daraufhin. Das war für alle eine große Freude; für mich endete die Geschichte allerdings im Gefängnis . . .

Ja, mein Lieber, »Wissen bläht auf«, und wir können uns überzeugen, daß die modernistische Theologie eine gefährliche Geißel ist für das *lebendige* Christentum. Gott wird durch die Seelen geehrt, die in Christus wiedergeboren sind, seien sie nun orthodox oder baptistisch oder sonst etwas. Wenn es das Anliegen aller Seelsorger aller Kirchen und Richtungen würde, ihre Mitglieder zum *lebendigen Christus* zu führen, dann müßte der Atheismus in der UdSSR zusammenkrachen wie ein Kartenhaus. Schade, ach wie schade, daß die Führer der Orthodoxie und des Baptismus in die Abhängigkeit von der atheistischen Politik geraten sind. Wenn sie sich bloß mit dem einen befaßten — zu evangelisieren und Seelen zum lebendigen Gott zu führen . . . Dann würde Rußland erneuert . . .«

»Kennen Sie Proschin?«

Er nickte und sah mich vielsagend an. Aber wir konnten uns nicht mehr darüber aussprechen, denn der Priester wurde gerade da zum Weitertransport abgeholt; damit verlor ich seine Spur. Nach meiner Entlassung horchte ich überall herum, ob jemand diesen feinen Priester kenne, lange vergeblich. Dann kam ich einmal in den Ort, wo er gedient hatte, und da bestätigte sich alles, was er bei seinem »Gastspiel« in unserer Kolonie erzählte. Er war für »Antisowjetismus« zu zehn Jahren verurteilt worden. Denn wer sich mit Evangelisation befaßt, wer Gott kompromißlos dient und andere dazu aufruft, der gerät unter die Anklage des Antikommunismus und gar des Antisowjetismus. Wer sich hingegen mit dem Atheismus arrangiert, wird von der Regierung gefördert und mit allen möglichen Regierungsauszeichnungen bedacht.

✱

Ein orthodoxer Gläubiger namens Zwetkow schrieb aus der Kolonie an den Patriarchen:

»Lieber Bruder in Christo!

Ich bitte Sie, beim Präsidium des Obersten Sowjets für meine Befreiung einzutreten, da ich meine Schuld eingesehen habe und künftig kein Verbrechen mehr begehen werde.«

Er soll eine Antwort erhalten haben vom Patriarchen, aber für diesen Brief an den Bruder in Christo kam er jedenfalls auf Anweisung des zuständigen Lagerverwaltungs-Chefs jenes Gebiets nicht *hinaus*, sondern sechs Monate in die Strafbaracke. Denn das geht doch nicht, daß ein Verbrecher den höchsten Geistlichen mit einem Brief belästigt!

✽

Die kleine Dascha blühte auf und ist inzwischen schon Mutter von zwei Kindern; ihr Mann ist Leiter einer EChB-Gemeinde vom Rat der Kirchen, der sie auch angehört. Wäre nicht Proschin gewesen, so hätte sie heute wohl das Parteibuch in der Tasche und würde sich gar an der Verfolgung der Gläubigen beteiligen. Gott hatte auch Proschin dazu gebraucht, Seelen für Christus zu gewinnen. Dascha hat ihren verschollenen geistlichen Vater noch nicht aufgegeben. Sie ist sehr liebevoll und teilnehmend; ihr Mann ist glücklich mit seiner Gefährtin. Schon zweimal ist er ins Gefängnis gekommen wegen der Verkündigung des Evangeliums.

✽

Erinnern Sie sich an die Feier im Försterhaus, aus dem einer der Versammelten unbemerkt verschwand, während Proschin und der Förster in die Taiga davongaloppierten? Ganz unverhofft habe ich noch ein Mosaiksteinchen ge-

funden. Ich erfuhr, daß jener »Gläubige« von den Behörden eingeschleust worden war und den Förster anzeigte. Fünf Jahre später verlor er den Verstand; er wiederholte immer nur: »Ich bin ein Verräter! Ich bin ein Verräter!« Im Ob ist er ertrunken. Das versuchte man den Gläubigen in die Schuhe zu schieben.

Die Zeitungen warten ja nur auf solches Material! Ungestraft kann die Sowjetpresse Lügen über die Gläubigen drucken. Nie wird eine Berichtigung veröffentlicht. Schließlich ist es Parteilinie, mit der Religion aufzuräumen. Eine Mitarbeiterin des Exekutivkomitees in einem Stadtbezirk von Frunse äußerte sich mir gegenüber so:

»Gegen euch — die Gläubigen — sind alle Mittel recht, und sie werden in unserem Land angewandt, bis von eurem Glauben und eurem Gott kein Stein mehr auf dem andern bleibt.«

Damit wird es aber den Genossen Atheisten letztlich gleich ergehen wie dem Politvize in Semjons und Nikanors Kolonie. Gott ist gestern und heute und in Ewigkeit derselbe.

*

Vom Weg des Küsters jenes baptistischen Bethauses hörte ich 1967 in der Kolonie durch einen Brief. Man schloß ihn aus der registrierten EChB-Gemeinde aus, als Pankratow — ebenfalls vorzeitig — aus dem Lager zurückkehrte.

Nach seinem Ausschluß aus der Allunionsrats-Gemeinde betätigte sich der Küster noch eine Zeitlang weiter als Verräter, jetzt als fleißiger Besucher der orthodoxen Gottesdienste. Bald konnte sein Chef im KGB ihn nicht mehr brauchen. Der Alte ertränkte seinen Kummer über *diese* Entlassung in einer Kneipe. Auf dem unsicheren Heimweg über Glatteis und Schnee fiel er hin, schlug mit dem Hinterkopf auf und starb sofort an einer Gehirnblutung. Seine Frau kümmerte sich nicht um die Bestattung; die

Arbeitgeber im KGB würdigten ihn ebenfalls nicht der Hilfe; ihnen konnte es recht sein, daß er tot war.

Pankratow selber fand sich als Leiter einer freien Baptistengemeinde erneut verhaftet und zu fünf Jahren Freiheitsentzug abgeurteilt. Er saß diesmal die volle Frist ab und dient seither wieder als treuer Reichgottesarbeiter, geachtet und geschätzt von den älteren wie von den jungen Christen.

*

Stoljarow haben wir aus den Augen verloren — die KGB-Organen ihrerseits gewiß nicht. Sein Dossier wird weiter gefüllt, und eines Tages holt man, wenn Gott es zuläßt, wohl wieder zum Schlag gegen ihn aus. Vielleicht heißt es dann, Stoljarow sei ein Fanatiker, der durch die Verkündigung Christi die Öffentlichkeit vom Aufbau der lichten Zukunft wegreiße. Man *erbaut* in der Tat mancherorts neue Gefängnisse, von neuen Lagern ganz zu schweigen. Die Atheismusfunktionäre rechnen ja fest damit, daß an der Schwelle des Übergangs zum Kommunismus *»alle Gläubigen, die hartnäckig an Gott festhalten, in Konzentrationslager versorgt«* werden, wie Politvize Tukejew sich 1963 wörtlich ausdrückte. (Politvize Schakirow formulierte es 1967 ähnlich; unter dem Einfluß von Haschisch sagte er noch ganz andere Dinge.) Wir werden sehen, was Gott selber dazu sagen wird.

Er wartet die Zeit ab. Er prüft sein Volk im Schmelzofen und schaut zu, wie die Christen draußen darauf reagieren: Beten sie? Besuchen sie die Geschwister im Gefängnis? Unterstützen sie die Gefangenen und ihre Familien materiell? Gott sei Dank, sein Volk tut es an allen Ecken der Erde.

*

Ein Reichgottesarbeiter von Kirgisien besuchte 1974 Verwandte in einem anderen Landesteil und berichtete mir nachher.

Er traf dort den Leiter einer registrierten Baptistengemeinde Westrußlands, der untergetaucht war. In seiner Gemeinde bekehrte sich ein etwa vierzigjähriger Mann, dessen Frau schon vorher gläubig war. Die Kirche war begeistert über die Bekehrung, denn sie hatten lange für den Mann ihrer Glaubensschwester gebetet. Nun sahen sie die Antwort auf ihre Gebete. Der Neubekehrte wurde bald getauft und in die Gemeinde aufgenommen. Er zeigte sich als äußerst tätiges Mitglied, und zwei Jahre darauf wählte ihn der Gemeindeleiter zum Gehilfen. Gemeinsam standen sie nun in der Reichgottesarbeit. Der Leiter war ein bescheidener, treuer Christ; für die Vorschriften des Kultusbevollmächtigten und des Allunionsrates der EChB war er einfach schwerhörig. So entschlüpfte er der KGB-Kontrolle . . . Da mußte etwas unternommen werden!

Eines Nachts klopfte der Gehilfe beim Gemeindeleiter an. Er müsse dringend mit ihm sprechen.

»Weißt du, Bruder . . .« begann er. »Ich arbeite für das KGB. Ich habe den Auftrag, dich unschädlich zu machen. In der Kirche lieben dich alle so, daß es auf moralischer Ebene nicht zu schaffen ist. Darum bekam ich Anweisung, in den nächsten Tagen einen Verkehrsunfall zu inszenieren. Du tust mir leid, weil du ein aufrichtiger Christ bist. Weil du so rein bist und so freundlich zu allen Leuten und auch zu mir, kann ich's nicht tun. Ich bitte dich, verschwinde ganz still aus der Stadt, noch diese Nacht. Bis zu dem und dem Datum muß ich dich liquidiert haben. Wenn du abhaust, kann mein Chef nichts tun; der Gemeinde erkläre ich, du habest die Herde ohne Hirten gelassen — irgendwie kommt das schon recht. Fahr los! Sonst bist du erledigt!«

Der Presbyter nahm noch in derselben Nacht einen Zug nach ***.

»Wie hieß jener Gehilfe?« fragte ich den Berichterstat-
ter. »Das ist ja fast wie in einem Roman!«

»Ich habe mein Wort gegeben, daß ich seinen Familien-
namen nicht weitersage. Mit Vornamen heißt er Igor.«

»Igor! Und seine Frau heißt Lena Sil?«

»Woher weißt du das?« fragte er verwundert zurück.

»Weißt du, was das alles heißt? Ich würde es dir nicht
glauben, wenn nicht dieser Name stimmte. Lena Sil . . .
Diese Sache muß man auffliegen lassen! Verstehst du?
Hinfahren und alles ans Licht bringen!«

»Nicht so hitzig«, dämpfte er mich. »Was willst du er-
reichen? Es glaubt dir doch niemand. Sie können dich als
Verleumder anprangern und gegen *dich* einen Unfall orga-
nisieren, und dann haben sie wieder Ruhe.«

Arme Lena! Wenn sie erfährt, was ihr Mann ist — wie
kann sie das tragen? Er ist inzwischen an die Stelle des
Gemeindeleiters nachgerückt. Welche geheime Arbeit er
als Beruf ausführt, weiß Lena nicht, es gibt ja viele Mög-
lichkeiten außer dem KGB.

Wer betet für Lena? Und wer für Igor?

Diese Geschichte ist nicht bloß eine individuelle Tra-
gödie; sie zeigt die Tragik der ganzen Kirche, die noch auf
die Leitung des Heiligen Geistes Anspruch erhebt, tatsäch-
lich aber vom Geist des Diotrephes gefangen ist, »welcher
der Erste sein möchte und uns — schrieb der Apostel Jo-
hannes — nicht annimmt«. Kommt es nicht daher, daß die
»Oberen« demütige Gläubige blasphemisch Diener des
Teufels nennen, Gläubige, die nicht Buch führen darüber,
wieviele Seelen sie zur Umkehr gebracht haben, und sich
nicht für große Evangelisten halten, sondern in Selbstbe-
herrschaft und in stetem Verbundensein mit Gott verblei-
ben — und dann von *ihm* eine Offenbarung erhalten zur
Auferbauung der Kirche? Ihr Amtsträger, »ihr zeigt euch
den Menschen von außen gerecht . . .« Gott aber sieht aufs
Herz.

Gottes Wort in harter Haft

Bei meiner zweiten Verhaftung befand ich mich fast vier Monate in KGB-Untersuchungshaft und kam dann ins städtische Gefängnis, in eine der zahlreichen Zellen in Block I. Beim Eintreten schlug mir dicke feuchte Luft entgegen; die Zelle war klein, aber anstelle von sechs waren bereits vierzehn Häftlinge darin. Das Gefängnis quoll über von Verhafteten; auch die Etappengefängnisse waren überfüllt, vermochten das Material nicht rechtzeitig weiterzuspedieren. In den Kolonien errichtete man dreistöckige Pritschen.

Es lief in der zweiten Hälfte der 60er Jahre nämlich eine Kampagne zur Bekämpfung des Rowdytums. Um die Gefängnisse und Lager wieder zu entlasten, kommandierte man die nicht vorbestraften Häftlinge mit Strafen von zwei, drei Jahren per Ukas zum Aufbau der chemischen Industrie ab. Die alteingesessenen Kriminellen giftelten:

»Vom Komsomol fährt keiner mehr freiwillig zu diesen Bauobjekten, da lochen sie den erstbesten ein, verpassen den Jungs ein paar Jährchen und entlassen sie dann zu Hunderten bedingt, nämlich zur Arbeit dort, wo der Staat sie braucht.« —

Ich grüßte und stellte mich als Christ vor. Mein Kriminaldelikt: Ich hatte in der Gemeinde als Jugendleiter gewirkt.

Im weiteren Gespräch stellte sich heraus, daß in der Zelle außer einem ausgekochten Gauner lauter Neulinge saßen, die es gänzlich zufällig erwischt hatte. Ich konnte nur noch den Kopf schütteln vor Staunen. Als ich das erste Mal einsaß, hatte ich zur Genüge Berufsverbrecher kennengelernt. Und jetzt also Rowdys. Einer war nachts im Halbschlaf ins Treppenhaus hinausgetappt und hatte von seinem zweiten Stockwerk ins erste hinunter uriniert.

Drei Jahre bei verschärftem Regime. Man machte sich in der Zelle viel über ihn lustig — und der Bursche flennt. Hart war es auch für den Zehntkläßler, der mit Steinen auf einen Spatzen gezielt hatte; doch ein Stein war ins Fenster der Nachbarin gegangen. Drei Jahre bei gewöhnlichem Regime. Die übrigen saßen ebenfalls wegen anekdotischer Vorfälle im Gefängnis. Hier wurden sie nicht nur gefoppt, sondern auch darin unterwiesen, Haschisch zu rauchen, direkt in der Zelle ihren Tschifir zu brauen, »um etwas« Karten zu spielen. Man entließ qualifizierte Verbrecher.

Ich erzählte meinen Zellengenossen, wie andere Rowdys die Fenster der Häuser von Gläubigen einschlugen; wir hatten nie gehört, daß einer dafür bestraft worden wäre.

»Ja, das ist etwas anderes«, bestätigte der Schüler, »uns hat man auch dazu ermuntert, sogar in der Schule, es den Gläubigen zu zeigen — ihnen die Fenster einzuwerfen, die Jugendlichen zu verprügeln, welche die »Ansammlungen« der Baptisten besuchen wollten. Bei mir dagegen . . . Die Nachbarin ist über mich hergefallen und hat mich in den Knast gebracht, weil ich ihre Scheibe traf statt meinen Spatz. Sie arbeitet halt als Notarin.«

All das Gehörte ging mir nächtelang im Kopf herum; zudem beschäftigte mich der Verlauf der Untersuchung. In der Anklageschrift legte die Staatsanwaltschaft mir und meinen Freunden zur Last, daß wir uns mit jungen Christen außerhalb der Stadt getroffen hatten zu Gesang, Gebet und Bibelarbeit. Dies qualifizierte das KGB als anti-gesellschaftliche Tätigkeit.

»Was läßt du eigentlich so den Kopf hängen, Kumpel?« erkundigte sich der versierte Gauner teilnehmend. Ich fand eine Antwort:

»Weißt du, ich soll zusehen, wie du Bücher verschlingst, während ich meine Bibel vermissen muß. Hätte ich doch eine . . .«

»Eine Bibel? Aha, ich weiß. Meine Großmutter hat mir daraus vorgelesen anno dazumal. Morgen fängt mein Prozeß an, der dauert gewiß etwa zehn Tage, da können wir dir schon so was beschaffen. Gib mir deine Adresse, da kann meine Schwester mal vorbeigehen und am zweiten Prozeßtag deine Bibel mitbringen.«

»Aber wie denn? Es gibt doch Kontrollen!«

»Das ist nicht deine Sorge! Hundertfünfzig Diebstähle habe ich begangen und bin nie erwischt worden, habe mich selber gestellt, da werde ich auch noch ein Bibelchen durchkriegen.«

Zögernd gab ich ihm die Adresse eines Freundes.

Am folgenden Abend Zwischenbericht: Der Aufseher wollte ihm zuerst absolut kein Treffen mit seiner Schwester gestatten, so daß sie ihm einen halben Hunderter zustecken mußten; darauf konnte er ihr die Adresse und den Auftrag übermitteln.

»Morgen abend hast du dein Bibelchen . . .«

Und als am nächsten Abend der Aufseher die Tür hinter ihm geschlossen hatte, rief unser Dieb triumphierend aus:

»Hurra! Da ist deine Bibel!«

Ich fiel ihm um den Hals und ließ mir dann erzählen.

»Mein Schwesterchen hat dem Aufseher nochmals die Pfote geschmiert, da erlaubte er ihr, mir das Ding zu übergeben. Aber wie ich wieder ins Gefängnis komme, läuft mir doch der Chef übern Weg und befiehlt dem Aufseher, mich bis auf die Haut auszuziehen und zu filzen. Der hat Lunte gerochen. Na, ich komme in die Filzungskammer, beginne mich langsam auszuziehen und kombiniere derweil, wo das Bibelchen hintun. Für einen Augenblick drehte sich der Aufseher um, da steckte ich's ihm in die Manteltasche. Er filzt mein Zeug, späht mir ins Maul, in die Ohren, befiehlt mir, mich anzuziehen. Sie waren auf Haschisch aus. Da geht der Aufseher auf die Tür zu, fast hätte ich gerufen: ›Halt! Mein Bibelchen!‹ Aber ich hab's runtergeschluckt und hab ihm von hinten mit zwei Fingern

das Ding aus der Tasche gezogen und es schnell unter mein Zeug spediert. Da sieht er sich um, kommt aber nicht draus . . . und geht. Und jetzt ist die Bibel in deinen Händen. Paß gut darauf auf, es hat mein Schwesterchen immerhin einen Hunderter gekostet.«

Es war ein Johannesevangelium mit Heilsplan. Wenn eine Mission im Westen feststellt, daß es ihre Ausgabe war, möge sie den Dank von einem ehemaligen Häftling für das Wort Gottes annehmen! Ich ließ das Bibelteil nachher in der Kolonie, wo noch einige Pfingstgläubige zurückblieben. Sie sollten das Wort Gottes wieder gläubigen Häftlingen übergeben, doch die Verlockung war zu groß — sie schmuggelten das Johannesevangelium mit in die Freiheit und schenkten es einer Gruppe junger Christen, die überhaupt keine Bibel besaßen.

Wo wurde dieses Büchlein nicht überall versteckt! In Kapokkissen und Matratzen, in der Krücke eines Invaliden, im Tisch des Natschalniks unserer Sektion (bitte, ärgern Sie sich nicht, wenn Sie's erfahren!), in der kalten Asche im Heizraum und einmal gar zwei Stunden lang in der Jackentasche des betrunkenen Sektionschefs. Das war während einer Generalfilzung, und meine Mithäftlinge retteten mein Kleinod auf diese Weise, als der Major in der Sektion herumfluchte. Ob er sich daran erinnert? Wohl kaum, ebensowenig wie daran, daß man ihm auch Haschisch in seine Tasche steckte, wenn er unverhofft am Arbeitsplatz auftauchte, um am ersten besten seine Wut auszulassen, nachdem ihm die Frau wieder einmal kein Geld zum Ertränken seines Katers gegeben hatte. Die Häftlinge ließen dann eine Dreirubelnote in seine *rechte* Tasche gleiten, weil keiner ihm unter die Hände und in den Karzer kommen wollte, und in seiner *linken* Tasche, die er nie benutzte, ließen die Jungs verstohlen Haschisch, Spielkarten, einmal auch Morphinum verschwinden. Er trug die Schätze nichtsahnend vom Arbeitsobjekt in die Lagerzone, wo er empfangen wurde: Zwei, drei Häftlinge redeten ihm

um den Kopf, während ein weiterer von hinten mit meisterhaftem Griff jene linke Tasche entleerte. Der Major wußte zwar, daß Bargeldbesitz für einen Häftling strafbar war, aber er wußte auch, daß sie Bargeld brauchten, um über einen Freien zum dreifachen Preis ein bißchen Zucker zu erstehen, damit sie doch immerhin einmal zur Abwechslung süßen Tee trinken konnten. Und der Major profitierte davon.

Im Winter 1968/69 wurde es ganz unerträglich kalt. Da gab es keinen Brennstoff; Filzstiefel hatten wir Häftlinge auch nicht, und so brauchten wir nicht zur Arbeit zu gehen, sondern hielten uns in den Baracken auf — die Luft war feucht und stickig, kein Wunder bei den dreistöckigen Pritschen (man schlief angekleidet, in Stiefeln, Wattejacke und Mütze). Da kam der Major eines Tages in die Baracke gerannt und jagte alle hinaus, bei 35 Grad unter Null, viele bloß in Halbschuhen, und hielt die Häftlinge draußen, bis man ihm einen Schein in die berühmte rechte Tasche steckte — als *Trinkgeld*.

Von dieser Freiluftübung behielt ich als Andenken einen Lungenschatten. Der Major kommentierte:

»Nicht halb so schlimm. Wir müssen den Kerl in ein paar Laster einführen, dann hört er auf, zu Gott zu beten, oder zumindest verjagen ihn dann seine Gläubigen.«

»Ich bin nicht sicher, daß ich Kraft genug habe, mich gegen diese Laster zu wehren, aber ich bete ständig, daß Gott für mich kämpfe. Christus ist der Sieger und ich bin nichts.«

Unter demselben Offizier mußten wir Häftlinge im Sommer bei vierzig Grad im Schatten unsere zehn Stunden täglich schufteten, ohne einen Schluck Wasser zu bekommen. Wer aus dem Bewässerungsgraben übelriechendes Naß trank, konnte sich nachher bis zu drei Monaten mit einem verdorbenen Magen quälen. Der Lagerarzt, ein ehemaliger Tierarztgehilfe, erhielt jedoch Anweisung, uns deswegen nicht von der Arbeit zu befreien.

Im Herbst dann ernteten wir von Hand ganze Kartoffeläcker ab. Die Wachsoldaten wollten gern gebratene Kartoffeln haben und hießen die Häftlinge Feuer machen; wir könnten uns dann auch satt essen daran, versprachen sie. Wer ausgerechnet angefahren kam, das war der scharfe Major. Er zerrte das Feuer auseinander und stampfte auf den halbgaren Kartoffeln herum.

»Und Sie wollen im Kommunismus leben? Sie wollen uns zu ehrlichen Erbauern der *lichten Zukunft* erziehen?« dachte ich laut.

»Zum Haschraucher erziehe ich dich, zum Alkoholiker, damit du endlich aufhörst, vor deinem Gott Kniebeugen zu machen!« schrie unser Major zurück.

Und als ich, ziemlich krank, zur Reinigung der Bewässerungskanäle abkommandiert wurde, suchte mich eine Verwandte bei der Arbeitszone auf. Sie erhielt vom Wachkommandanten die Erlaubnis nachzufragen, wie es mir gesundheitlich gehe. Noch ehe sie bei der verbotenen Zone angelangt war, kam vom Wachturm eine Maschinengewehrsalve. Sie erschrak zu Tode; die Geschosse piffen hart an ihrem Kopf vorüber.

»Miserabel gezielt«, kommentierte der Stellvertreter des Majors, »dafür sollte man den Schützen auf die Hauptwache schicken!«

Unser Sektionschef widersprach nicht.

*

Der Major soll aber doch nicht mit Namen genannt werden, hat er doch — unwissentlich — einem Häftling das Johannesevangelium bewahren helfen.

Später fragte ich den ehemaligen Dieb, der in der Kolonie gläubig wurde, ob er nicht Gewissensbisse habe, weil er jenes Bibelteil ins Gefängnis schmuggelte.

»Wo denkst du hin, Bruder! Das ist wohl die einzige gute Tat, die ich je getan habe! Es hat mich veranlaßt, über

Gott nachzudenken, und dann bin ich ja zur Einsicht und zur Umkehr gekommen . . .«

Gott sei Dank dafür!

Epilog

Dieses Buch hat auch seine Geschichte. Dreimal mußte es neu abgefaßt werden. Von 1960 an sammelte ich Material über das Leben der Christen in der UdSSR, und zwar jedweder konfessionellen Zugehörigkeit. Es war ein sehr aufwendiges Unterfangen.

Doch während meiner ersten Strafverbüßung mußten die Angehörigen zuhause sämtliche Aufzeichnungen verbrennen. Als ich entlassen wurde, machte ich mich gleich dahinter, das Material wieder zusammenzutragen, indem ich die noch heißen Spuren verfolgte. Ich traf mich mit dem (seither verstorbenen) Förster, mit Dascha Lukin und zahlreichen weiteren Gläubigen.

Im Mai 1966 holte der Drache zum Schlag aus. Alle Notizen über die Haftanstalten verschwanden in seinem Schlund, und schleunigst vernichteten meine Angehörigen den Rest meiner Aufzeichnungen. Ein wahrer Festfraß für den Drachen, meine Lagertagebücher 1962 — 65!

Und ein Anlaß zu meiner zweiten Verhaftung.

Die Hausdurchsuchung und Beschlagnahme meines Schatzes warf mich erst einmal aus der Bahn; während der Haft von 1966 bis 1970 verwand ich den Schlag mit der Zeit.

Warum aber lag mir das Schicksal der Christen aus allen möglichen Denominationen und Strömungen so sehr am Herzen? Ich will versuchen, die Antwort ganz kurz zu fassen.

Die Entwicklung eines sowjetischen Jugendlichen, der die Wahrheit sucht und sie einzig in der Heilsbotschaft findet, verläuft nicht ohne seelische Erschütterungen. Es wurde zu meinem brennenden Anliegen, Waffen und Ziel

des Drachens zu erforschen. Mehrere Jahre beschäftigte ich mich damit. Und als das Bild fest umrissen war, erhob sich die dringliche Frage: *Wie widersteht unsre Christenheit im ganzen dieser finsternen Macht?*

Von den »großen Kolossen« der Kirchen war ich bald enttäuscht, waren sie doch nolens volens zu Marionetten in der Tatze des Drachens geworden oder gar bewußt Kompromisse mit ihm eingegangen. Eine andere Christenfamilie suchte ich — jene, welcher der Tod um Jesu Christi willen als Gewinn gilt.

Für mich wurde sie langsam sichtbar, als die Bewegung der kompromißunwilligen EChB-Gemeinden für die Reinheit der evangelischen Lehre zahlreiche Gläubige aus vielen Denominationen aufrüttelte und man deutlich zu erkennen anfang, wohin die Jochgemeinschaft mit dem Drachen einen Diener Gottes führt. Damals begannen die Begegnungen zwischen Baptisten, Reformadventisten, gemäßigten Pfingstlern, Angehörigen der Wahren Orthodoxen Kirche, Mennoniten und anderen.

Der Drache blinzelte und registrierte, was sich da *bewegte*. Kein Wunder, daß ihn meine Aufzeichnungen über das Eindringen der KGB-Organen in die Gemeinden und über die Versuche, treue Gotteskinder zu verwirren, geradezu rasend machten. Da schlug er zu, wo und wie er konnte; mit Vorliebe vernichtet er seine Gegner moralisch. Gerüchte und Verleumdungen kursierten auch über mich, doch war die Wirkung wohl unbefriedigend. So änderte der Drache 1966 seine Taktik und drohte unumwunden, mich physisch zu liquidieren — wie man es zuvor mit Chmara und später mit Moissejew getan hat.

1971 gelang dem Drachen nochmals ein Coup gegen meine Wohnung; er konfiszierte fast alles Material, in dem ich inzwischen die Erinnerungen Dutzender von Christen festgehalten hatte.

Drohungen, Provokationen, Verleumdung — der Schatten des Drachens begleitete mich bis zum Tag meiner

Ausreise in den Westen. Er hat nie irgendein Mittel verschmäht, um Leute zu erledigen, die *ganz* zum Dienst für Gott bereit sind.

Denn der Drache, lieber Leser, der Drache schnaubt mit furchtbarer satanischer Macht und sucht alle Menschen zu verschlingen, alle Völker der Welt zu beherrschen.

Schlimm, sogar tragisch ist es, als Werkzeug des Drachens zu dienen. War etwa an Traubes Tod allein der Drache beteiligt? Und jene, die dem Drachen glaubten, der Pastor habe mit seiner Tochter geschlafen — ihr Pastor, der um des Glaubens willen schon so viel durchgemacht hatte —, sind sie nicht mitschuldig an seinen Leiden? Und jene, die sagen: Was geht's mich an, wenn man einem Pfingstler (oder, je nach Fall, einem Lutheraner oder Adventisten oder Baptisten . . .) die Kinder wegnimmt! — leisten sie nicht auch dem Drachen Schützenhilfe gegen die Gemeinde Jesu?

Eine Tante Katja bot dem Drachen die Stirn; und für wen riskierte die Adventistin Leib und Leben? Für Baptisten. Nein: für Brüder in Christus. Solche Hilfe »bewirkt Danksagung gegen Gott«! Dank auch allen Christen, die mit ihren Gebeten und Opfern die Gefangenen und deren Familien unterstützt haben — die hier Genannten und die vielen anderen.

Einige Berichte ließen sich aus dem Gedächtnis nicht mehr rekonstruieren, so der Zeugentod zweier mennonitischer Prediger, die Ende der fünfziger Jahre in einem der Nordlager umkamen. Indes, die Namen *aller* treuen Christen, welche der Drache zu Tode gequält hat, sind bei Gott im Buch des Lebens aufgezeichnet . . . und die sowjetischen Opfer zudem in den KGB-Archiven; der Drache führt ebenfalls Buch, unersättlich wie er ist. Wen hat er als nächsten vorgemerkt?

Aus erster Hand, nämlich von einer entfernten Verwandten, die der Kommunistischen Partei angehört, habe

ich erfahren, was ein Mitglied des Zentralkomitees an einer Parteiversammlung in seinem Referat sagte:

»Ihr (Kommunisten) seid derart passiv geworden, wie es die Christen im Westen sind. Deshalb haben die Christen in der UdSSR guten Boden für das Evangelisieren, trotz allen Verfolgungen; wir dagegen finden im Westen die günstigsten Voraussetzungen für unsere Arbeit vor.«

Daß der KP-Funktionär recht hat in bezug auf den guten Boden in der Sowjetunion, belegen die Zeugnisse dieser Seiten; wir Christen haben das erfahren in Freiheit wie in Haft. Der Herr wollte *Arbeiter* auch in die Gefängnisse und Kolonien schicken. Manche sind bereit gewesen, sind den Weg gegangen, haben sich durchtragen lassen und seine Liebe erfahren.

Wir sind keine Superchristen. Wir sind keine Helden. Nur — wir sind unterwegs. Auf *dem Weg*: in Jesus. Aus Gnade.

Spenden zugunsten der verfolgten Untergrundkirche können eingezahlt werden:

Deutschland:

Hilfsaktion Märtyrerkirche e. V.
Postfach, 7772 Uhldingen 1
Postscheckkonto Dortmund 7711-461

Schweiz:

Hilfsaktion Märtyrerkirche, Zürich,
Postfach 169, 3601 Thun
Postcheckkonto 80-4309

Österreich:

Hilfsaktion Märtyrerkirche
Postfach 12, 8043 Graz
Postscheckkonto 4.303.600/87-34634

Bücher über die Märtyrerkirche

von Pfarrer Richard Wurmbrand:

Das blutbeschmutzte Evangelium

Wurmbrand Briefe

Gefoltert für Christus

Stärker als Kerkermauen

In Gottes Untergrund

Wohin Du mich sendest!

Langspielplatte

von Sabine Wurmbrand:

Mit und ohne Richard

von Michael Wurmbrand:

Christus oder die Rote Fahne

von Mary Wang:

Chinas Kirche lebt!

von Georgij Petrowitsch Vins:

Der Familie entrissen

von Harald Vetter:

Der Schrei ohne Antwort?

„... so du niederfällst und betest mich an“

Die Versuchung des Pastors Willi Heine

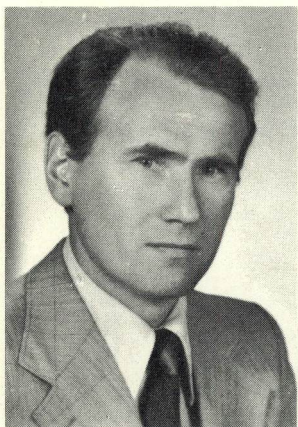
von George Watt:

China „Spion“

Tonband-Kassetten

(Themen auf Anfrage)

Wer mehrere Exemplare bestellt und sie weitergibt, treibt wirksame Schriftenmission!



Hermann Hartfeld

wurde 1942 im Gebiet Omsk in Sibirien geboren. Nach Abschluß von 7 Klassen Volksschule wollte er sich weiterbilden; doch alle Anläufe, eine höhere Lehranstalt zu besuchen, scheiterten an dem Umstand, daß er Christ war. So arbeitete er vom 14. Jahr an u. a. in Sowchosen, ab Sommer 1962 als Anstreicher in Semipalatinsk. Hier wurde er im November verhaftet

und für sein Bekenntnis, für seinen Einsatz unter der gläubigen Jugend zu 5 Jahren Freiheitsentzug in einer Besserungsarbeitskolonie mit strengem Regime verurteilt. Aufgrund besonderer Vorkommnisse sah sich Hartfeld im Juni 1965 vorzeitig entlassen. Mit Mutter und Schwester ließ er sich nun in Taschkent (Usbekistan) nieder und fand Arbeit in einem elektrotechnischen Betrieb. Am 28. 5. 1966 erneut verhaftet, büßte er bis 1970 seine zweite Lagerstrafe ab, wiederum für christliche Jugendarbeit. Im Sommer 1970 heiratete Hartfeld. Nachdem die Haussuchungen und Verhöre durch das KGB im Januar 1971 wieder einsetzten, zog er nach Frunse (Kirgisien). An einer christlichen Jugendkonferenz im Dezember 1973 in Alma-Ata nahm man den aktiven Christen einmal mehr in Haft, allerdings nur kurz. Darauf beantragte er — als deutschstämmiger Sowjetbürger — die Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland, die im Juni 1974 erfolgte. Seit 1975 besucht Hermann Hartfeld eine Bibelschule.